

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 41 (1982)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

THOMAS M. SCHEERER, *Ferdinand de Saussure. Rezeption und Kritik*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1980, X, 222 p. (Erträge der Forschung 133).

Daß das Interesse an wissenschaftshistorischen Fragen in den letzten Jahren gerade auch im Bereich der Sprachwissenschaft deutlich zugenommen, und daß in diesem Zusammenhang auch die Beschäftigung mit dem Werk Ferdinand de Saussures wieder an Intensität gewonnen hat, bedarf heute kaum noch einer Erwähnung; allein die stattliche Fülle neuerer Arbeiten zu diesem Thema legt davon Zeugnis ab¹. Angesichts dieser Forschungslage vermag man von einer weiteren Saussure-Monographie zunächst weitaus mehr *Déjà-lu*-Erlebnisse denn Neues erwarten. Gerade dies aber ist bei Scheerers Buch erfreulicherweise nicht der Fall.

Scheerers Arbeit ist bereits in ihrer Anlage und thematischen Breite ungewöhnlich, denn sie beschränkt sich nicht, wie es nur zu oft geschieht², auf die Sprachtheorie Saussures (p. 30–151), sondern versucht ein Bild vom Gesamtwerk zu geben, womit sie zugleich eine Lücke zumindest in der deutschsprachigen Literatur schließt, in der bislang eine größere Darstellung dieser Art fehlte.

Nach einer kurzen, aber sehr instruktiven Biographie Saussures (p. 1–7) behandelt Scheerer ausführlich dessen indogermanistisches Werk (p. 8–29), das gerade auch in seinem Bezug zur späteren Sprachtheorie gewürdigt wird, und schließlich die literaturwissenschaftlichen Arbeiten (p. 152–177), wobei bei den Anagrammstudien dahingestellt sei, ob die «Faszination durch diese Studien» (p. IX) heute wirklich allgemein noch so anhaltend ist³, oder sich nicht doch eher, wie Scheerer selbst relativierend einräumt, auf «einige heutige Literaturtheoretiker» (p. 160) beschränkt.

Den Schwerpunkt bilden auch bei Scheerer natürlich die Ausführungen zur Sprachtheorie Saussures (p. 30–151), aber auch hier zeichnet sich die Darstellung bereits im Aufbau durch Originalität aus, denn Scheerer untergliedert diesen Teil seiner Arbeit gleichsam retrospektiv: Der Behandlung der Wirkung des *Cours* (p. 30–71) folgt erst im zweiten Abschnitt die Diskussion und Rekonstruktion der Begriffe des *Cours* (p. 71–120) und schließlich die Erörterung der Frage nach Vorläufern, Anregern und Quellen (p. 120–151), wobei Scheerer deren Problematik ebenso einfach wie geschickt in Form einer alphabetischen Auflistung (p. 127–151) von

¹ Es seien hier statt vieler nur erwähnt die leider die Quellen fast vollständig ignorierende Arbeit von E. HILDENBRANDT, *Versuch einer kritischen Analyse des Cours de linguistique générale von Ferdinand de Saussure*, Marburg 1972 – cf. dazu die Rez. von Z. TELELDI, *Historiographia Linguistica* 3 (1976), 108–117 –, die umfangreiche, in sich jedoch nicht widerspruchsfreie Arbeit von E. F. K. KOERNER, *Ferdinand de Saussure. Origin and Development of his Linguistic Thought in Western Studies of Language*, Braunschweig 1973 – cf. dazu die Rez. von W. K. PERCIVAL, *Language* 53 (1977), 383–405 –, und die nicht unproblematische, in vielem leider recht oberflächliche Arbeit von CH. BIERBACH, *Sprache als «Fait social». Die linguistische Theorie F. de Saussure's und ihr Verhältnis zu den positivistischen Sozialwissenschaften*, Tübingen 1978 – cf. dazu die Rez. von J. ALBRECHT, *Kratylos* 23 (1980), 12–15.

² Beispiel einer ausschließlich am *Cours* orientierten Darstellung ist jüngst J. CULLER, *Ferdinand de Saussure*, Harmondsworth 1976.

³ Es sei nicht in Abrede gestellt, daß sich zu Beginn der siebziger Jahre im Anschluß etwa an die Arbeiten von J. STAROBINSKI, *Les mots sous les mots. Les anagrammes de Ferdinand de Saussure*, Paris 1971 und P. WUNDERLI, *Ferdinand de Saussure und die Anagramme. Linguistik und Literatur*, Tübingen 1972 in der Saussure-Forschung durchaus eine stärkere Konzentration auf diesen Problemkreis anzubahnen schien.

nicht weniger als 47 Philosophen, Linguisten u.a. «des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die in diesem Zusammenhang in Betracht gezogen wurden» (p. 127), verdeutlicht.

Nun ist die Behandlung der Wirkungsgeschichte vor der Erörterung der Inhalte des *Cours* in manchem sicherlich nicht unproblematisch und gerade «dem entschieden einführenden Charakter der Darstellung» (p. X) wird ein solches Vorgehen, das schließlich beim Leser ein nicht unerhebliches Maß an Vorkenntnissen voraussetzt, wohl kaum gerecht. Vermag also dies Procedere auch dem Charakter einer Einführung nur wenig zu entsprechen, so ist doch zu berücksichtigen, daß es sich für Scheerer aus «der Kluft zwischen dem ‘Cours’ und den tatsächlichen Ideen Saussures» (p. 32) ergibt. Gerade aber in der besonderen Berücksichtigung dieser Problematik, die zumal nach dem Erscheinen der Arbeiten Jägers⁴ einen zentralen Punkt der derzeitigen Saussure-Forschung darstellt, ist ein wesentlicher Vorzug der Scheererschen Einführung zu sehen. Der Authentizitätsfrage muß allein aufgrund ihrer Bedeutung für ein adäquates Verständnis des Saussureschen Werkes auch im Rahmen einer einführenden Darstellung ein hoher Stellenwert zukommen. Dies erkannt und berücksichtigt zu haben, ist ohne Zweifel ein Verdienst Scheerers, und wie er dabei die Authentizitätsproblematik aufgreift, vermag im Ansatz sehr wohl zu überzeugen, was besonders für deren grundsätzliches Verständnis als wichtigem und notwendigem Beitrag zur Reflexion der Grundlagen aktueller Linguistik und deren historischer Begründung gilt. Nicht nur, daß damit diese zentrale Frage der Saussure-Forschung vom Odium des Musealen befreit wird⁵, sondern auch daß Übertreibungen, wie sie leider in manchen, sich in bloßer Editoren-Schelte gefallenden Arbeiten zu finden sind⁶, vermieden werden, verdient dabei hervorgehoben zu werden. Zudem gelingt es Scheerer, mit großem Geschick die Problematik in seine Ausführungen einfließen zu lassen, was etwa bei der Darstellung von Langage, Langue, Parole (p. 77–88) und Synchronie, Diachronie, Panchronie (p. 88–99) deutlich wird, wo die Begriffe zunächst in ihrer kanonischen Fassung diskutiert werden und sodann deren (möglicherweise) authentische Gestalt rekonstruiert wird, wobei freilich die einführenden Ausführungen zum theoretischen Status der Dichotomien (p. 73–76) nicht in allem überzeugen können und diese Problematik wohl auch nicht einfach durch die «neue und sehr präzise Einsicht in den ursprünglichen wissenschaftstheoretischen Standort Saussures» (p. 76) überwunden wird.

So überzeugend Scheerer die Authentizitätsfrage auch angeht, so läuft er doch Gefahr, diese zu verabsolutieren. Der stete Bezug darauf muß etwa bei der Erörterung der Wirkungsgeschichte des *Cours* als ausgesprochen problematisch erscheinen. Besonders deutlich wird dies im Falle der Glossematik, deren Einschätzung als «konsequente Weiterführung Saussurescher Ideen» für Scheerer «in zweierlei Hinsicht präzisiert und relativiert werden» muß: «Welchen Inhalts ist die ‘Konsequenz’ gegenüber dem ‘Cours’? Wie verhält sich die Fortführung zu den ursprünglichen Ideen Saussures?» (p. 52). Zumindest rezeptions-

⁴ L. JÄGER, *Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprach-Idee Ferdinand de Saussures*, Diss. Düsseldorf 1975 und ID., *Ferdinand de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. Ein Plädoyer für die Rekonstruktion des Saussureschen Denkens in seiner authentischen Gestalt, Linguistik und Didaktik* 27 (1976), 210–244.

⁵ Die vorrangige Bedeutung des wirkungsgeschichtlichen Aspekts betonen jüngst nochmals H.-M. GAUGER / W. ÖSTERREICHER / R. WINDISCH, *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft*, Darmstadt 1981, p. 46s.

⁶ Ein besonders negatives Beispiel pauschaler Kritik an den Herausgebern des *Cours* ist CH. STETTER, *Peirce und Saussure, Kodikas/Code I* (1979), 124–149 (bes. p. 125s.). SCHEERER betont demgegenüber zurecht, «daß wir ohne Ballys und Sechehayes Leistung keinerlei Kenntnis von Saussures Lehre hätten» (p. 58s.), und daß gerade die Genfer ‘Schule’ im weiteren Verlauf der Entwicklung «zur Differenzierung des im ‘Cours’ gezeichneten Bildes und zur Rekonstruktion des authentischen Saussure» (p. 56) beigetragen habe.

geschichtlich ist die zweite Frage, die Scheerer «dahingehend beantwortet, daß Hjelmslevs Entwurf weit von Saussures ursprünglichen Absichten fortführt» (p. 53), einfach unstatthaft, denn unter diesem Gesichtspunkt kann gerechterweise nun einmal nur der *Cours* als Grundlage einer Würdigung der sich auf Saussure berufenden linguistischen ‘Schulen’ genommen werden; alles andere führt zwangsläufig zu Fehleinschätzungen. So mag die Konzeption von Sprache als reiner Form zwar dem authentischen Denken Saussures widersprechen, der *Cours* als rezeptionsgeschichtlicher Ausgangspunkt läßt deren grundsätzliche Verdammung als «objektiv illegitim» (p. 54) jedoch keinesfalls zu; dies könnte weitaus eher gegen die «Entpsychologisierung» (p. 53), wie sie etwa in der Ersetzung des Begriffs *associatif* durch *paradigmatique* zum Ausdruck kommt⁷, eingewandt werden.

Ähnlich verhält es sich mit den Ausführungen zum Prager Strukturalismus; wenn dieser nämlich «Saussure nur neben einer Reihe weiterer, zum Teil wichtigerer Anreger verpflichtet» ist (p. 45), so muß der Schluß, man habe «möglicherweise ... die Begriffsbestimmungen des ‘Cours’ nicht angemessen nachvollzogen, vielleicht auch völlig mißverstanden» (p. 48) und erst auf der Grundlage eines bestimmten Verständnisses mußten die «Einwände gegen dessen vermeintliche Starre schon als Überwindung erscheinen» (p. 49), als zu pauschal angesehen werden. Sicherlich relativieren sich aus heutiger Sicht überhaupt viele der gegen den *Cours* vorgebrachten Einwände⁸, doch bleibt hier vollkommen unberücksichtigt, daß es sich bei Rezeptionen um mehr als bloße Übernahmen von Ideen handelt, sondern daß diese vielmehr intellektuelle Prozesse sind, die gerade auch von durchaus subjektiven Faktoren wie Erkenntnisinteresse, Erwartungshaltung und Vorverständnis der Rezipienten mitbestimmt werden.

Eine interessante Verbindung von Wirkungsgeschichte und Authentizitätsproblematik stellen demgegenüber die Ausführungen zur Saussure-Rezeption in Deutschland dar (p. 39–43). Entgegen der immer noch weit verbreiteten Annahme einer erst sehr spät einsetzenden Beschäftigung mit den Saussureschen Werk⁹, verweist Scheerer auf frühe Ansätze der Rezeption besonders im Kreis der Neo-Humboldtianer, was vor dem Hintergrund der in der heutigen Authentizitätsforschung behaupteten Humboldtschen Einflüsse auf das Denken Saussures die Hypothese erlaube, «das Saussure-Verständnis der zwanziger und dreißiger Jahre sei dessen ursprünglicher Sprachvorstellung näher gewesen, als manche Formen des modernen Strukturalismus» (p. 41). Bedenkt man freilich die oft sehr disparate Humboldt-Tradition, so vermag der alleinige Verweis darauf, noch relativ wenig über das Verständnis auszusagen. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, daß Vertreter des Neo-Humboldtianismus sich neben

⁷ L. HJELMSLEV, *Essai d'une théorie des morphèmes*, Actes du 4^e Congrès International de Linguistes (1936), Copenhague 1938, p. 140–151 (p. 140 N 3). Es sei hier nur am Rande darauf hingewiesen, daß es sich dabei wohl nicht nur um eine terminologische Modifikation handelt, sondern daß die *rapports associatifs* im Sinne Saussures doch auch weiter gespannt und zudem dynamischer aufzufassen sind.

⁸ So hat etwa P. WUNDERLI, *Saussure, Wartburg und die Panchronie*, *Zeitschrift für Romanische Philologie* 92 (1976), 1–34 zu zeigen versucht, daß der Wartburgsche Ansatz eines ‘Ineinandergreifens’ von Synchronie und Diachronie – cf. bes. W. VON WARTBURG, *Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft*, Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. 83/1 (1931), 1–23 – bei Berücksichtigung der heute bekannten Quellen durchaus im Sinne Saussures gelegen haben mag, wobei ohnehin nicht vergessen werden sollte, daß von Wartburg selbst seinen Ansatz nicht als Negation der Dichotomie, sondern als deren Weiterentwicklung verstand.

⁹ Cf. H. ARENS, *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*, Freiburg/München 1969, p. 442s.; G. HELBIG, *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*, Reinbek bei Hamburg 1974, p. 34

Saussure gerade auch auf Husserl beriefen¹⁰, nach Scheerers Einschätzung wird jedoch «eine Nähe zu Husserl erst durch die rigoros ahistorische und immanentistische Deutung des ‘Cours’ nahegelegt» (p. 139). Es sei also nicht geleugnet, daß es durchaus frühe Wirkungen des *Cours* auf Teile der deutschen Sprachwissenschaft gab, nur dürfen diese nicht losgelöst von weiteren wissenschaftlichen Tendenzen jener Jahre betrachtet werden¹¹, und dann mag gerade auch hier die von Scheerer in anderem Zusammenhang vertretene Auffassung zutreffen, «das Werk sei viel eher in den Sog einer sich allgemein durchsetzenden wissenschaftstheoretischen Neuorientierung geraten, als daß es diese initiiert habe» (p. 49).

Eine Arbeit, die wie die Scheerersche ein so breites Spektrum von Fragen und Problemstellungen umfaßt, ist sicherlich immer leicht in der Gefahr, mit Einwänden in Einzelheiten konfrontiert zu werden. So ließen sich etwa noch Bedenken gegen die durchgehend deutsche Wiedergabe von Saussure-Zitaten vorbringen, die der Komplexität der Saussureschen Terminologie und der Schwierigkeiten, die deren adäquate Übersetzung ins Deutsche aufwirft, wohl nicht stets hinreichend zu entsprechen vermag. Wesentlicher als Kritik im Detail ist jedoch die Frage, ob die Arbeit dem Grundanliegen einer einführenden Präsentation des Saussureschen Werkes gerecht wird. Die Antwort darauf muß unbedingt positiv ausfallen. Scheerers Darstellung entspricht im besten Sinne dem Titel der Reihe *Erträge der Forschung*, wozu nicht zuletzt auch die ebenso umfangreiche wie beachtliche Bibliographie (p. 179–210) beiträgt. Über die gründliche Aufbereitung des Forschungsstandes hinaus zeichnet Scheerer ein differenzierteres Bild von Werk und Persönlichkeit Saussures, das auch dem in der Materie Fortgeschrittenen wertvolle Anregungen zu vermitteln weiß, und daß es ihm dabei gelingt, etwas von der Faszination, die von der Gestalt Ferdinand de Saussures auch noch auf den heutigen Linguisten ausgeht, spürbar werden zu lassen, ist besonders erfreulich.

Ulrich Thilo



Actes du Colloque franco-allemand de Linguistique théorique, publiés par CHRISTIAN ROHRER, Tübingen (Niemeyer) 1977, VIII + 240 p. (*Linguistische Arbeiten* 39).

Il volume di *Atti* qui recensito è il secondo di una serie di tre attualmente disponibili, ove sono raccolti in parte o nella loro totalità i contributi presentati nell’ambito degli ‘incontri’, a periodicità irregolare, tra linguisti francesi e tedesco-occidentali: i *Colloques franco-allemands*, posti inizialmente sotto l’etichetta della ‘grammatica trasformazionale’ e quindi sotto quella più comprensiva e più adeguata della ‘linguistica teorica’. Non sarà così superfluo rapportare brevemente il secondo ai volumi che lo precedono e lo seguono.

Il primo *Colloque* ebbe luogo a Parigi nell’aprile del 1973, ma della data si cercherebbe

¹⁰ Cf. G. IPSEN, *Sprachphilosophie der Gegenwart*, Berlin 1930, p. 11ss.; L. WEISGERBER, *Zur Entmythologisierung der Sprachforschung, Wirkendes Wort 11/Sonderheft 13* (1961), 30–50 (p. 34). Daß in der damaligen Phase der Neuorientierung der Linguistik die Husserlsche Phänomenologie keineswegs als mit den Grundgedanken Saussures unvereinbar angesehen wurde, wird auch aus der Bedeutung Husserls für den Prager Strukturalismus deutlich; cf. dazu E. HOLENSTEIN, *Jakobson und Husserl. Ein Beitrag zur Genealogie des Strukturalismus*, in: H. PARRET (ed.), *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*, Berlin/New York 1976, p. 772–810.

¹¹ Den Versuch einer solchen Darstellung, die allerdings in manchen von anderen Prämissen als Scheerer ausgeht, unternimmt die sehr instruktive Arbeit von W.-D. STEMPFL, *Gestalt, Ganzheit, Struktur. Aus Vor- und Frühgeschichte des Strukturalismus in Deutschland*, Göttingen 1978.

comunque invano una indicazione nei due volumi di atti¹ comparsi già l'anno seguente; vi sono riprodotti, in francese e in inglese, 31 dei 36 contributi presentati, raggruppati nelle sei sezioni seguenti: I) Linguistica teorica; II) Sintassi (le lingue descritte sono il francese, l'inglese e l'olandese); III) Studi semantici e lessicali (la seconda sottosezione è misteriosamente intitolata «Syntaxe de sémantiques et lexicales», vale a dire, si suppone, «Sémantique», o «Syntaxe et sémantique»; ma il lettore può riservare tutta la sua sorpresa al «Projet de préface» [*Vorwort* nell'indice] di p. VII, evidentemente il titolo di una prima stesura della prefazione); IV) Fonologia; V) Teoria della comunicazione; e VI) Linguistica applicata (teoria della traduzione e stilistica). Il risultato non può che tradire una sensazione di irrisolta eterogeneità e porre in dubbio la validità se non della formula (cfr. la prefazione, p. VII «Le projet initial était de faire se rencontrer, pour la première fois, les linguistes allemands et français, travaillant, dans le cadre des nouvelles théories linguistiques, sur la grammaire du français, pour leur permettre de s'informer mutuellement ecc.») almeno della sua realizzazione pratica, e soprattutto del fissarne a stampa la multiforme provvisorietà.

Altro è il caso del terzo *Colloque*, tenutosi a Costanza nel febbraio del 1981, al quale è stata imposta, nella convinzione che gli scambi e la comprensione reciproca tra linguisti appartenenti a scuole differenti è permessa solo dalla presenza di una base comune, una rigorosa unità tematica attorno al soggetto specifico delle preposizioni. Gli *Atti* relativi, che mostrano una felice polifonia di approcci all'unico tema, sono comparsi con insolita rapidità e raccolgono probabilmente tutti, e senza eccezione in francese, i contributi presentati nell'ambito del convegno².

Entro questa prospettiva, il secondo *Colloque*, tenuto due anni dopo il primo, nel 1975, a Stoccarda (ancora, della data non è menzione negli *Atti* che nella *Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek* di p. IV), testimonia il perdurare e l'acuirsi di una crisi nella pratica congressuale, rispecchiando, senza intervento organizzante, la varietà degli studi e delle discipline linguistiche. I contributi si riducono stavolta a 19, ma di essi solo 10 giungono agli *Atti*: 6 in francese e ben 4 in inglese. La selezione è dovuta unicamente a fattori contingenti, e non accentua né diminuisce la rinnovata impressione di eterogeneità tematica: rimangono esclusi lavori sul francese (cfr. H. G. Obenauer, «A propos du 'pronom interrogatif' *que*») assieme a lavori di linguistica teorica (cfr. R. Carter, «On the relation between syntax and lexical meaning»), e d'altra parte sono accolti, come si vedrà, lavori sia sui genitivi adnominali in francese che sul paradosso di Bach-Peters.

Ma si venga ad un esame più dettagliato del volume ed alla sostanza degli studi in esso riprodotti. Si noterà che l'intervento del curatore si è limitato alla breve premessa in tedesco (p. VII-VIII; le pagine risultano contate a partire dalla prima di copertina) e alla redazione dell'indice, suddiviso in I) *Sintassi* II) *Fonologia* e III) *Semantica*. Non sono state normalizzate le bibliografie entro i diversi contributi – esse stesse, inoltre, riprodotte a volte a piè di pagina a volte in chiusura. Nemmeno poi si è assunto un criterio unico per nominare gli autori (così, si troveranno contigui nell'indice F. Guenthner e Christoph Schwarze), dei quali è saltuariamente indicata l'istituzione di appartenenza³. I contributi sono nell'ordine i

¹ CHR. ROHRER e N. RUWET (a c. di), *Actes du Colloque Franco-Allemand de Grammaire Transformationnelle*. Vol. I: *Etudes de Syntaxe*. Vol. II: *Etudes de Sémantique et autres*, Tübingen (Niemeyer) 1974, VIII + 215 p. e VI + 244 p. (*Linguistische Arbeiten* 13 e 14).

² CH. SCHWARZE (a c. di), *Analyse des prépositions*. III^{me} Colloque franco-allemand de linguistique théorique du 2 au 4 février 1981 à Constance, Tübingen (Niemeyer) 1981, VIII + 295 p. (*Linguistische Arbeiten* 110).

³ L'elenco delle 'sorprese' andrà completato (ma non esaurito) con la N 4/5 di p. 209 (nel contributo dello stesso curatore), nella quale si legge: «*Linguistic Inquiry*, (Dordrecht-Holland), 2, 1972, p. 459». Il rimando è in realtà a *Linguistic Inquiry* 3 (1972), 459 (nel passo che ne è citato sono contenuti cinque errori di trascrizione).

seguenti (accanto ad ognuno la lunghezza in pagine e, quando questo non sia ridiscusso nel seguito, un rapido cenno all'argomento trattato):

- I) 1. N. Ruwet, *Les 'noms de qualité'. – Pour une analyse interprétative* (65)
2. J.-Cl. Milner, *A propos des génétifs adnominaux en français* (41; vi si esaminano sintassi e semantica dei 'genitivi', cioè dei complementi nominali del tipo *de* + SN, relativizzabili mediante *dont* e pronominalizzabili mediante *en*, isolando di essi le interpretazioni (i) possessiva (*la maison du voisin*), (ii) agentiva (*le roman de Balzac*) e (iii) oggettiva (*l'image d'un homme*). Viene in particolare discusso il problema se le tre interpretazioni corrispondano a strutture sintattiche distinte, e si isolano i genitivi possessivi (= un sintagma preposizionale) dagli altri genitivi⁴).
3. J.-Cl. Chevalier, *Note sur les parties du discours: l'infinitif, verbe ou adverbe?* (5).
4. L. Jenkins, *Movement transformations as interpretative rules in the Extended Standard Theory* (25; vi si argomenta in favore dell'eliminazione dal componente trasformazionale di trasformazioni di movimento quali 'movimento di SN' e 'movimento di wh'; in loro luogo vengono proposte regole interpretative).
- II) 5. F. Dell, *Paramètres syntaxiques et phonologiques qui favorisent l'épenthèse de schwa en français moderne* (13; vi si troverà lucidamente descritto un test che permette di aggiungere alla lista dei fattori notoriamente pertinenti per l'epentesi di schwa (come ad esempio in *film(a) danois*) la forza del legame sintattico tra parole contigue. Dal test discende inoltre una più esatta conoscenza dell'influsso sull'epentesi del contesto consonantico).
6. B. de Cornulier, *Le remplacement d'e muet par è et la morphologie des enclitiques* (26; si tratta di una analisi dell'alternanza di *e* muta ed *e* aperta, entro la quale la forma assunta dai pronomi enclitici è addotta ad illustrare il funzionamento sincronico della analogia nella fonologia del francese).
- III) 7. E. König, *Temporal and non-temporal uses of «noch» and «schon» in German* (24)
8. C. Rohrer, *Double terms and the Bach-Peters paradox* (13; frasi contenenti coppie di sintagmi nominali ognuno dei quali lega una variabile nell'altro – come ad esempio «A boy who kissed a girl who loved him embarrassed her»; non superiore è la naturalezza dei rimanenti esempi discussi – conducono a risultati paradossali nell'ambito di un usuale calcolo logico: una variabile rimane necessariamente non vincolata. La soluzione proposta riprende ed estende una analoga soluzione di E. L. Keenan).
9. F. Guenthner, *Quantification without variables* (12; vi si discute, in luogo del trattamento standard dei quantificatori come operatori che legano variabili, una formalizzazione alternativa in termini di 'prefissi' e 'specificatori sortali': grosso modo, una formula quantificata universalmente rispetto ad uno specificatore sortale *s* (cioè, [s] A) è vera se e solo se essa è vera per ogni individuo del tipo di *s*).
10. C. Schwarze, *Le lexique dans une grammaire comparée du français et de l'allemand* (10; l'autore presenta l'organizzazione del lessico bilingue nell'ambito di una grammatica contrastiva; nel lessico sono in particolare notati, per le voci corrispondenti a verbi, il quadro casuale e le funzioni sintattiche 'preferenziali' associate ad ogni

⁴ L'articolo è stato rielaborato e completato con una analisi delle nominalizzazioni per il volume *Ordres et raisons de langue*, Paris (Seuil) 1982, in cui esso occupa, suddiviso nei capitoli «Les génétifs adnominaux en français», «Du génétif possessif comme sujet syntaxique» e «De l'existence du sujet dans le Groupes nominaux», la prima parte (p. 69–122) della sezione intitolata «Théorie des fonctions grammaticales».

caso; in base a tale informazione è determinata la buona formazione semantica e sintattica delle espressioni).

Appare evidente, da quanto precede, la disparità di peso materiale, se non di contenuto, tra gli interventi: mentre la lunghezza degli ultimi sette è compresa tra le 10 e le 26 pagine, il primo (65 p.) e il secondo (41 p.) schiacciano le 5 pagine del terzo, in realtà una nota sull'uso di criteri distribuzionali da parte dei grammatici greci per l'attribuzione ad una parte del discorso di forme come l'infinito. È senza dubbio impensabile che gli interventi di Ruwet e di Milner siano stati letti nella loro integralità nel corso del convegno, per cui il rapporto tra questo e gli *Atti* si rivela a dir poco multiforme: gli *Atti* vengono ad accogliere indifferenziamente ampi saggi oralmente solo compendiati o dati per noti, presentazioni di progetti di ricerca in corso (cfr. Schwarze), studi autosufficienti, ecc.

Qualche considerazione, ora, sui contributi iniziali della prima e terza sezione. Quello di N. Ruwet, *Les 'noms de qualité'* ..., è stato recentemente ripreso, col nuovo titolo di «Grammaire des insultes», e con qualche aggiunta alle note, in N. Ruwet, *Grammaire des insultes et autres études*, Paris (Seuil) 1982, p. 239–314. Si tratta di una minuziosa *Auseinandersetzung* con l'analisi proposta da Jean-Claude Milner per i cosiddetti 'nomi di qualità', cioè per i nomi che costituiscono (almeno apparentemente) la testa dei SN in corsivo negli esempi seguenti: (i) «*Ce salaud de Pierre a mis du sel dans mon thé*», (ii) «*Pierre a mis du sel dans mon thé, le salaud*», (iii) «*Ce salaud a mis du sel dans mon thé*», (iv) «*Le salaud!*», ecc. In breve, secondo Milner (cfr. ad esempio *De la syntaxe à l'interprétation. Quantités, insultes, exclamations*, Paris (Seuil) 1978, p. 174ss.), i nomi di qualità, al contrario di nomi come *insegnante*, sono 'non-classificanti', nel senso che la loro estensione non è una classe di entità riconoscibili grazie a comuni caratteristiche oggettive. I nomi di qualità entrano, in quanto marcati nel lessico del tratto sintattico [+ qualità], in costruzioni sintattiche peculiari. Ad esempio, in (i) il SN soggetto, che si presenta in superficie del tipo 'ce N₁ de N₂' – e non è derivato trasformazionalmente da (ii), ma è direttamente generato dalla base – ha N₂ come testa (un \bar{N}), mentre N₁ (un \bar{N}) funge da specificatore di \bar{N} ed è direttamente dominato da un nodo 'Qualità'. Dello stesso tipo è il sintagma soggetto di (iii), nel quale N₂ non è riempito lessicalmente. Infine, esempi come (i) e (ii) sono collegati trasformazionalmente: una regola di 'dislocazione qualitativa' estrae lo N₁ da (i) collocandolo in posizione finale (o in altre posizioni); ed espressioni non frasali quali (iv) sono generate non sotto F ma sotto un modo E (= 'Espressione'). Ruwet contesta, successivamente, la distinzione tra nomi classificanti e non-classificanti ed il ricorso al tratto [+ qualità], l'analisi sintattica della struttura 'Det N₁ de N₂' in specificatore e testa, la ricostruzione di un N₂ testa pronominali in (iii), l'esistenza della dislocazione qualitativa, e infine l'introduzione del nodo E per (iv). Malgrado le osservazioni di R. Meyer-Hermann sulla frequente incertezza dei giudizi di accettabilità⁵, le controargomentazioni di Ruwet paiono solide, e raggiungono almeno il risultato di sfumare e movimentare il quadro che il lavoro, certo meritoriamente pionieristico, di Milner aveva a volte organizzato in maniera semplificante o prematura. Un esempio caratteristico è la discussione, alle pagine 19ss., del nodo 'Qualità'. Milner aveva fondato la posizione del nodo su tre argomenti; nell'ordine, (1) il fatto che la trasformazione di dislocazione qualitativa deve necessariamente riferirsi ad esso (l'argomento cade se, come prova convincentemente Ruwet, in accordo del resto con un contemporaneo *trend* antitrasformazionale, la trasformazione non sussiste). (2) Il fatto che come i nomi di qualità si comportano anche certi aggettivi (essi stessi 'di qualità': *sacré*, *soutu*, ecc.) ed occorre di conseguenza un nodo che sussuma le due diverse categorie lessicali. (3) Il fatto che il nodo 'Qualità' risulta utile per formulare in termini di sotto-categorizzazione stretta la restrizione di cooccorrenza di un

⁵ Nella Recensione agli *Atti* comparsa in *RF* 90 (1978), 80–81.

nome di qualità con un nome non numerabile come *blancheur*, *venue*, ecc. (tali nomi apparrebbero nel lessico col tratto [— Qualità —]. Ora, accantonato l'argomento (2) che confonde nozioni categoriali e funzionali (alla stessa stregua, osserva Ruwet, occorrerebbe sussumere i sintagmi nominali, aggettivali e preposizionali che occorrono dopo la copula sotto un'unica categoria ‘Attributo’), Ruwet esamina il valore di (3), contestando da prima i dati (sono appunto i fondamenti troppo spesso invisibili criticati da Meyer-Hermann): l'inaccettabilità dell'esempio di Milner «Une merveille de blancheur scintille au loin» pare dubbia, ed è in ogni caso bilanciata dalla accettabilità di esempi quali «Cette saloperie de blancheur m'éblouit»; e quindi respingendo l'artificio formale prescelto (= la sottocategorizzazione stretta) come inadatto a trattare proprio il *flou* dei giudizi di accettabilità osservati. Senza entrare in altri particolari, andrà riconosciuta al contributo di N. Ruwet l'intelligente utilizzazione per il ragionamento linguistico delle zone di frontiera dell'accettabilità, le meno sicure, le più frequentemente rimproverate alla linguistica ‘degli esempi’, con una pregevole prova, dunque, di dialogo o polemica costruttiva – perchè euristicamente fruttuosa – tra rappresentanti della stessa scuola linguistica.

Anche il notevole articolo di Ekkehard König è stato ripreso altrove (in *Linguistic and Philosophy I* [1977], 137–98), con importanti cambiamenti ed aggiunte, i quali, per il lettore non soverchiamente interessato alla variantistica, rendono superflua o addirittura sconsigliano la lettura della versione originaria. König cerca di fornire un'analisi semantica per quanto possibile uniforme dei differenti impieghi di *noch* e *schon* che la tradizione grammaticale ed in particolare una serie (distribuita sul decennio precedente⁶) di studi recenti ha isolato: il valore temporale (cfr. «Sta ancora/già dormendo»), il valore ‘additivo’ o ‘iterativo’ (cfr. «È ancora/già caduta»), il valore spaziale (cfr. «Kreuzlingen è ancora/già in Svizzera»), ecc. Gli strumenti concettuali impiegati sono le nozioni di presupposizione e di implicatura conversazionale, assieme alla sintassi e alla semantica di un linguaggio λ -categoriale (la presentazione di quest'ultimo è da una parte troppo compatta per il non specialista, e dall'altra inutile per chi sia già familiare con un formalismo alla Cresswell; oltre tutto troppo spazio vi è dedicato ai principi generali del calcolo, che poco o niente aiutano alla comprensione delle espressioni). Si consideri ad esempio *noch* temporale. Sintatticamente un funtore ad un posto, esso si combinerà con una proposizione *p* (costruita sopra un predicato variabile nel tempo) per formare un'altra proposizione *noch p*. L'idea è che tale proposizione è vera in un istante *t₀* e in un modo possibile *w* se *p* è vera in *w* per tutti gli istanti di un intervallo *T₀* includente *t₀* e per tutti gli istanti di un opportuno intervallo *T* immediatamente precedente *T₀* (‘immediatamente precedente’ vorrà dire, con tutta evidenza, che il limite destro di *T* coincide col limite sinistro di *T₀*). Delle due condizioni coordinate la seconda va intesa come presupposizione⁷ (è infatti soddisfatta anche dalla negazione di *noch p*), come assicura la seconda parte delle condizioni di verità: *noch p* è falsa se e solo se non esiste un intervallo *T₀* come sopra e se invece continua ad essere determinabile un intervallo *T* come sopra. Si

⁶ A partire da W. S. SHETTER, *The meaning of German «noch»*, *Language* 42 (1966), 42–66. Alla seconda redazione dell'articolo di König fa riferimento W. ABRAHAM in: «Noch» und «schon» als polare Satzfunktionen», in: K. SPRENGEL et al. (a c. di), *Semantik und Pragmatik. Akten des 11. Linguistischen Kolloquiums Aachen 1976*, Vol. 2, Tübingen (Niemeyer) 1977, p. 3–19; e in *The synchronic and diachronic semantics of German temporal «noch» and «schon», with aspects of English «still», «yet» and «already»*, *Studies in Language* 4 (1980), 3–24.

⁷ O come implicatura convenzionale: cfr. E. KÖNIG, *Direkte und indirekte Bewertung von Zeitintervallen durch Satzadverbien und Gradpartikeln im Deutschen und Englischen*, in: H. WEYDT (a c. di), *Die Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin-New York (de Gruyter) 1979, p. 176. Ma il mutamento, se pure vuole cogliere il contributo non verofunzionale, di determinazione del «gemeinsamen Hintergrund» (*ib.*) pare solamente terminologico.

noterà che formalmente la seconda condizione ora non regge più, poichè T era definito appunto in termini dello scomparso T_0 . La redazione di *Linguistics and Philosophy* rimuove la difficoltà stipulando le condizioni di verità non più su intervalli ma su istanti di tempo: la seconda condizione diverrà allora, sia per la verità che per la falsità: «esiste un istante t precedente t_0 tale che in esso p è vera». Il mutamento, tuttavia, lascia apparire con maggior chiarezza un difetto che è anche della prima formulazione. Non pare sufficiente, infatti, richiedere come presupposizione la verità in un istante arbitrario purchè precedente t_0 : un enunciato come «Non dorme più», ad esempio, è incongruo con una situazione tale che il soggetto abbia smesso da dieci ore di dormire. Certo la condizione di ‘adiacenza’ o di ‘vicinanza’ a cui qui si allude non è agevolmente formulabile: rispetto ad essa si comportano infatti in maniera diversa i verbi di attitudine e i verbi di stato contingente. È per i secondi che essa si impone; esempi potenzialmente ambigui tra negazione di stato contingente e negazione di qualità o tendenza come «Non fuma più» e «Non si apre più» ammettono una sola interpretazione quando la distanza temporale tra t e t_0 sia grande: e cioè l’interpretazione come qualità o tendenza. Viceversa, la forma progressiva, non ambigua («Non sta più fumando», «Non si sta più aprendo»), sarà in quel caso inappropriata.

Dunque *noch p* con valore temporale asserisce la verità di p in un certo intervallo (o istante) e ne presuppone la verità in un altro intervallo (o istante) ad esso anteriore. Inoltre *noch* è implicativo (nel ben noto senso di Karttunen) e *noch p* implicita conversazionalmente l’imminenza dello stato di cose *non p*.

Questa analisi viene da König riapplicata simmetricamente (invertendosi gli intervalli ‘presupposti’ e ‘implicitati’) a *schon* temporale⁸, e viene quindi estesa ad altri valori di *noch/schon* col rendere esplicita come parte del loro significato l’esistenza di una relazione d’ordine tra certe entità: quella relazione d’ordine che appare ‘naturale’ e indipendente da *noch/schon* nel caso del valore temporale. Si segua brevemente l’argomentazione di König per il *noch* spaziale. In un esempio quale il già citato «Kreuzlingen è ancora in Svizzera» *noch* si comporta stavolta come un funtore binario che ha per primo argomento un termine (*Kreuzlingen*) e per secondo una funzione proposizionale (« x è in Svizzera»). Le condizioni di verità del corrispondente esempio tedesco «Kreuzlingen liegt noch in der Schweiz» e in generale di una formula p come (*noch (N₀, x liegt in der Schweiz)*), o, con la notazione $\lambda, \langle noch, N_0 \rangle \lambda, x \langle x \text{ liegt in der Schweiz} \rangle$, sono le seguenti: p è vera in t_0 e in w se e solo se $p = N_0 \text{ liegt in der Schweiz}$ è vera in t_0 e w ; e a) se esistono altre entità del tipo di quella nominata da N_0 (cioè, altre città; siano N_1 i loro nomi) per ognuna delle quali $N_1 \text{ liegt in der Schweiz}$ è vera in t_0 e w ; e b) ogni N_1 ‘precede’ N_0 in una opportuna relazione d’ordine (ad esempio quella stabilita da una traiettoria di percorrenza).

Le condizioni a) e b), anche se ciò non è indicato da König, vanno sicuramente intese come presupposizioni (la b, anzi, secondo König cit. sopra [N 7], come implicatura convenzionale). Risultano così determinate le condizioni di falsità di p . Anche stavolta sussisterà l’implicatura conversazionale secondo cui per N_j situate ‘poco dopo’ N_0 la proposizione $N_j \text{ liegt in der Schweiz}$ cessa di essere vera. Due osservazioni sembrano imporsi. La prima consiste nel rilevare che le condizioni di verità, in particolare la loro parte presupposizionale, sono ad un tempo troppo forti e troppo deboli. Esse sono troppo deboli, perché un enunciato che le soddisfa, come ad esempio «Lausanne liegt noch in der Schweiz» nel contesto di un percorso Ginevra-Kreuzlingen, non per questo è necessariamente appropriato (lo è, in effetti, solo nella lettura come esclamazione di sorpresa, nel caso cioè del viaggiatore ‘ingenuo’). La

⁸ È assente nella formulazione delle condizioni di verità per *schon* (p. 191) la parte relativa a *schon p* falso. Non mancano altre imperfezioni che rendono a volte difficoltosa la lettura; così, l’esempio cui si rimanda in fondo a p. 90 non è il (13), ma il (23); a p. 189 sono scambiati x e X ; ecc.

componente di marginalità è sì esplicitamente menzionata da König come parte integrante del significato di *noch*⁹, ma essa non appare tuttavia sufficientemente rispecchiata entro le condizioni di verità.

Queste, inoltre, sono troppo deboli, perché non attribuirebbero valore di verità ad un enunciato che asserisse la marginalità dell'unica città esistente su un determinato territorio. L'enunciato non soddisfarebbe la condizione presupposizionale sull'esistenza di altre città. Tuttavia un tale enunciato è perfettamente adeguato, in tedesco, così come in francese, in italiano, ecc., alla situazione descritta. Per riparare ad una simile difficoltà occorre evidentemente formulare le presupposizioni su delle entità ipotetiche, non necessariamente esistenti nello stesso 'mondo' w di N_o. La prima difficoltà è invece più seria, perché mal si scorgono i confini, per la marginalità, tra implicatura conversazionale e significato in senso stretto.

La seconda osservazione concerne l'asimmetria sintattico-semantica tra i due *noch* esaminati: il temporale (un funtore ad un posto) e lo spaziale (un funtore a due posti). L'asimmetria in realtà non è intrinseca, ma solo una conseguenza del formalismo utilizzato. Così, seguendo P. Tichy¹⁰, se si tratta una proposizione come una funzione proposizionale contenente la variabile tempo (ad esempio, e con ovvio valore dei simboli, per «Maria ist zu Hause»: $\langle \lambda, t \langle \text{Maria sein } t \text{ zu Hause} \rangle \rangle$), *noch* temporale viene ad essere un operatore su un istante temporale (un termine) e su una funzione proposizionale, esattamente come nel caso di *noch* spaziale. Alla proposizione vista sopra ($\langle noch, N_o \langle \lambda, x \langle x \text{ liegt in der Schweiz} \rangle \rangle \rangle$, opportunamente completata con la variabile temporale) corrisponderebbe parallelamente $\langle noch, t_0 \langle \lambda, t \langle \text{Maria sein } t \text{ zu Hause} \rangle \rangle \rangle$. Del resto, lo stesso König tratta in maniera analoga, nella seconda redazione del suo lavoro, un esempio inglese come «Even if Bill pays me £200, I'm still not going to do it», inteso e trascritto come $\langle \text{still}, p \langle \lambda, x \langle \text{not } \langle x \rightarrow q \rangle \rangle \rangle \rangle$ (protasi e apodosi sono abbreviate con p e q rispettivamente).

In complesso, gli *Atti* paiono dunque, alcuni anni dopo la loro pubblicazione, una raccolta di studi di livello in genere eccellente. Il loro valore e la loro attualità rimangono tuttavia pregiudicati dalla forse eccessiva rapidità dell'*editing*, dall'assenza di un nucleo tematico unitario e dalla ripresa di alcuni tra i contributi più interessanti in altre sedi facilmente accessibili, con mutamenti e miglioramenti non sempre trascurabili.

Emilio Manzotti



WILLI MAYERHALER, *Einführung in die generative Phonologie*, Tübingen (Niemeyer) 1974, XII + 116 p. (Romanistische Arbeitshefte 11).

Es ist ein schwieriges Unterfangen, vom europäischen Strukturalismus her kommend in die Gedankenwelt der generativen Transformationsgrammatik (G.T.G.) eindringen zu wollen. Die G.T.G. ist ja bekanntlich Ende der Fünfziger Jahre aus einer radikalen Kritik des amerikanischen Strukturalismus erwachsen und ignorierte den damaligen theoretischen Stand der europäischen Linguistik weitgehend. Die neu aufgeworfenen Fragen entbehrten hier jeglicher bekannter Grundlage und konnten deshalb kaum als sinnvoll interpretiert werden. Als beson-

⁹ Cfr. p. 192 «(7) [= «Carlisle liegt noch in England»] asserts that Carlisle is a 'marginal' case of English territory» e p. 193 «In sentences like (7) Carlisle is compared to other towns which are also in England and it is asserted that Carlisle is a 'marginal' case. This latter feature of meaning can be captured if it is assumed that *noch* introduces an order relation and that Carlisle is ranked higher with regard to that relation than comparable entities».

¹⁰ *The logic of temporal discourse*, *Linguistics and Philosophy* 3 (1980), 343–369.

ders erschwerend fiel natürlich die völlig abstrakt anmutende, weil konzessionslos durchformalisierte Darstellungsweise ins Gewicht. Unter solchen Umständen darf man doch wohl die unanständige Frage stellen, ob die Ablehnung der G.T.G. nicht mancherorts aus schlichter Unkenntnis erfolgte. Wahrscheinlich konnten viele europäische Linguisten damit nichts anfangen, weil sie damit gar nicht(s) anfangen wollten. Wie die Situation heute, nach mehr als zwanzig Jahren steht, soll hier nicht im Einzelnen untersucht werden, auch weil sich die G.T.G. seither in verschiedene, z.T. antagonistische Lager gespalten hat. Die Annahme, daß auch jetzt noch für eine stattliche Anzahl von hiesigen Romanisten die G.T.G. ein unbekanntes Gefilde ist, scheint jedoch mehr als gerechtfertigt.

Ohne irgendwelches Plädoyer für die G.T.G. einlegen zu wollen, glaubt der Rezensent, daß es sich durchaus lohnt, von ihren Theorien Kenntnis zu nehmen, und zwar nicht nur weil sie rein intellektuell gesehen hochinteressant sind, sondern auch weil immerhin ein bedeutender Anteil der heutigen linguistischen Produktion diese Sprache spricht.

Da nun im Strukturalismus die Phonologie zweifelsohne der weitaus solideste Teil der Sprachtheorie darstellt, ist es gar nicht abwegig, eine Einsicht in die G.T.G. via Phonologie zu versuchen, und dies obgleich die generative Phonologie erst nach der Syntax entwickelt wurde und auf diese aufbaut. Es ist leichter, zwei Phonologien zu vergleichen, als die generative Syntax von einem Strukturalismus her werten zu wollen, dessen Grundgedanken in der phonologischen Analyse liegen.

Obwohl die vorliegende Einführung nun schon einige Jahre zurückliegt, ist sie in den Grundlagen durchaus noch aktuell und u.a. für solche Zwecke durchaus zu empfehlen. Der Vf. bemerkt zwar im Vorwort (p. IX), daß sich dieses Arbeitsheft an Anfänger richtet, «die von generativer Phonologie keine Ahnung haben, jedoch über Grundbegriffe der generativ-transformationellen Sprachtheorie, insbesondere über ihre methodischen Anforderungen und über die Syntaxtheorie schon etwas vorinformiert sind». Mindestens einer dieser Grundsätze hätte in diesem Zusammenhang verdient erwähnt zu werden, weil er für Romanisten, die vom Strukturalismus her kommen, nicht evident ist: daß nämlich die G.T.G. streng unterscheidet zwischen einer *Beschreibungsebene* und einer zunächst noch in weiter Ferne liegenden *Erklärungsebene*. Hier liegt eine der großen Verständnisschwierigkeiten für Anfänger: das G.T.G. Sprachmodell kann leicht als psycholinguistisches Funktionsmodell interpretiert werden, was es gar nicht sein will. Die formalisierten Regeln sind abstrakter Natur und werden prinzipiell nicht als Wirklichkeitswiderspiegelung aufgefaßt. In der klassischen Phonologie gibt es keine solche Trennung, weil z.B. ein empirisch festgestellter Phonemkontrast zugleich seine sinntragende Rolle im realen Kommunikationsprozeß erfaßt. Hier gibt es nur eine Beschreibungsmöglichkeit: die richtige. In der G.T.G. sind theoretisch für jede Sprache zahlreiche beschreibende Grammatiken möglich, und es gibt dann höherliegende Kriterien metatheoretischer Natur, die es erlauben, die Überlegenheit einer Grammatik G1 über eine andere G2 zu bestimmen. Grammatik (inklusive Phonologie) als Hypothese ist demnach etwas ganz anderes als ein definitives Phoneminventar.

Der Text gliedert sich in drei Teile. Im ersten (*Voraussetzungen und grundlegende Annahmen der generativen Phonologie*) wird nach einer Gegenüberstellung «strukturalistische Phonologie/generative Phonologie» zunächst die Stellung der phonologischen Komponente in der G.T.G. erläutert. Der Leser mag es hier vermissen, daß die Stellung der phonetischen Ebene nicht erwähnt wird. Sie wird erst später, im Zusammenhang mit der Merkmalstheorie nachgeholt (p. 19). Die letztere bildet zusammen mit der Redundanztheorie den wichtigsten Abschnitt dieses ersten Teiles. Die Merkmalstheorie ist zwar klassischer Bestand der Phonologie (Jakobson), wurde jedoch durch die generative Phonologie erheblich erweitert. Das Merkmal gilt hier als grundsätzliche Beschreibungseinheit, und Redundanzbeziehungen zwischen den einzelnen Merkmalen werden in den Vordergrund gestellt. Die Redundanz-

theorie darf als eine der originellsten Beiträge der G.T. G. zur Phonologie betrachtet werden. Hier ist ein wichtiger Durchbruch zu verzeichnen, weil dank dem Redundanzbegriff sprachspezifische Lautstrukturbedingungen klar von universellen getrennt werden können und anderseits die in der strukturellen Phonologie fehlende Verbindung zwischen Inventaraussagen und Sequenzaussagen hergestellt wird.

Im zweiten Teil (*Prozessphonologie*) werden phonologische Prozesse, Regelformen und Regelordnungen erläutert. Die Entdeckung der Synchronie durch den Strukturalismus hat leider zur Folge gehabt, daß sämtliche Ereignisse der Diachronie zugeordnet wurden. Die noblere Synchronie erschien als ein theoretischer Ruhezustand, wo sich immanente Strukturen offenbaren. Mit einer wichtigen Ausnahme: die Neutralisierung. Die generative Phonologie interpretiert die effektive Aussprache als Resultat einer Reihe von regelkonformen Veränderungen, die abstrakte, zugrundeliegende Formen auf die phonetisch konkrete Repräsentationsebene überführen. Warum benötigt man eigentlich völlig paradoxale «abstrakte Lautstrukturen»? Dies hängt mit der Stellung des Lexikons in der G.T.G. zusammen. Die im Lexikon gespeicherten Formen (hier «Morpheme» genannt) können nur in einer Variante erscheinen, die mindestens so abstrakt sein muß, daß sämtliche anderen Varianten durch den Regelapparat von ihr abgeleitet werden können. Daß es in der Synchronie Prozesse gibt, hat schon H. Paul gewußt und wird in guten Fremdsprachen-Lehrbüchern immer wieder betont. Paul nannte solche Ereignisse «Lautwechsel»¹, im Gegensatz zum diachronischen «Lautwandel».

Im letzten Teil (*Einige Entwicklungslinien der neueren Phonologietheorie*) kommt die Markiertheitstheorie zur Sprache, sowie die heute wieder umstrittenen Hypothesen einer «natürlichen» Phonologie². Der für die verspätete Besprechung verantwortliche Rezensent kann natürlich dem Vf. dafür, daß dieses Kapitel heute einiger Auffrischung bedarf, keinen Vorwurf machen.

Pädagogisch ist der vorliegende Text sicher positiv zu werten. Eigentlich ist es erstaunlich, daß trotz dieser klar (wenngleich zuweilen etwas salopp) geschriebenen Einführung die generative Phonologie bei Schweizer Romanisten z. B. praktisch noch völliges Neuland darstellt. Den Vergleich mit anderen Einführungen in die generative Phonologie, die Romanisten interessieren können³ hat dieses wie gewohnt mit praktischen Übungen versehene Arbeitsheft sicher nicht zu scheuen.

Pierre Knecht



BEATRIZ GARZA CUARÓN, *La connotación: problemas del significado*, México (El Colegio de México) 1978, 236 p. (*Estudios de Lingüística y Literatura*)

Cuaróns Untersuchung endet mit der folgenden Definition von Konnotation, bzw. Denotation:

... *denotación* es como una primera onda que se forma cuando una piedra cae al agua; *connotación*, todas las demás. (p. 225)

Es stellt sich bei dieser Definition die Frage, ob man nun immer einen Stein ins Wasser zu

¹ H. PAUL, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle (Niemeyer) 1909, p. 68.

² S. R. ANDERSON, *Why Phonology Isn't «Natural»*, in *Linguistic Inquiry* 12 (1981), 493–540.

³ z. B. S. A. SCHANE, *French Phonology and Morphology*, Cambridge, Mass. (MIT Press) 1968; F. DELL, *Les règles et les sons*, Paris (Hermann) 1973; A. VALDMAN, *Introduction to French Phonology and Morphology*, Rowley, Mass. (Newbury) 1976.

werfen hat, um an den numerierten Wellen ablesen zu können, wann man es mit Konnotation zu tun hat und wann nicht. Sicher kein einfaches Verfahren. Und einfach macht es sich die Verfasserin augenscheinlich nicht, verfolgt sie doch das Problem quer durch die Geschichte und die Wissenschaften: Im I. Teil ihrer Untersuchung geht sie dem philosophischen Konnotationsbegriff nach, angefangen bei Raimundus Lullus, der aristotelischen Logik, Ockham u.a. (13./14. Jh.) (Kap. 1), über die Grammatiker des 16./17. Jh.s (Kap. 2) bis hin zur modernen Logik des 19. und 20. Jh.s (Kap. 3). Im II. Teil ihrer Arbeit wendet sie sich dem Problem der Konnotation in der Linguistik zu und behandelt Zeichentheorien von Ogden/Richards, Ullmann, Baldinger, Heger, Saussure, Katz/Fodor (Kap. 5). In Kap. 6 kommt sie dann wirklich zu Konnotationsansätzen (Bloomfield, Hjelmslev, Mounin, Martinet, Greimas, Pottier, Gary-Prieur, Prieto). Das letzte Kap. befaßt sich mit semiologischen und literarkritischen Überlegungen. – Alles in allem also nichts Neues: Was den von ihr bevorzugten philosophischen ersten Teil betrifft, so ist dies bereits in verschiedenen Arbeiten von Pinborg, bei Erdmann, Molino u.a. nachzulesen¹. Was den linguistischen zweiten Teil betrifft, so kommt sie über längst bekannte, zum Teil überholte und oberflächliche Urteile nicht hinaus.

Nun ist es zwar nicht ihr Ziel, einen eigenen Konnotationsansatz vorzustellen, dennoch müßte die Aufarbeitung der Forschungslage «à jour» sein und differenzierter präsentiert werden. Überhaupt hält die Verfasserin von der Linguistik nicht so sehr viel: Hat die Linguistik doch die «más importantes» (p. 219 N 1) philosophischen Dichothomien (*significación in recto/significación in obliquo, suppositio/significatio, extensión/intensión, comprensión/extensión, denotación/connotación etc.*) (p. 131s.)² zugunsten der eher dürftigen Dichothomie Denotation/Konnotation «verstümmelt». So beschreibt Cuarón die Lage in der Linguistik: «En lingüística lo que sí sucede muy frecuentemente es que al delimitar el objeto de estudio (en cuanto al significado) con la finalidad de poderlo manejar, se dejan fuera, a mi modo de ver, aspectos esenciales. La excesiva esquematización, o el interés en que las teorías (o descripciones) tengan coherencia interna hacen que queden fuera ciertos aspectos que deberían ser esenciales porque forman parte integrante de lo que se está tratando de describir» (p. 133). Aber – so Cuarón – das Problem der Konnotation sei nun mal nicht «delimitable» und aus dieser falschen Einschätzung der Sachlage in der Linguistik folge dann, daß «el objeto rebasa su teoría, o que se empobreza al ser descrito» (*loc. cit.*). Die Linguistik könne gar nichts dafür, denn ihr Erfolg läge ja nun mal gerade darin, abgrenzbare Formalia zu finden (!) (*loc. cit.*). Mit anderen Worten liegt das Problem der «Konfusion» nur darin, daß die Linguistik sich mit einem Gegenstand abgegeben hat, der sie gar nichts angeht, bzw. den zu meistern ihr *per definitionem* nicht gegeben ist! Es scheint uns auf der Hand zu liegen, daß Cuarón nicht nur nichts von der Linguistik hält, sondern auch nichts von ihrer Arbeitsweise versteht. Es herrscht bei ihr offensichtlich völlige Unkenntnis des Prinzips der abstraktiven Relevanz, statt dessen ist sie von einem uneingeschränkten Substanzdenken dominiert. Darüberhinaus hat sie das Wesen einer *jeden* Wissenschaft nicht verstanden, die allgemeine Gesetzlichkeiten hinter konkreten Einzelfällen sucht. Anders können wir solche Äußerungen nicht deuten: «... la lingüística usa pocas palabras para intentar explicar muchos fenómenos.

¹ Cf. J. PINBORG, *Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter*, Münster-Kopenhagen 1967; id., ‘Bezeichnung’ in der Logik des 13. Jahrhunderts, *Miscellanea Mediaevalis* 8 (1971), 238–281; id., *Logik und Semantik im Mittelalter*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1972. – K. O. ERDMANN, *Die Bedeutung des Wortes*, Leipzig 1910. – J. MOLINO, *La connotation*, *LaL* 7 (1971), 5–30. – G. RÖSSLERS zutreffende siebenseitige Abhandlung über die philosophische Konnotation konnte Cuarón dagegen noch nicht kennen (cf. G. RÖSSLER, *Konnotationen. Untersuchungen zum Problem der Mit- und Nebenbedeutungen*, Wiesbaden 1979, p. 19–25).

² Cf. auch CUARÓN, *Connotación*, p. 224. – Zu den philosophischen Dichothomien cf. auch *op. cit.*, p. 7–100.

De la palabra *connotación* y de su amplio y confuso significado se vale para depositar ahí toda clase de problemas no resueltos (lo cual no excluye que lo delimitado quede resuelto)» (p. 134). Solche Abqualifizierungen bekommen bei Cuarón auch polemischen Charakter, wenn sie zwei Möglichkeiten der Geschichte der Sprachwissenschaft aufzeigt: entweder sie stelle nur globale Außenperspektive dar oder aber – und das sei meistens der Fall – sie sei «propagandística» (p. 266). – So wie Cuarón die Behandlung der Konnotation in der Linguistik sieht, gibt sie allerdings auch nicht viel her: Bloomfield hält sie für «culpable» an der terminologischen Verwirrung um Konnotation, Hjelmslev an der konzeptuellen Verwirrung (p. 176). Hjelmslev vertrete einerseits eine «vage» und «konfuse» (p. 184), andererseits eine «rigurosa teoría» (p. 177) (*contradiccio in adjecto!*), deren Lektüre (wohl nur für Cuarón!) «difícil» sei (p. 187), wogegen sie Martinets Ausführungen für einen «delicioso artículo» hält, der «descanso» bereite (*loc. cit.*). Nun hat allerdings Martinets Auffassung von Konnotation (= sämtliche Assoziationen, z. B. Kindheitserinnerungen, die mir beim Betrachten einer warmen Stehlampe kommen)³ wahrlich nichts mit (wissenschaftlich verstandener) linguistischer Konnotation zu tun, wogegen gerade Hjelmslev absolute Basis einer solchen ist. Da sie dies nicht erkennt, kommt sie dann zu so blumigen Äußerungen, wie Denotation sei in der Linguistik «una llave maestra», «el reino de la ‘ciencia del significado’», wogegen «los territorios salvajes, ignorados, peligrosos y sólo recorridos por los poetas y los insensatos son la connotación» (p. 134). Oder zu (spätestens seit Martin⁴) überholten Annahmen wie: «... en lingüística hemos visto agrupados bajo *denotación* todos aquellos fenómenos que parecen ser delimitables, describibles o teorizables por esa disciplina, mientras que bajo *connotación* se agrupa todo lo demás» (p. 217s.) Wir können hier nur wiederholen, was wir an anderem Ort ausführlicher diskutierten⁵: Nicht alles, was nicht Denotation ist, muß zwangsläufig Konnotation sein. Der subkodeverweisende Charakter von Konnotation grenzt diese ganz entschieden ab vom (wie bei Cuarón angenommen) *fourre-tout*⁶ aller bedeutungsverdächtigen «Restposten».

Eines der Hauptprobleme der vorliegenden Untersuchung ist es, daß «Konnotation» in bedenkliche Nähe zum «universo del significado» schlechthin rückt (cf. p. 1–4, 119s., 134 et passim). Dies wird auch deutlich an der Vielzahl der von Cuarón dargestellten reinen Zeichentheorien, die mit Konnotation wenig zu tun haben und die die Verfasserin zusammenhanglos – und im einzelnen oft mißverstanden – präsentiert. So behauptet sie z. B. fälschlicherweise zu Saussure: 1) sein Zeichenbegriff sei nomenklatorisch, 2) für ihn gäbe es so etwas wie vorgegebene Objekte, und 3) für ihn sei die quantitative Konsubstantialitätsrelation nebensächlich (p. 158–164). Das Letzte stimmt schon darum nicht, da sonst das Zeichen in seiner Arbitrariedad gar nicht funktionieren könnte. Oder ein anderes Beispiel: Erdmann «no emplea, hasta donde yo pude ver, el tecnicismo ‘connotación’» (p. 120). Wir verweisen auf das auch von Cuarón konsultierte Werk *Die Bedeutung des Wortes* von Erdmann, wo er auf p. 149 in einer Fußnote durchaus das Wort «Konnotation» verwendet⁷. Doch solche

³ Cf. A. MARTINET, *Connotations, poésie et culture*, in: *To Honor Roman Jakobson. Essays on the occasion of his 70th birthday*, The Hague-Paris 1967, vol. II., p. 1288–1294, bes. p. 1291.

⁴ R. MARTIN's *Inférence, antonymie et paraphrase* hätte Cuarón bekannt sein können (bzw. müssen); das Werk erschien bereits 1976 in Paris.

⁵ Cf. P. M. E. BRASELMANN, *Konnotation-Verstehen-Stil*, Frankfurt/M.-Bern 1981, p. 85–153, bes. p. 95.

⁶ Dies ist ein Terminus von M. WANDRUSZKA (*TraLiLi* 11/1 [1973], 58) zur Bezeichnung eines abzulehnenden Konnotationsbegriffes, bei dem sämtliche Assoziationen, Emotionen, Nebenbedeutungen etc. «in einen Topf geworfen» werden.

⁷ Leipzig 1910.

Unebenheiten sind im Rahmen ihres gesamten Buches eher nebensächlich, da sie nicht so weitreichende Konsequenzen haben wie die vorher genannten Mängel.

Es ist sicher falsch, die vorliegende Arbeit zu kritisieren, weil man sich als Linguist «auf die Füße getreten» fühlt. Wenn die Verfasserin allerdings als Ziel ihres Buches neben den philosophischen Problemen gleichermaßen die linguistischen bearbeiten will⁸, dann dürfte man doch statt Pauschal(vor)urteilen den Versuch erwarten, die jeweilige Theorie als Gesamtheit zu verstehen und von ihrer Leistungsfähigkeit her zu beurteilen, – d.h. man dürfte doch weniger Polemik und mehr Sachkenntnisse erwarten.

Petra M. E. Braselmann



BENJAMÍN GARCÍA HERNÁNDEZ, *Semántica estructural y lexemática del verbo*, Reus (Ediciones Avesta) 1980, 268 p.

García Hernández legt in diesem Buch eine Synthese und Weiterführung seiner Einzeluntersuchungen zum lateinischen Verb, besonders seiner Salmantiner Dissertation *El campo semántico de 'ver' en la lengua latina. Estudio estructural* (1976), vor. Entgegen den Erwartungen, die der etwas allgemeine Titel aufkommen lässt, liegt deshalb der Schwerpunkt im Latein, das Spanische und in geringem Umfang das Griechische liefern hauptsächlich ergänzende Beispiele. Diese Entstehungsgeschichte schlägt sich im Aufbau und in der Ausführung des Werks nieder. Die sechs Kapitel enthalten einen Abriß zur Entwicklung der Semantik von Reisig bis Lyons (I), einen Überblick über die strukturelle Semantik (II), eine erste Unterteilung der Verbklassen (III), Klassenzusammenhänge zwischen einzelnen Verben (IV), die verschiedenen Aspektklassen (V), eine längere Abhandlung zur Systematik und Entwicklung der Präverbien im Lateinischen (VI) und abschließend einen Anhang zu einigen ausgewählten Wortfeldern.

Ich beschränke mich in der Besprechung auf diejenigen Teile des Buches, welche die semantische Fragestellung an sich und das Spanische im besonderen betreffen, klammere aber das sechste Kapitel, das am sorgfältigsten ausgearbeitet und möglicherweise am besten gelungen ist, aus, da es nicht in meine Kompetenz fällt.

Es ist in spanischen Untersuchungen zur Semantik üblich geworden, im Vorspann zum eigentlichen Gegenstand Geschichte und Methoden der Disziplin in recht breitem Rahmen darzustellen¹. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, wenn die Ausführungen einer Kritik der Forschungslage und einer Standortbestimmung des Verfassers dienten. Die beiden ersten Kapitel bei García Hernández sind allerdings eher zu einer knappen, fast didaktisch anmutenden Einführung geraten, die sich besonders an der Theorie von E. Coseriu orientiert, aber auch altbekannte Wortfeldbeispiele wie die Analyse der Sitzgelegenheiten bei Pottier

⁸ «La segunda parte estudia el problema de la connotación en la lingüística. Intento ver ahí cómo se integran o influyen en la semántica lingüística algunos puntos de vista de la filosofía, y pretendo estudiar, a través de algunos ejemplos, cómo esos enfoques propiamente filosóficos determinan, en gran medida, la delimitación del objeto de estudio del significado de las lenguas naturales». (CUARÓN, *Connotación*, p. 3).

¹ So etwa bei E. RAMÓN TRIVES, *Aspectos de semántica lingüístico-textual*, Madrid 1979, und in geringerem Ausmaß S. GUTIÉRREZ ORDÓÑEZ, *Lingüística y semántica (aproximación funcional)*, Oviedo 1981.

ausbreitet, ohne sie zu problematisieren². Anderseits wird das wissenschaftsgeschichtlich immerhin wichtige Gebiet der generativen Semantik nur mit einem Satz gestreift [46].

Im Kernstück des Buchs werden im dritten Kapitel vier grundlegende Verbklassen beschrieben, welche durch die Ausprägung der Merkmale *Dynamizität*, *Transformativität*, *Transitivität* und *Determination* bestimmt werden. Nun liegen diese Klassen jedoch nicht alle auf derselben Ebene. In den Oppositionen [\pm dynamisch] (z.B. *colgar / pender*) und [\pm transformativ] (*morir / vivir*) bezeichnen die Verballexeme verschiedene Vorgangsqualitäten. In der Darstellung der *Transitivität* hingegen vermengt der Verfasser die syntaktische Erscheinung der Valenz, d.h. die Komplementierungsmechanismen des Verbs in einer bestimmten Einzelsprache, mit der Tatsache, daß sich auf der Inhaltsseite ein Vorgang im Handlungssubjekt erschöpfen oder auf ein Objekt auswirken kann. Da gewisse syntaktisch transitive Verben semantisch in der Richtung Objekt → Subjekt wirken (z.B. «Pedro escucha música»), muß García Hernández eine Subklasse von pseudotransitiven Verben schaffen. Eine weitere Unterabteilung, die hier etwas unmotiviert angegliedert wird, sind die kausativen Verben, welchen im syntaktischen Objekt komplementäre Handlungen entsprechen (z.B. *enseñar – aprender*). Diese interessante Erscheinung wird später im Rahmen der sog. intersubjektiven Beziehungen behandelt und könnte hier ausgelassen werden. Beim letzten Klassenmerkmal, der *Determination*, scheint es sich um die in der neueren Literatur *Aktionsart* genannte Erscheinung zu handeln; allerdings sind hier Definition und Beispiele recht unklar, da García Hernández ganz allgemein nur Infinitivformen nebeneinanderstellt, anstatt die Verben ausführlich in paradigmatischem und syntagmatischem Rahmen zu beschreiben. Im übrigen wird nicht deutlich, wie sich diese Verbklassen zu den später behandelten, lexematischen Aspektklassen verhalten.

Im vierten Kapitel geht es um die Gegensatzrelationen intrasubjektiver und paradigmatischer Natur (z.B. *hablar / callar; entrar / salir*), sowie um die bereits erwähnte Komplementarität, mit der semantische Beziehungen auf syntagmatischer Grundlage, d.h. intersubjektiver Art, gemeint sind. Dabei handelt es sich um Satzpaare, denen außersprachlich entweder zwei untrennbare, simultane Vorgänge entsprechen (z.B. x *vende* – y *compra*; x *mata* – y *muere*) oder aber zwei zeitlich aufeinanderfolgende (z.B. x *ofrece* – y *acepta / rehúsa*; x *pregunta* – y *responde*). Hier sollten die methodischen Prinzipien, vor allem in Bezug auf die Analyse der Ausdrucksebene, klarer formuliert und befolgt werden. Wenn García Hernández schreibt, «la expresión de los antónimos alternos se efectúa, bien mediante lexemas independientes morfológicamente el uno respecto del otro, bien mediante modificación prefijal de una base léxica» [65], so ist dies eine grundsätzliche Unterscheidung, die schon zu Beginn der Arbeit hätte getroffen werden müssen und nach der dann auch das Material zu ordnen gewesen wäre. Dies gilt übrigens nicht nur für morphologische Ableitungen, sondern auch für komplexe Ausdrücke. So wird etwa zu *agredes* als Gegenstück *repele la agresión* gestellt [68]: abgesehen davon, daß das Komplement im Sinne einer reinen Implikation, wie sie sonst im Buch angewandt wird, *sufre la agresión* lauten müßte (*repele la agresión* ist keine Implikation, sondern bezeichnet eine Reaktion auf den Angriff), müßten wir feststellen, daß das Spanische in struktureller Hinsicht im Gegenstück zu *agredir* eine lexematische Leerstelle aufweist, die durch den komplexen Ausdruck *sufre la agresión* oder durch die Passivform *es agredido* ausgefüllt werden kann. Interessant ist ja auch, daß Komplementaritätsrelationen meist durch verschiedene Lexeme, in einzelnen Fällen durch ein einziges ausgedrückt werden: so entsprechen sp. *alquilar*, fr. *louer* im Deutschen *vermieten / mieten*, dem fr. *brûler* sp. *quemar / arder*. Im übrigen wäre auch die Valenz des jeweiligen Gegenstücks ein Punkt, dem Beachtung

² Ein Kommentar hierzu findet sich bei R. TRUJILLO, *Elementos de semántica lingüística*, Madrid 1976, p. 113–114, den GARCÍA HERNÁNDEZ in seiner Bibliographie aufführt.

geschenkt werden sollte. Verbpaare wie *quemar / arder*, *poseer / pertenecer* gehören zu verschiedenen syntaktischen Subklassen, da die Komplementärverben nicht in der gleichen Art aktualisiert werden (*x quema y – y arde*; aber: *x posee y – y pertenece a x*). García Hernández weist mit Recht darauf hin, daß im Lateinischen und im Griechischen das Gegenstück zu kausativen Verben oft als Deponens ausgeprägt ist, im Spanischen häufig als Pronominalverb.

Ein weiterer Fragenkreis, den der Verfasser am Schluß dieses Kapitels anschneidet und im folgenden ausführlich behandelt, betrifft *Sequenzen*, also Handlungspaare, welche in zeitlicher Sukzessivität angeordnet sind, wobei oft auch eine kausale Relation besteht. Sie können wiederum intrasubjektiv (*nacer – vivir*) oder intersubjektiv (*parir – nacer*) begründet sein. Die sprachliche Bedeutung der Sequenzen, deren Abfolge in der außersprachlichen Welt gegeben ist, läßt sich besonders gut am Mechanismus der Verbaltempora zeigen. So müssen etwa bei Relativsätzen die Regeln der Zeitenfolge nicht unbedingt befolgt werden, wenn das zeitliche Verhältnis zwischen den beiden Vorgängen durch Präspositionen zur außersprachlichen Wirklichkeit gegeben ist³.

Unter dem Titel «Aspektklassen» faßt García Hernández im fünften Kapitel sowohl lexikalisch als auch morphologisch ausgedrückte Vorgangseigenschaften zusammen. Tatsächlich sind beide Erscheinungen bis in die jüngste Forschung weder materiell noch terminologisch genügend unterschieden worden. Der Verfasser rechtfertigt sein Verfahren damit, daß die Semantik die ganze Inhaltsseite umfasse, und daß dies eine Trennung zwischen Aspekt (Tempusmorphem) und Aktionsart (Verballexem) unnötig mache [114 N 1]. Nun äußert sich ja aber die semantische Struktur einer Sprache gerade auch darin, daß eine bestimmte Inhaltsgröße in verschiedenen Ausdruckskategorien abgebildet werden kann, so beispielsweise ein Merkmal eines Verbalsemens synkretisch im Lexem, als Präverbium, als Suffix oder allenfalls als Adjektiv in einem komplexen Lexem (z.B. «realizar una *nueva estructuración de*» = «re-estructurar»). Die Möglichkeiten, die eine Sprache in dieser Hinsicht bietet, sind also durchaus relevant. Dazu kommt nun im vorliegenden Fall, daß die inhaltliche Identität von Aspekt und Aktionsart kaum nachgewiesen werden kann – vor allem auch, weil sie sich im aktualisierten Verb überlagern. Schon aus methodischen Überlegungen ist es deshalb unmöglich, sie auseinanderzuhalten, damit anhand von syntagmatischen Proben herausgefunden werden kann, welche Bedeutungseffekte sich aus ihrem Zusammenwirken ergeben.

Ein weiteres Problem, das sich in diesem Zusammenhang stellt: die Aspekt- und Stadiengegensätze lassen sich aufgrund ihrer grammatischen Natur leicht herausarbeiten, die Aktionsarten dagegen müssen weit mühsamer gewonnen werden. E. Coseriu etwa spricht hier von ingressiver, inzeptiver, progressiver, kontinuativer, regressiver, konklusiver und egressiver Phase⁴. Ich habe seinerzeit für das Spanische eine binäre Opposition [\pm telisch] nach dem Vorbild von H. B. Garey und H. G. Klein⁵ angenommen, da sie sich ohne Schwierigkeiten am Zusammenwirken mit dem Aspekt definieren ließ⁶. Damit möchte ich allerdings nicht bestreiten, daß sich möglicherweise noch andere aktionsartähnliche Oppositionen finden ließen, nur müßten sie sich an einer eindeutigen Rechtfertigungsinstanz orientieren.

³ Ich habe dies in meiner Untersuchung *Tempus und Textkonstitution im Spanischen. Eine Untersuchung zum Verhalten der Zeitform auf Satz- und Textebene*, Tübingen 1981, p. 100–102, zu zeigen versucht.

⁴ E. COSERIU, *Das romanische Verbalsystem*, Tübingen 1976, p. 103.

⁵ H. B. GAREY, *Verbal aspect in French*, *Language* 33 (1957), 91–110; H. G. KLEIN, *Das Verhalten der telischen Verben*, Frankfurt a.M. 1969.

⁶ Cf. meine oben zit. Arbeit p. 52–60; im Spanischen besteht ein vierteiliges Kombinationsschema, das die Einbettung des Verballexems in die Formen *CANTaba*, *CANTó*, *estaba CANTando*, *estuvo CANTando* erlaubt und je nach Aktionsart verschiedene Bedeutungseffekte ergibt.

Stellt man die von García Hernández teilweise recht verwirrend beschriebenen Aspektgliederungen zusammen, so ergibt sich folgendes Schema:

Aspecto gramatical

- Subclase secuencial (imperfectiva: *veía* vs. perfectiva: *había visto*)
- Subclase extensional (indelimitativa: *veía* vs. delimitativa: *vio*)

Aspecto léxico

- Suclases secuenciales:
 - I. ingresiva (grados 1. desiderativo, 2. conativo, 3. inminencial, 4. incoativo-progresivo)
 - II. progresiva
 - III. resultativa (grados 1. propiamente resultativo, 2. desinente)
- Subclases extensionales:
 - I. puntual
 - II. durativa (grados 1a. propiamente durativo, 1b. intensivo, 2a. iterativo, 2b. reiterativo, 2c. frecuentativo)

Die verschiedenen Unterteilungen des *aspecto léxico* basieren zum großen Teil auf lateinischen Präverbien und Suffixen, so der «desiderative Grad» (I.1.) auf -(e)sso (*quaeso*, *viso* etc.) und -urio (*scripturio*, *lecturio* etc.), der «konative» auf -to (*capto*, *tempo* etc.) und der «inchoativ-progressive» auf -sco (*horresco*, *torpesco* etc.). Im Spanischen lassen sich diese Klassen nur ganz vereinzelt auf solche Morpheme abstützen, so z.B. der «inchoativ-progressive Grad» auf -ecer (*florecer*, *palidecer* etc.) oder der «reiterative» auf -ear (*golpear*, *besuechar* etc.). Es ist sicher richtig, die Prä- und Suffigierung mindestens teilweise zur Darstellung der Struktur des lateinischen Verbs zu verwenden. Für das Spanische hat diese Ordnung aber nur eine sehr indirekte Bedeutung, da die Präverbien im Lateinischen, wie García Hernández im sechsten Kapitel zeigt, noch ein weitgehend intaktes System bildeten, das dann aber in den romanischen Sprachen teils auseinanderfiel, teils durch gelehrte Wörter wieder aktiviert wurde.

Ein Ansatzpunkt zur Aufdeckung der spanischen Struktur wären beispielsweise die Verbalperipherasen gewesen, deren Wichtigkeit der Verfasser offenbar übersehen hat; bekanntlich sind vor allem die Gerundialumschreibungen (*va*, *anda*, *sigue* etc. *comprando*) eine Art Bindeglied zwischen Grammatik und Lexikon⁷. Ganz allgemein aber müßten die spanischen Verhältnisse ebenso eingehend untersucht werden wie die lateinischen. Gegenüberstellungen zweier Infinitivformen sind in den wenigsten Fällen ausreichend. Wenn etwa *guardar* («non-resultativo») dem Verb *conservar* («resultativo») zugeordnet wird [99], so lassen sich leicht Kontexte finden, in denen beide austauschbar sind (z.B. «*guardar* = *conservar* un buen recuerdo»). Offensichtliche Ungenauigkeiten finden sich an verschiedenen Stellen: *transportar* ist nicht das neutrale Glied zur Opposition *llevar* / *traer*, da es viel zu technisch ist; auch *volver* ist nicht das unmarkierte Element zu *ir* / *venir*. In beiden Fällen kann bekanntlich das erste Glied der Opposition auch unmarkiert verwendet werden [64]. Im ganzen Buch zeigt sich die Schwierigkeit, die Strukturen zweier Sprachen gleichzeitig zu beschreiben. Diese Arbeit könnte allenfalls zu einzelnen Wortfeldern geleistet werden, müßte aber besonders auf die Kontraste abzielen. García Hernández tut dies nur ansatzweise, so etwa zu den Verben der visuellen Wahrnehmung [84] und im Anhang des Buchs. Im allgemeinen erhält man jedoch den Eindruck, er habe sich von dem semantischen Raster, den er aus seiner Dissertation zum Lateinischen gewonnen hatte, nicht recht lösen können.

Rolf Eberenz



⁷ Nur nebenbei erwähnt GARCÍA HERNÁNDEZ die Periphrase *va queriéndolo* als span. Ausdruck der Subklasse II. 1b. [104].

PAUL A. GAENG, *A Study of Nominal Inflection in Latin Inscriptions. A Morpho-Syntactic Analysis*, Chapel Hill (University of North Carolina Press) 1977, 229 p. (*North Carolina Studies in the Romance Languages and Literatures* 182).

Paul A. Gaeng, der bereits 1968 eine Studie über den spätkeltischen Vokalismus in christlichen Inschriften vorgelegt hatte¹, hat nun auch noch die Nominalflexion der gleichen Inschriften untersucht. Er verwendete dabei erneut die Sammlung von Ernst Diehl (*Inscriptiones Latinae Christianae Veteres*, 3 vol., Berlin 1961), ergänzt durch die von José D. Vives herausgegebenen *Inscripciones cristianas de la España Romana y Visigoda* (Barcelona 1942). Die in einem Appendix (p. 209–224)² zusammengestellten statistischen Angaben beziehen sich allerdings einzig auf die datierten Urkunden (3./4.–7. Jh.). Der Kommentar stützt sich dagegen auch auf die undatierten Urkunden und die Angaben früherer Untersuchungen. Ohnehin stößt Gaeng hier des öfters an die Grenzen der von ihm befolgten statistischen Methode, da die Häufigkeit der einzelnen Formen sehr unterschiedlich ist. Die 4. und 5. Deklination (-e- und -u-Stämme) ist so gut wie überhaupt nicht belegt, was nicht besonders verwundert. Aber auch die Pluralformen der ersten drei Deklinationen sind mit Ausnahme des Akkusativs reichlich schlecht belegt. So findet man im Plural der ersten Deklination ganze 19 Nominative, 22 Genitive, 5 Ablative und keinen einzigen Dativ neben nicht weniger als 377 Akkusativen.

Konzeptionsmäßig unterscheidet sich die zweite Arbeit Gaengs kaum von der ersten. Zu loben sind wiederum das solide Handwerk des Verfassers, seine umfassende Kenntnis der Spezialliteratur und die übersichtliche Darstellung mit ihren zahlreichen Zusammenfassungen. Dagegen bleiben seine Kommentare erneut sehr an der Oberfläche. Erst auf den letzten Seiten (p. 198–205) bemüht sich Gaeng um eine weniger positivistische Erfassung der Probleme, was immerhin einen Fortschritt gegenüber der ersten Arbeit bedeutet. Er geht dabei von der sicher richtigen Auffassung aus, daß die Steinmetzen bemüht waren, klassisches Latein zu schreiben, und daß ihre Inschriften in erster Linie darüber Aufschluß geben, wie weit sie dazu noch fähig waren. Dabei darf man gleich zu Beginn festhalten, daß ihnen dies im morphologischen Bereich weit besser gelungen ist als im phonologisch-graphematischen Bereich.

Die weitaus häufigsten Abweichungen von der klassischen Norm erklären sich denn auch durch die phonologische Entwicklung. Besonders häufig findet man insbesondere *e* statt *ae* als Folge der Monophthongierung, die gegenseitige Verwechslung der Grapheme *e* und *i*, sowie *o* und *u* als Folge des Quantitätenkollapses³, das Fehlen von Auslauts-*m* im Singular des Akkusativs, während umgekehrt ein hyperkorrektes -*m* im Singular des Ablativs auftreten kann. In diesem letzteren Fall kommt allerdings zum Schwund des Auslaut-*m* ein morphologischer Wandel hinzu: der zunehmende Ersatz des Ablativs durch den Akkusativ, vornehmlich nach Präpositionen, welcher sich auch im Plural bemerkbar macht, wo er sich nicht phonologisch erklären läßt.

¹ *An Inquiry into Local Variations in Vulgar Latin As Reflected in the Vocalism of Christian Inscriptions*, Chapel Hill 1968. – Cf. meine Besprechung in *VRom.* 30 (1971), 326–329.

² Zu erwähnen sind zwei sinnstörende Druckfehler: Auf p. 210 (1. Dekl. Pl.) ist die erste Form des Nominativs offensichtlich -*a* und nicht -*as*, und auf p. 213 (3. Dekl. Sg.) ist die erste Form des Dativs offensichtlich -*i* und nicht -*is*.

³ Völlig unverständlich bleibt mir, wie GAENG in seinem Kommentar zum Akkusativ Plural der zweiten Deklination schreiben kann: «Considering, however, that the -os/-us alternation appears only in this morphological ending, the phenomenon should be looked upon as a morphological variation on the formal level» (p. 125). Die gleiche Alternanz ergibt sich beispielsweise auch im Nominativ Singular der zweiten Deklination, nur sind dort die abweichenden Formen wesentlich weniger häufig.

Angesichts seines völligen Fehlens in den romanischen Sprachen erscheint es ohnehin wahrscheinlich, daß der Ablativ in der lateinischen Umgangssprache sehr früh geschwunden ist. Das Schicksal der andern Kasus ist dagegen recht unklar. Wenn wir vom Sonderfall des Rumänischen absehen, so ist es in allen andern romanischen Sprachen zu einem Verlust der Deklination gekommen, wobei aber diese Entwicklung namentlich im galloromanischen Raum erst im Laufe des Mittelalters zum Abschluß gekommen ist. Neben dem Schwund der Kasusdeklination ist aber auch das Auftreten von Ersatzlösungen zu erwähnen, insbesondere der Ersatz von Dativ und Genitiv durch periphrastische Formen, welche mit den lateinischen Präpositionen *AD* und *DE* gebildet wurden.

Auf Grund der Materialien Gaengs möchte ich eigentlich vermuten, daß sowohl die «Einebnung» der Deklination wie das Auftreten der periphrastischen Formen schon in spätlateinischer Zeit zumindest tendenziell vorhanden waren. Was den Zerfall der Deklination betrifft, so scheint dieser nach der Untersuchung Gaengs überraschenderweise im Singular der zweiten Deklination am weitesten fortgeschritten. Hier tritt zunächst eine verhältnismäßig deutliche Tendenz zu Tage, den Dativ an Stelle des Genitivs zu gebrauchen, was einer Entwicklungsstufe entspricht, die sich im Rumänischen erhalten hat. Neben 814 Genitiven auf *-i* stehen immerhin 55 Dative auf *-o* in genitiver Funktion, wozu noch fünf Konstruktionen *de* + *-o* kommen. (Der umgekehrte Gebrauch von *-i* statt *-o* im Dativ ist dagegen ausgesprochen selten.)

Freilich findet man auch im Singular der dritten Konjugation je fünf Beispiele auf *-e* und *de* + *-e* in genitiver Funktion (gegenüber 213 *-is* und 17 *-es*), während im Singular der ersten Deklination Dativ und Genitiv ohnehin übereinstimmen. Es handelt sich hier also um eine allgemeine Erscheinung, welche allerdings in der zweiten Deklination am deutlichsten zu Tage tritt.

Interessanterweise gehört auch der Nominativ Singular der zweiten Deklination zu den bedrohten Formen. Gemeint ist natürlich der Nominativ Singular der Maskulina, denn unerklärlicherweise erfährt man bei Gaeng nirgends recht, was denn aus den Neutra der gleichen Deklination geworden ist ... Quantitativ fallen die Abweichungen von der klassischen Norm nicht sehr ins Gewicht: 6 Endungen *-u* und 4 *-o* stehen 726 *-us* gegenüber, zu denen noch 9 *-os* hinzukommen. Immerhin ist es erstaunlich, daß es Beispiele von *-o* im Nominativ Singular auch in der Galloromania zu geben scheint (cf. p. 63), obwohl dort bei den Maskulina die Zweikasusdeklination noch lange überlebt hat.

Neben dieser Tendenz zum morphologischen Synkretismus ist, wie schon angedeutet, auch eine andere Entwicklung in den Materialien Gaengs zu belegen, nämlich die Verwendung von *de* + Akkusativ(!) anstelle des Genitivs, sowie von *ad* + Akkusativ anstelle des Dativs, wobei im galloromanischen Raum letztere Paraphrase auch für den Genitiv eintreten kann: *membra ad duus fratres* (Lugdunensis, 7. Jh. ?; cf. p. 125) scheint allerdings der einzige Beleg zu sein. Quantitativ fallen diese Konstruktionen, für die man schon Belege aus Plautus anführt, kaum ins Gewicht, jedenfalls noch weniger als die schon besprochenen morphologischen Synkretismen.

Am auffälligsten ist somit eindeutig, wie gut es den Steinmetzen im allgemeinen gelingt, das klassisch-lateinische Deklinationssystem korrekt anzuwenden, und diese gute Bewahrung der Morphologie im Vergleich zu den weit häufigeren Abweichungen auf phonologisch-graphemischem Gebiet stellt ein interpretatorisches Problem dar. Was nun freilich gerade das Problem der Periphrasen mit *AD* und *DE* betrifft, so darf man wohl annehmen, daß zumindest auf einer mittleren Stilebene (und die Steinmetzen waren ja immerhin keine Analphabeten!) sehr lange Zeit diese periphrastischen Formen neben der traditionellen Konstruktionsweise bestanden haben. Schließlich verwendet ja selbst noch das Altfranzösische den Typus *li filz lo rei* neben den Periphrasen mit *de* und *a*. Unter diesen Umständen müßte es für die Stein-

metzen eigentlich ein leichtes gewesen sein, die als vulgär bekannte Variante ihrer Alltags-sprache in den Inschriften fast durchgehend zu meiden.

Auch gehorcht der Gebrauch morphologischer Formen gewissen Regeln. So verlangen die meisten Präpositionen einen bestimmten Kasus. Dagegen ist es kaum möglich, irgendwelche Regeln für jene Fälle aufzustellen, wo Phonem und Graphem nicht mehr übereinstimmen. Eine morphosyntaktische Opposition, die umgangssprachlich verloren gegangen ist, müßte somit eigentlich leichter wiederzuerwerben sein als eine verlorengegangene phonologisch-graphematische Opposition. Damit stellt sich das Problem der «Lernstrategien», mit welchen sich die Steinmetzen die klassische Norm anzueignen suchten. Leider ist es sehr schwierig, darüber etwas Bestimmtes auszusagen, da wir ja bereits über deren «Ausgangssprache» nur Vermutungen anstellen können.

Die historische Linguistik stößt da immer wieder an Grenzen, da sie auf die noch vorhandenen Materialien angewiesen ist. Angesichts der Seltenheit morphologischer Abweichungen in den erhaltenen Materialien scheint es mir auch fraglich, irgendwelche diachronische oder diatopische Unterschiede ausfindig zu machen, auch wenn solche durchaus bestanden haben mögen. Gaeng führt zwar einige Fälle an, insbesondere die relative Konservativität der spanischen Inschriften, doch bliebe zu zeigen, daß die Unterschiede wirklich statistisch signifikant sind, was ich eher bezweifle. So bleibt das Ergebnis der Untersuchung letztlich etwas enttäuschend, aber ich weiß auch nicht, wie man bei dieser Quellenlage zu eindeutigeren Ergebnissen gelangen könnte als Gaeng.

Jakob Wüest



Sprache und Mensch in der Romania, Heinrich Kuen zum 80. Geburtstag; herausgegeben von G. ERNST und A. STEFENELLI; Wiesbaden (Steiner) 1979, 197 p.

Dies ist eine schöne, ungewöhnlich einheitliche Festschrift, die sich würdig den *Romanistischen Aufsätzen* H. Kuens (Erlangen 1970) zur Seite stellt. Ich hoffe, daß sie dem Jubilar ebenso viel Freude wie das Erscheinen seiner Kleinen Schriften bereitet hat.

Zuerst das Inhaltsverzeichnis: Th. Berchem, Zwischen Regel und Willkür. Zum Problem der Behandlung des *e instable* im zeitgenössischen Französisch; A. Dauses, *ser* und *estar* mit prädikativem Adjektiv. Ein kontrastiver Ansatz; G. Ernst, Das Frequenzwörterbuch – ein Hilfsmittel der vergleichenden Sprachcharakteristik?; J. Eschmann, Zur Lage des Provenzalischen. Eine Untersuchung im Département Vaucluse; H. Flasche, Die Deixis in den «Coplas qfizo don jorge Manrique...»; K. Gebhardt, Abkürzungen, Akronyme, Sigel und Ableitungen von Sigeln im heutigen Französisch; O. Gsell, Beobachtungen an einem 'kranken' Modus; R. Gusmani, Sull'induzione di morfemi; L. Pollmann, Die Sprache des Mythos. Zur 'musikalischen' Komposition von Roa Bastos' *Hijo de hombre*; I. Popinceanu, Kirche und Sprache bei den Rumänen; C. Schmitt, Italienisch *marangone* 'falegname'; G. Siebenmann, Wie spanisch kommen uns die Spanier vor?; H. J. Simon, Sprachgeschichte in der Schule; A. Stefenelli, Remotivationstendenzen in der Geschichte des französischen Wortschatzes. Am Ende findet sich ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von H. Kuen; da sie einerseits recht zerstreut sind, andererseits sicher lange Zeit gelesen und zitiert werden dürften, ist diese Bibliographie sehr willkommen. Wie im Vorwort der Herausgeber p. VIII richtig bemerkt ist, hat sich Kuen nie irgendeiner modischen Richtung angeschlossen, aber eben durch sein «Festhalten an einer als richtig erkannten Grundeinstellung» ist er modern geblieben. Seine Grundeinstellung war die Zusammenschau von Sprache und

Mensch, wie sie im Titel der ihm gewidmeten Festschrift zum Ausdruck gebracht wurde.
Einige Randnotizen!

Dauses hat eine praktische Regel gefunden, nach der man entscheiden kann, ob im Spanischen *ser* oder *estar* zu verwenden ist: der Satz wird auf Deutsch mit der Zeitangabe ‘gestern’ transponiert; ist der deutsche Satz sinnvoll, dann ist *estar*, sonst *ser* zu verwenden. Diese einfache Regel wird für den Spanisch-Unterricht nützlich sein und sollte wohl die bisher übliche Differenzierung von wesentlichen und zufälligen Eingeschafeten u. dgl. ersetzen. Auf eine theoretische Begründung wird nicht näher eingegangen. Vielleicht sollte man, wenn dies geschieht, verwandte Erscheinungen in anderen Sprachen berücksichtigen¹.

P. 61ss. bleibt es unklar, warum Flasche den von ihm benutzten Escorial-Text genau reproduziert hat, statt eine neue normal gedruckte Ausgabe zu machen. Das benutzte Verfahren muß den armen Druckern große Mühe verursacht haben und erschwert dem Leser die Arbeit. Das treue Festhalten am Grundtext ist hier entschieden zu weit getrieben.

P. 81 schreibt Gebhardt: «SPQR (*Senatus Populusque Romanus*) war eine große römische Chiffre der Macht, auf zahlreichen Steinen bis heute erhalten». In der Tat ist ja diese Abkürzung nicht nur auf alten Denkmälern bewahrt, sondern sie ist immer noch das offizielle Emblem der Stadt Rom und wird auf allen Gegenständen und Dokumenten der Stadt benutzt. – Für die euphemistische Verwendung der Abkürzungen (82) lassen sich in vielen Sprachen Beispiele finden: ‘Tuberkulosis’ wurde z.B. auf Schwedisch zuerst durch *TBC* bezeichnet, das neuerdings durch *TB* ersetzt wurde.

Gusmanis Aufsatz über das Aufkommen neuer Morpheme oder Suffixe (110ss.) ist von prinzipiellem Interesse. Oft entwickeln sich neue Suffixbildungen vor unseren Augen, cf. im Englischen *cheeseburger* usw. nach *hamburger* und noch später *Winegate*, *Koreagate* u.a. nach *Watergate* (cf. über -gate W. Safire, *On Language*, New York 1980, p. 105; I. Willis Russell – Mary Gray Porter, *American Speech* 53 (1978), p. 215ss.).

Popinceanu schließt seinen Aufsatz mit der Bemerkung, daß das Rumänische seit über zwei Jahrhunderten verschiedene Lehnwörter beseitigt (132). Das ist eine interessante Beobachtung, die u.a. von I. Gălăbov bestätigt wird; im Sammelband *Sprachkontakte* (hrsg. v. R. Werner, Tübingen 1980) spricht er von «einer Reromanisierung des Rumänischen» (p. 28).

P. 135. N 4 schreibt C. Schmitt, und zwar in einem Zitat aus R. Eberenz, *Schiffe an den Küsten der Pyrenäenhalbinsel*, Bern 1975, p. 294: «*Lignum* kommt im Mittelmeer seit dem 4. Jahrhundert in der Bedeutung ‘Schiff’ vor». Das ist ungenau: Aus der Darstellung des *Thesaurus linguae Latinae* 7: 2,1388, 69ss. geht hervor, daß diese metonymische Verwendung von *lignum* bei den Poeten viel früher begegnet: es werden Belege seit Ovid und Juvenal angeführt.

P. 154 erwähnt Siebenmann kurz die «wortspielerische, paronymische Anwendung» der Namen von Völkern oder Ländern in Fällen wie frz. *faire un voyage en Suède* für ‘schwitzen’

¹ Man vergleiche etwa den Wechsel zwischen *is* und *tá* im Neuirischen, der dem von span. *ser* und *estar* ähnlich ist (Ó Máille, *Ériu* 6, 1912, 57s. hat auf diesen Parallelismus zwischen den beiden Sprachen hingewiesen). In anderen Sprachen wird der Unterschied zwischen permanenten und temporären Eigenschaften des Subjekts nicht durch verschiedene Kopulae, sondern durch verschiedene Kasus des Prädikativums zum Ausdruck gebracht; so finden wir etwa im Russischen einen Wechsel zwischen prädikativem Nominativ «to indicate the permanent state of the subject» und prädikativem Instrumentalis «to indicate a temporary state» (B. O. Unbegaun, *Russian Grammar*, Oxford 1957, p. 287); im Finnischen wird der sog. Essiv auf *-na* bei temporären Eigenschaften und Zuständen gebraucht, sonst tritt der Nominativ ein (z.B. *minä olen heikko* bedeutet ‘ich bin [überhaupt] schwach’, aber *minä olen heikkona* ‘ich fühle mich [heute] schwach [wegen einer Krankheit, Anstrengung u. dgl.]’).

mit Anlehnung an *suer*. Eingehendere Diskussion und ausführliche Bibliographie zu dieser sog. ‘Verblümung’ bei H. Meier, *Die Onomasiologie der Dummheit*, Heidelberg 1972, p. 38s.

P. 161 zitiert Siebenmann den Ausdruck *der Schreiner Chäppi versteht von seinem Handwerk auch nicht mehr als eine Kuh vom Spanischen* und bemerkt: «Da müßte ein Zusammenhang herzustellen sein zur frz. Redensart *parler français comme une vache espagnole*». Das ist gar nicht notwendig: die Kuh wird in verschiedenen Sprachen als ein Symbol der Ungeschicktheit gebraucht; ein Schwede denkt etwa an eine bekannte Aussage des Königs Gustav Vasa ... *till hvilket ämbete han så nyttigh och skickeligh war lijke som en frisk koo till att spinne silcke* (v. J. 1539; ‘für welches Amt er ebenso nützlich und geschickt war wie eine friesische Kuh für das Spinnen von Seide’); während das Attribut ‘friesisch’ im schwedischen Ausdruck nur die Beschimpfung konkreter macht und dem König natürlich vorkam, da die friesische Viehzucht im 16. Jh. bekannt war, ist im französischen ‘espagnole’ als eine Art Überbietung hinzugefügt: eine spanische Kuh spricht wahrscheinlich französisch noch schlechter als eine französische Kuh. Ebenso erklärt sich das von Siebenmann ebda. angeführte *etwas anschauen wie ein spanisches Scheunentor* als eine Überbietung des gewöhnlichen *etwas anstarren wie die Kuh das neue Tor*²; der Ausdruck *etwas kommt mir spanisch vor* mag dabei auch eine Rolle gespielt haben. – P. 163 erwähnt Siebenmann, daß in der neuesten Auflage des Brockhaus *die spanische Grippe* «nicht mehr unter dieser Bezeichnung mit Ethnikon erwähnenswert schien». Das ist insofern auffallend, als diese Grippe in Schweden immer unter dem entsprechenden Namen *spanska sjukan* geht. – P. 165 N 5 zitiert Siebenmann den span. Ausdruck *hacerse el sueco* ‘den Schweden spielen, den Dummen spielen’; er scheint aber nicht den Aufsatz B. Malers zu dieser Redensart zu kennen, in dem *sueco* nicht mit dem Ethnikon identifiziert wird³. Befremdend ist übrigens Siebenmanns Bemerkung über «die Tendenz zum Abbau von Feindbildern zwischen den Völkern, die sich in den letzten Jahrzehnten verdeutlicht» (*ib.*); niemals sind wohl propagandistische Zerrbilder anderer Völker so verbreitet gewesen wie in diesem Jahrhundert, nicht zuletzt in unseren Jahrzehnten: ich denke nicht nur an die Darstellung der Amerikaner in den kommunistischen Ländern, sondern auch an die Beschreibung des *ugly American* in Frankreich und anderen westlichen Ländern, an die in Filmen propagierten Zerrbilder der Deutschen usw.⁴.

Die Bemerkung Simons 177 «Verbindungen wie ... *oeil de boeuf* sind im Lat. nicht bekannt», ist nicht richtig. Das entsprechende *oculus bubulus* begegnet bei Petronius, Sat. 44, 10ss. *Itaque illo tempore annona pro luto erat. Asse panem quem emisses, non potuisses cum altero deuorare; num oculum bubulum uidi maiorem. Heu, heu quotidie peius.* Was unter *oculus bubulus* zu verstehen ist, bleibt unsicher, und die Kommentatoren sind uneinig; der letzte, Martin S. Smith, schreibt in seinem Cena-Kommentar (Oxford 1975, p. 111): «The context demands that ‘bull’s eye’ should denote some small object other than bread: ‘Nowadays I’ve seen bigger buns [say] than the loaves they sell’ ... We require some article of food which is round, as well as being normally smaller than a loaf.» Mein Student Roger White erzählt, daß er in Rom einen runden Kuchen zu kaufen pflegte, der *occhio di bue* genannt wurde; falls sich dieser Kuchennname in alte Zeit zurückverfolgen läßt, besteht vielleicht ein Zusammenhang mit dem Petronischen *oculus bubulus*⁵.

² Seit Luther. Ähnliche Ausdrücke in anderen Sprachen, z.B. schwed. *bliga som en ko på en nymålad grind*, finn. *katsoa kuin härkä uitta porttia*.

³ *Moderna språk* 45 (1951), 77ss. (*sueco* statt *zueco* ‘Holzschuh’).

⁴ In den USA sind sog. *Polish jokes*, in Schweden norwegische Witze (in denen die Polen bzw. die Norweger als dumm hingestellt werden) immer häufiger geworden. Nur die Juden sind bisher seit dem 2. Weltkrieg vor bösen Witzen und Karikaturen sakrosankt geblieben.

⁵ Herr White hat die Absicht, diesem Problem nachzugehen.

Stefenellis Aufsatz über die Remotivationstendenzen im Französischen (179ss.) ist deshalb von großem Interesse, weil man seit de Saussure betont hat, daß das Arbitrale für den französischen Wortschatz charakteristisch sei: während z.B. im Lat. *amicus* und *inimicus* zusammengehören, sind frz. *ami* und *ennemi* für das etymologische Bewußtsein auseinandergerissen; ebensowenig werden *mûr* und *maturité* als zusammengehörig empfunden, usw. Demgegenüber zeigt St. überzeugend, daß starke, aber bisher recht unbeachtete Motivations-tendenzen im Frz. wirksam gewesen sind: die Rückbildung *neige* aus *neiger* hat afrz. *neif* ersetzt, wodurch Verb und Nomen ähnlich geblieben sind; *nettoyer* verdrängt *neier* durch Angleichung an *net*, *nette* usw. – Zu der 192 N 36 zitierten Literatur über die sog. Volksetymologie und die etymologische Angleichung cf. jetzt auch D. Norberg im Sammelband *La lexico-graphie du latin médiéval*, Paris 1981, p. 77ss.

Bengt Löfstedt



Orbis Mediaevalis. Mélanges de langue et de littérature médiévales offerts à Reto Raduolf Bezzola à l'occasion de son quatre-vingtième anniversaire, éd. p. G. GÜNTERT, M.-R. JUNG, K. RINGGER, Berne 1978, 393 p.

Orbis mediaevalis – diese Reto Raduolf Bezzola zum 80. Geburtstag von Freunden, Schülern und Kollegen dargebrachte Festschrift macht ihrem Motto alle Ehre. Beiträge aus allen Bereichen mittelalterlicher romanistischer Philologie im so traditionsreichen Sinne des Wortes – die heute in dieser Disziplin leider so üblich gewordene Trennung in Sprach- und Literaturwissenschaft in idealer Weise transzendorrend – sind hier versammelt – und durchweg bewegen sie sich auf anspruchvollstem Niveau. Die Namen der Gratulanten ließen übrigens nichts anderes erwarten. Sollte man bereits vorweg einige Namen nennen, so fiele die Wahl schwer. Wo beginnen, wo enden? Die Herausgeber haben sich der Aufgabe, eine irgendwie geartete Vorgliederung vorzunehmen, entzogen und die Artikel in alphabetischer Reihenfolge ihrer Verfasser angeordnet, was den Eindruck einer Lese aus der gesamten mittelalterlichen Romania in geradezu optimaler Weise unterstreicht. Ausgangspunkt für den Reigen der Artikel war dabei zumeist das Schaffen des Jubilars selbst – und mit Obstinanz zieht sich der direkte Bezug auf Bezzola durch fast alle Beiträge.

Zu Beginn der Festschrift befindet sich das Inhaltsverzeichnis (p. 5–6) dem ein kurzes Vorwort der Herausgeber folgt, in dem der Werdegang des Menschen und des Romanisten Bezzola eine kurze Würdigung findet (p. 7–8). Das Werk Bezzolas wird durch die vollständige Bibliographie seiner Arbeiten, die den Zeitraum zwischen 1916 und 1978 umfaßt, bestens dokumentiert (p. 9–21), wenn hier auch nur *in abstracto* ein Bruchteil dessen angedeutet sein kann, was die Romanistik ihm *in concreto* verdankt.

Die 28 Beiträge lassen sich in die drei die Romanistik konstituierenden, jedoch im Laufe der Zeit unterschiedlich gewichteten Teildisziplinen: reine (Text)-Philologie, Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft einordnen – und dieses Spektrum zeigt, daß in Bezzola eine alle Disziplinen der Romanistik integrierende Persönlichkeit geehrt wird, die noch nicht durch eine Fixierung auf einen der Teilbereiche der Romanistik allein festgelegt ist. Allerdings ist die Untersuchung des romanischen Mittelalters aufgrund der philologischen Tradition geradezu prädestiniert für eine solche integrative Schau. Die primär philologischen Beiträge im weitesten Sinne umfassen Texteditionen, Untersuchungen zur Motivation und materiellen Entstehung mittelalterlicher Handschriften, Beiträge zur räumlichen Lokalisierung von Handschriften aufgrund sprachimmanenter Kriterien, zum Einfluß mittelalterlicher Texte

auf die nicht-sprachliche Kunst sowie zum Verhältnis Textwirklichkeit – historisch/geographische Wirklichkeit:

Gianfranco Contini, *Fragments inconnus d'un ancien chansonnier français à Einsiedeln* (p. 29–59) ediert hier erstmal ein bislang unbekanntes Fragment einer altfranzösischen Liederhandschrift aus den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, die das Ende einer Sammlung ebenfalls nur fragmentarisch bewahrter altdeutscher Handschriften bildet (*ms. 364* der Benediktinerabtei Einsiedeln). Nach einer Rekonstruktion des Versmaßes über einen Vergleich von *recto*- und *verso*-Seite erfolgt die Präsentation der Textfragmente, die teils eine anastatische Wiedergabe darstellen (bei stark verstümmelten Texten, bei denen eine Rekonstruktion unmöglich ist), teils aber auch den Prinzipien einer kritischen Edition entsprechen. Eingriffe des Herausgebers werden kenntlich gemacht, doch werden die Editionsprinzipien als ganzes nie offengelegt. Der Vergleich mit anderweitig tradierten analogen Liedern wird sorgfältig, auch im Hinblick auf unterschiedliche Tradierungsstränge, durchgeführt. Die Lokalisierung der Handschrift erfolgt in den ost-französischen Raum, wenn auch – wie Contini deutlich macht – offen bleiben muß, ob diese Lokalisierung das Original oder die vorliegende Kopie betrifft.

Peter Wunderli, «*Can se reconian auzeus ...*» (p. 377–93) liefert die Neuedition einer alt-provenzalischen Fassung eines Thibaut de Blaison zugeschriebenen altfranzösischen Liedes, welches auch in drei altfranzösischen Fassungen, hier allerdings mit modifizierter Strophenzahl, überliefert ist. Die Edition entspricht den höchsten Anforderungen einer modernen kritischen Edition und liefert neben einer Übersetzung ins Deutsche in einem ausführlichen Kommentar eine Diskussion der sich bei den einzelnen Versen stellenden sprachlichen und editorischen Probleme. Dabei wurden der mischsprachliche Charakter und der Provenzialisierungsgrad der zugrundegelegten Handschrift gegenüber der französischen Vorlage (Basis ist die kritische Präsentation der Editionen von Bartsch¹ und Brakelmann²) herausgearbeitet: die Provenzialisierung der französischen Vorlage geht in der Regel sehr weit, wenn ihr Grad auch von Vers zu Vers stark schwankt.

Max Pfister, *La localisation d'une scripta juridique en ancien occitan: 'Lo Codi' manuscrit A (Sorbonne 632)* (p. 285–96) analysiert die sprachlichen Charakteristika dieser alten okzitanischen Handschrift aus dem 12. Jahrhundert. Ausgehend von der Edition durch Derrer³ rückt Pfister den für die Lexikographie interessanten Teilbereich juristischer und wirtschaftlicher Terminologie, der von Levy⁴ nicht abgedeckt wird, ins Zentrum der Untersuchung, neben einem Versuch, die Handschrift mithilfe der von Gossen⁵ und Remacle⁶ ausgearbeiteten Prinzipien für die Einordnung mittelalterlicher Skriptae in den Griff zu bekommen. Die von Derrer vorgenommene Lokalisierung um Arles erscheint Pfister zu genau, denn die sprachlichen Besonderheiten auf allen Rangstufen gestatten höchstens eine annähernde Lokalisierung im Bereich Auvergne–Rhônetal. Der Herkunftsraum des Schreibers dürfte sich hingegen mit einiger Sicherheit aufgrund graphischer Spezifika auf das Rouergue festlegen lassen. Ein-

¹ K. BARTSCH, *Romances et pastourelles françaises des XII^e et XIII^e siècles*, Leipzig 1870, p. 31–33, 342–44.

² J. BRAKELMANN, *Les plus anciens chansonniers français*, Marburg 1896, Bd. 2, p. 71.

³ F. DERRER, *Lo Codi. Eine Summa Codicis in provenzalischer Sprache aus dem 12. Jahrhundert, die provenzalische Fassung der Handschrift A (Sorbonne 632)*. Vorarbeiten zu einer kritischen Textausgabe, Zürich 1974.

⁴ E. LEVY, *Petit dictionnaire provençal-français*, Heidelberg 1961; ID., *Provenzalisch Supplement-Wörterbuch*, 8 Bde, Leipzig 1894–1918.

⁵ C. TH. GOSSEN, *Französische Skriptastudien. Untersuchungen zu den nordfranzösischen Urkundensprachen des Mittelalters*, Wien 1967.

⁶ L. REMACLE, *Le problème de l'ancien wallon*, Liège 1948.

leuchtend wird nachgewiesen daß die vorliegende Handschrift wohl Suchiers⁷ Typ *tšauza fait*, evtl. sogar *fatž* zuzuordnen ist, trotz der konsequenten Schreibung *kausa*, die von Pfister als Latinismus eingeordnet wird, resultierend aus der Anlehnung des *Codi* an den *Codex Iustinianus*, womit gleichzeitig eine Kritik an der mechanistischen Anlegung des von Suchier erstellten Rasters auf einzelne Belege ohne dem Gesamthabitus eines Textes Rechnung zu tragen, verbunden ist.

Wilhelm Theodor Elwert, *Il ‘committente’ nella letteratura medievale* (p. 113–26) untersucht die Rolle des Auftraggebers für die Entstehung mittelalterlicher literarischer Produkte. Neben der direkten Nennung des Auftraggebers finden sich sehr häufig auch nur indirekte Hinweise auf einen solchen, was jedoch keineswegs zu dem Schluß verleiten darf, mittelalterliche Literatur sei vorwiegend sog. Auftragsliteratur. Wie Elwert deutlich macht, sind v.a. bestimmte Gattungen betroffen (z.B. Werke religiösen Inhalts, historiographische Werke etc.). Allerdings ist nicht zu vergessen, daß der mittelalterliche Autor in erster Linie nicht für den Auftraggeber, sondern für ein Publikum schreibt – findet sich ein Gönner, umso besser.

Martin de Riquer, *La novela en prosa y la difusión del papel* (p. 343–351) präsentiert einen Aspekt der materiellen Romanproduktion seit dem 13. Jahrhundert, als das Papier das teure Pergament nach und nach ablöste. Benutzte Christen für die Entwürfe seiner Romane ganz offensichtlich noch Wachstafeln, die nach der Übertragung des endgültigen Textes auf Pergament wieder verwendbar waren, so stand den Autoren der späteren Zeit das weitaus billigere Papier zu Verfügung, ohne das das Zustandekommen von umfangmäßig so überdimensionierten Romanen wie der *Estoire del Saint Gral*, der *Estoire de Merlin*, des *Livre de Lancelot del Lac*, der *Queste del Saint Graal* und des *Mort le roi Artu* wohl nur schwer nachzuvollziehen wäre.

Kurt Ringger, *Prélégomènes à l'Iconographie des œuvres de Marie de France* (p. 329–42) verfolgt den Einfluß v.a. der Äsop-Fabeln der Marie de France auf die abendländische Web-, Knüpf- und architektonische Kunst und kommt zu dem Ergebnis, daß zahlreiche Darstellungen von Äsop-Fabeln hier bereits älteren Datums sind als die Abfassung der Sammlung von Marie de France.

Gerold Hilty, *El Cid en Alcocer* (p. 173–85) stellt einen Versuch dar, die Historizität der *Alcocer*-Episode unter Beweis zu stellen, ausgehend von der Suche nach dem geographischen Standort besagter Festung auf der Basis der im Cid aufzudeckenden Hinweise auf die geographische Lage. Fiktion und Wirklichkeit sind jedoch so ineinander verwoben, daß eine Suche nach dem historischen Ort immer irgendwo auf der Strecke enden muß.

Alessandro Martinengo, *Il giudizio di Girolamo Benzoni en Las Casas; denigrazione e censura* (p. 253–67) führt in den Bereich gefärbter Geschichtsschreibung. Martinengo geht der Beurteilung des Dominikaners Bartolomeus de las Casas (1474–1566) durch den italienischen Zeitgenossen Benzoni (in Abhebung zu derjenigen durch die spanischen Historiographen Orviedo und Gómara) auf den Grund. Die scharfe und undifferenzierte Verurteilung Las Casas' durch Benzoni wird zum einen auf den Gegensatz zwischen Mailand und der spanischen Seemacht zurückgeführt, zum anderen darauf, daß Benzoni die Ziele Las Casas' in keiner Weise verstanden habe, und zum dritten darauf, daß alles dem einen Grundanliegen untergeordnet wird, nämlich die Habgier der Konquistadoren und des Klerikerstandes schlechthin anzuprangern.

Der sprachwissenschaftliche Bereich wird durch zwei Beiträge zur Onomastik sowie durch zwei etymologisierende Kurzanalysen repräsentiert:

⁷ H. SUCHIER, *Die französische und provenzalische Sprache und ihre Mundarten*, in: G. GRÖBER, *Grundriß der romanischen Philologie*, Straßburg 1904–1906, bes. Karten V und VI.

Konrad Huber, *Die Neumotivierung von Rufnamen im Bündnerromanischen* (p. 196–201) baut auf die Erkenntnis, daß Personennamen ebenso geschlossene Landschaften bilden wie Kunstslandschaften oder Sprachlandschaften und gibt einige Kostproben aus der Werkstatt des bündnerischen Personennamenbuches, denen zufolge die Namenlandschaft Graubündens im Mittelalter durch zwei Merkmale gekennzeichnet ist: zum einen durch die Erhaltung des Namensgutes der spätromischen Provinz und zum anderen durch die im 11.–13. Jahrhundert gesamteuropäische Tendenz zur Reduktion des Namensbestandes ganz allgemein, die letztendlich die Herausbildung der heutigen Zweinamigkeit verursachte, denn für immer mehr Individuen standen plötzlich immer weniger Namen zur Verfügung. In diesem Gefolge kam es über Variationen (Kurzformen, Neuinterpretationen alter Namen oder auch von Kurznamen aufgrund phonetisch ausgelöster Assoziationen usw.) zu einer Reihe von neuem Namensgut, das im Bündnerischen jedoch nie – wie etwa im Italienischen – über Suffixbildungen zustandekam. Interessant ist im Bündnerischen auch das völlige Fehlen von Humanistennamen wie sie gerade für das Deutsche so charakteristisch sind (z. B. Textor, Faber usw.), so daß sich Graubünden trotz seiner Mittellage zwischen deutschem und italienischem Sprachraum eine eigenständige Namenslandschaft mit eigenen Mitteln, v.a. dem der Variation geschaffen hat.

Vittorio F. Raschèr, *Nomi femminili leventinesi del Duecento* (p. 297–322) bietet obzwar in alphabetischer, so doch in lockerer Reihenfolge eine Liste der im 13. Jahrhundert üblichen levantinischen Frauennamen auf der Basis von Archivmaterialien sowie von Kirchenregistern im ausgegrenzten Raum. Die Gliederung der Namen erfolgt in zwei Gruppen: 1. historische Namen, 2. attribuierende Namen. Die levantinischen Namen werden dann mit im langobardisch-alpinischen Raum üblichen Namen konfrontiert. Allerdings vermißt man neben der tabellarischen Zusammenstellung einen Hinweis auf tatsächlich typisches levantinisches Namensgut.

Albert Henry, *Ancien français et moyen français «Chia! Chia!»* (p. 167–171) nimmt – ausgehend von einer repräsentativen Korpusbasis – die Suche nach dem Etymon von in alt- und mittelfranzösischen Texten als Interjektion anzutreffendem *chia!* *chia!* anhand von ausführlich zitierten Belegstellen wieder auf, um festzustellen, daß eine Option für < CACCARE oder für < QUIA nicht mit absoluter Sicherheit vorzunehmen sei.

Alberto Värvaro, *'Frisinga' e 'gaia': due gallicismi siciliani* (p. 373–375) präsentiert – anknüpfend an die Dissertation des Jubilars – ein Produkt der Arbeiten zum *Vocabolario etimologico siciliano* (VES) in Form eines Vorabdrucks der Artikel 'frisinga' und 'gaia'.

Der Schwerpunkt der Beiträge liegt jedoch im Bereich der literaturwissenschaftlichen Analysen unterschiedlichster Couleur, deren Spektrum summarisch vorzuführen nicht mit einigen wenigen Schlagworten zu leisten ist: kontrastive Literaturanalysen, Motivforschung, literaturosoziologische Untersuchungen usw. usw. usw. Die Beiträge mögen für sich selbst sprechen:

Maurice Delbouille, *Le 'Tristan en prose' et la 'Folie d'Oxford'* (p. 61–67) versucht eine Genealogie des Motivs der *Folie* in der Tristandichtung zu erstellen und gelangt in Abwendung von Hoepffner⁸ zu dem Ergebnis, daß eine Abhängigkeit der *Folie d'Oxford* vom *Tristan en prose* nicht möglich sei, da eine Reihe von Elementen, die in der *Folie d'Oxford* anzutreffen sind, in dem älteren *Tristan en prose* nicht auftauchen. Unter Miteinbeziehung der deutschen Übersetzung durch Eilhart gelangt Delbouille zu dem Schluß, daß allen drei Versionen wohl eine gemeinsame Urfassung zugrunde liege, daß sich jedoch die Entstehung der unterschiedlichen Redaktionen, die den drei angeführten Versionen zugrundeliegen, wohl nicht mehr wird klären lassen.

⁸ E. HOEPFFNER (ed.), *La Folie Tristan d'Oxford*, Strasbourg 21943.

Federico Hindermann, «*Come va questo fatto?*» Zur XXI. Erzählung des ‘Novellino’ (p. 187–93) greift das Motiv der Relativität des Zeitempfindens auf. Wie ist es möglich, daß für einen Menschen fast ein Leben mit seinen Wechselfällen tagaus tagein sich hindehnt, für den anderen indessen kaum ein Augenblick verflogen ist? Der Ursprung dieses Motivs wird in einem mündlich überlieferten Traditionsstrang der Himmelfahrtslegende Mohammeds gesehen.

Roger Dragonetti, *Pygmalion ou les pièges de la fiction dans le ‘Roman de la Rose’* (p. 89–111) gibt eine – wenn auch recht gewagte – Neuinterpretation der dem *Roman de la Rose* auf vielen Ebenen inhärenten Dualität. Das zentral gestellte Spiegelmotiv wird Ausgangspunkt für diese Neuinterpretation des Gesamtwerks: nicht zwei Autoren, Guillaume de Lorris und Jean de Meun, sondern nur einem ist der Roman zu verdanken. Die Doppelautorenschaft wird als überholt und als reine Fiktion betrachtet angesichts der konsequenten Zweipoligkeit innerhalb des gesamten Werkes: Jedem der fiktiven Autoren wird eine unterschiedliche Liebeskonzeption zu vertreten zugeschrieben und dieser antithetische Charakter läßt sich bis in den Stil hinein verfolgen (poetischer Stil vs schwerfällige didaktische Monologe) usw. Die Hypothese des Verfassers läßt sich am besten mit seinen eigenen Worten resümieren: «A partir de notre hypothèse, nous voudrions montrer que cette différence, illustrée à la fin du récit par le mythe de Pygmalion, est un effet de l’écriture de l’œuvre et non pas, comme on l’a vu jusqu’à présent, le résultat de deux styles opposés appartenant à deux auteurs différents. Ceux-ci ne sont que deux fictions insérées dans le projet d’un seul et unique auteur, l’écrivain de tout le *Roman*.» Der Roman stellt ein dauerndes Hin und Her zwischen Traum und Wirklichkeit dar und trotz des von Amour groß angekündigten Schreiberwechsels läuft das *je* des Autors kontinuierlich weiter, welches sich z.T. noch dazu mit dem des Protagonisten überlappt, der das ganze Abenteuer durchlebt als das geträumte Double eines gewissen Guillaume de Lorris – und nicht etwa als das eines Jean de Meun! Ein formaler Bruch beim angeblichen Autorenwechsel ist nicht nachweisbar, doch ist dies angesichts der Dominanz des durch die Erzählart festgelegten *modus dicendi*, der unabhängig von der Subjektivität des Autors ist, nicht weiter verwunderlich. Was die Rolle des Pygmalion-Motivs angeht, so ist es als Pendant zum Narziß-Motiv im ersten Teil des streng antithetisch angelegten Romans zu sehen: zwei Arten der Perversion von Liebe, Liebe zu sich selbst und Liebe zum Objekt. Die Ankündigung des Autorenwechsels wird so lediglich zur Verbrämung des Aufbaus einer innertextuellen Antithese gesehen. – In der Tat haben Dragonettis Ausführungen etwas verlockendes an sich. Doch muß man so weit gehen, die Zwei-autorenschaft zu fiktionalisieren?

Domenica Legge, *La «courtoisie» en anglonormand* (p. 235–39) geht von der These Popes⁹ aus, die höfische Welt manifestiere sich in der anglonormannischen Literatur früher als auf dem Kontinent. Doch weist sie den Gedanken strikt zurück, jedes Produkt, das unter dem Einfluß des Hofes entstanden ist, sei gleichzeitig auch sog. höfische Literatur. Diese habe vielmehr ihren Ursprung erst seit Mitte des 12. Jahrhunderts, als die höfische Gesellschaft mit dem *aventure*-Roman ins Zentrum der Literatur rückt.

Robert Guiette, «*C'est très forte chose que d'Amors*» (p. 163–65) wirft ein Licht auf die Produktionsweise mittelalterlicher Autoren, denen Guiette zufolge ein Arbeiten mit motivlichen Versatzstücken nachgewiesen werden kann. Da im Mittelalter das einzige Ordnungsprinzip der Stoff sei, mache dies auch das häufige Untermengen lyrischer Gemeinplätze in Prosatexten nachvollziehbar, wenn diese vom Thema her nur irgendwie passen. Offensicht-

⁹ Es handelt sich hierbei ganz offensichtlich um eine mündlich formulierte These MILDRED POPES, cf. p. 235.

lich standen den Prosaautoren ganze Quellen- und Motivinventare zur Verfügung, aus denen sie bei Bedarf schöpften.

Guy Raynaud de Lage, *Le premier roman* (p. 323–27) liefert eine Illustration für das Gegeneinanderspiel von Gattung und Stoff im Thebenroman. Dieser Roman war ursprünglich wohl noch als *chanson de geste* konzipiert. Doch suchte sich der Autor gleichzeitig von dieser Tradition zu emanzipieren: *romanz* wird verwendet im ursprünglichen Sinn von «französische Version eines lateinischen Textes» (*chanson de geste*). Konsequenterweise wird auch Abstand genommen von normannisch-höfischen Themenbereich. Die Perspektive bleibt zwar historisch, doch außerhalb des normannischen Lebenskreises; Krieg ist zwar Thema, doch nicht der heilige Krieg der Christen, sondern der gerechte Krieg der Argonauten usw. Mit dem Thebenroman ist so ein erster Schritt hin zur Desakralisierung der Literatur und weg von der *chanson de geste* getan, die für das Mittelalter neu ist. Als kalkulierter Anachronismus ist jedoch eine Versetzung ins Geistes-, Sozial- und Kulturgefüge des Feudalismus vorgenommen, der v.a. das weibliche Leserpublikum ansprechen soll. Ein neuer Held wird propagiert, ein Held, der Frauen gefällt. Und Frauen spielen nun auch eine Rolle, verlassen ihre Statistenposition, die ihnen in der *chanson de geste* zugewiesen war. Der Thebenroman kann somit als Adaption eines antiken Stoffes für ein höfisches Publikum betrachtet werden.

Louise Gnädinger, *Rois peschiere/Anfortas. Der Fischerkönig in Chrestiens und Wolframs Graldichtung* (p. 127–48) bietet einen etwas außergewöhnlichen, aber nichtsdestoweniger anregenden Beitrag zur kontrastiven Literaturbetrachtung, wenn sie versucht, die Person des Fischerkönigs bei Chrestien und Wolfram im Rahmen der mittelalterlichen Humoralpathologie, der Viersäfte- und Vierelementenlehre zu beschreiben.

Jean Rychner, *Observations sur le style des deux poèmes de Clermont: la ‘Passion du Christ’ et la ‘Vie de saint Léger’* (p. 353–71) liefert eine kontrastive Analyse der beiden am Ende des *Liber Glossarium* von Clermont tradierten Gedichte unter Aspekten wie geographische Herkunft, Strophenform, Gedichtform, syntaktisch-metrische Struktur, lateinische Tradition und Umsetzung des lateinischen Vorbildes in die französische Form sowie Wortwahl und Tempusgebrauch, um zu dem Ergebnis zu gelangen, daß die beiden formal sehr ähnlichen Gedichte in der konkreten Ausführung wie auch im stilistischen Bereich dennoch stark auseinanderklaffen, trotz des wohl identischen *usage culturel* in den Matinen: die *Passion du Christ* als Art hymnischer Gesang mit paraliturgischen Funktionen und die *Vie de Saint Léger* als Rezitativ, eher die Vulgarisierung einer Legende verkörpernd. Damit muß Rychner das Verdienst zuerkannt werden, in einleuchtender Weise zwei so unterschiedliche Werke – die nur dem Zufall ihre gemeinsame Tradierung zu verdanken haben scheinen – in einen analogen weltwirklichen Rahmen zu stellen.

André Burger, ‘Hier’ ou ‘avant-hier’? Un point de la chronologie interne de la ‘Chanson de Roland’ (p. 23–27) baut sukzessiv über eine sprachliche Analyse von *li altrer* die Chronologie der Schlachten von Roncesval und des Baligant auf und zwar in Revision seiner in der Festschrift Delbouille vertretenen These, die zweite Schlacht habe am Tage nach der ersten stattgefunden. Burger geht es hier um die ‘ursprüngliche’ Chronologie, unabhängig davon, was spätere Bearbeiter der *Chanson de Roland* – aus irgendwelchen Gründen – daraus gemacht haben.

Marc-René Jung, *L'alexandrin au XV^e siècle* (p. 203–17) analysiert einen Bereich mittelalterlicher Versliteratur näher, der bislang immer im Schatten der Analyse strophischer Formen gestanden hatte: und zwar geht es ihm um die Untersuchung eines von den Autoren des 15. Jahrhunderts verwendeten Metrums und hier insbesondere um den Alexandriner, der nach Togeby¹⁰ in dieser Epoche fast so gut wie inexistent sei. Während er auch in 15. Jahrhundert

¹⁰ Cf. K. TOGEBY, *Histoire de l'alexandrin français*, in: *Etudes romanes dédiées à Andreas Blinkenberg à l'occasion de son soixante-dixième anniversaire*, Copenhague 1963, p. 240–66, bes. p. 256.

in Texten anzutreffen ist, die ihn traditionell seit dem 12. Jahrhundert nutzten (Philippsgeste, Reimchroniken, Legenden – allerdings in der Regel begleitet von einem Ersatz der traditionellen Laisse durch den Vierzeiler) ist er in der Lyrik kaum anzutreffen (ausgenommen etwa Machaut, der sämtliche Versschemata durchprobiert). In den *Echecs amoureux* eines unbekannten Autors vom Ende des 14. Jahrhunderts wird der Alexandriner v.a. als der tragischen oder heroischen Dichtung angemessenes Versmaß propagiert. In die gleiche Richtung äußerst sich später auch Jean Lemaire in *Concorde des deux langues*. Und die Praxis? In der Mitte des 15. Jahrhunderts haben in der Tat einige wenige Autoren den Alexandriner für die getragene Literatur verwendet, und häufig ist der Alexandriner das Versmaß für Geschriebenes in Geschriebenem (z.B. für Epitaphe). Doch seit dem Ende des 15. Jahrhunderts befreit sich der Alexandriner aus der Bindung an die *haultes matieres*, um dann im 16. Jahrhundert seinen Platz im Sonett zu erobern, in dem er streng in den Dienst der *imitatio* gestellt ist.

Rita Lejeune, *La part des sentiments personnels dans l'œuvre du troubadour Guillaume IX. A propos de la poésie «Ab la dolchor del temps novel»* (p. 241–52) stellt einen Beitrag zur Literatursoziologie zur Verfügung, in dessen Zentrum die Beziehung zwischen Person und Werk Guillaumes IX von Aquitanien steht. *Ab la dolchor del temps novel* wird als Produkt und als Spiegel des von der Kirche verurteilten ehebrecherischen Verhältnisses zwischen Guillaume IX und Mauberjon, Vicomtesse de Chastellerault in erster Linie in soziologisch-historischer Perspektive analysiert. Vor dem Hintergrund einer ausführlichen Präsentation biographischer Details wird in dem Gedicht ein handfester erotischer Gehalt herausgelöst dessen künstlerische Präsentation im letzten Wort «coutel» seinen Höhepunkt findet. Als Folge der von Lejeune gelieferten Interpretation wird am Ende des Beitrags eine Neuübersetzung des Gedichts ins Französische vorgeschlagen, die den Ergebnissen der Verfasserin Rechnung trägt.

Erich Köhler, «*Amor de lonh*» oder: Der ‘Prinz’ ohne Burg (p. 219–34) analysiert hier unter den für ihn maßgeblichen gesellschaftsrelevanten Gesichtspunkten die Stellung Jaufré Rudels im Spannungsfeld einer mystischen und profanen Liebeskonzeption. In der für Köhler üblichen beeindruckenden Präsentation und Brillanz der Formulierung wird der Charakter der *amor de lonh* Jaufrés fundiert gesehen in dessen besonderen geschichtlichen und literatursoziologischen Position innerhalb des Feudaladels, die ihm die Rolle in einer auf der sozialen Distanz zur Dame beruhenden Minne verwehrt. Doch wird diese Minne dennoch möglich und zwar in der Umwertung der notwendigen sozialen Distanz in eine geographisch-räumliche. Die *amor de lonh*, die sich wohl am deutlichsten in *Belhs m'es l'estius* greifen lässt, ist somit Ausdruck der äußeren Lebensumstände Jaufrés, der seiner Lehen verlustig gegangen seine Sehnsucht nach deren Rückgewinnung in der Sehnsucht nach der *domna* zum Ausdruck bringt. Am Ende des Gedichts steht also nicht nur die Rückkehr zur *domna*, sondern auch die Rückkehr zum Lehen: «Die ‘Ferne’ dieser Liebe war zuerst eine räumlich-geographische und eine politisch-soziale zugleich ... Die Assoziation von Liebesleid und Exil, von Liebesglück und Heimkehr» ist zur Identifikation gelangt.

Félix Monge, *Celestina: La seducción y el lenguaje* (p. 269–80) präsentiert bereits anderweitig publizierte Analysen¹¹ zur Celestintradition. Die Rojo zugeschriebene *Celestina* wird Gerarda aus Lope de Vegas *La Dorotea* gegenübergestellt, auf der auch die Stärke der Analyse Monges liegt. Gesamthaft gesehen eine anregende Studie zur Tradition von Typen in der Literatur, die im Grunde gleich, bei näherem Hinsehen jedoch so unterschiedlich gezeichnet sind.

Drei weitere Beiträge befassen sich mit Einzelaspekten aus dem Werk Dantes:

André Pézard, *Dante et Macrobe: La tierce voie de beatitude* (p. 281–83) weist über einen

¹¹ Cf. F. MONGE, *La Dorotea* de Lope de Vega, VRom. 16 (1958), 60–145.

Emmendationsversuch einer Passage aus dem *Convivo* (IV, xxii, 11) nach, daß es für Dante nicht nur zwei Wege zur Glückseligkeit gebe (*vita activa* und *vita contemplativa*), sondern daß der Weg dorthin über drei *Stufen* führe (*vita activa*, *vita contemplativa* und eine Mischung aus beiden). Die Beweisführung Pézards geschieht unter Hinzuziehung von Parallelstellen, die bei dem Philosophen Macrobius (Wende 4./5. Jahrhundert) anzutreffen sind. Dieser zitiert zur Illustration der drei Möglichkeiten die gleichen historischen Persönlichkeiten, die auch von Dante angeführt werden: Romulus für die erste, Pythagoras für die zweite und Solon, Lykurg, Numa und die beiden Catonen für die dritte. Daß Dante Macrobius gekannt hat, dürfte somit außer Zweifel stehen, auch wenn er ihn an keiner Stelle als Quelle angibt¹².

Dante della Terza, *Il canto di Brunetto Latini* (p. 69–83) untersucht, inwieweit Dante von Brunetto Latini und dessen Werk direkt beeinflußt war. Sorgfältig werden Inhalte, Motive und Allegorien zusammengestellt, die mehr oder weniger modifiziert aus dem *Tesoro* entliehen sind. Die Frage nach der Schuld Brunettos, die ihn in die Hölle geführt hat, wird durch eine Anspielung in der Rede Brunettos auf die Homosexualität zu begründen versucht, eine Interpretation, die wohl nicht von vornherein abzulehnen ist, wird doch auch Bezug auf andere Ereignisse in dessen Leben genommen, etwa auf seine Zugehörigkeit zur Partei der Guelfen oder auf sein Exil in Spanien; usw.

Georges Güntert, *Dante e Piccarda o la parola come immagine perfetta* (p. 149–62) greift den dritten Paradiesgesang heraus und bietet eine anregende literatursemiolgische Analyse des Aufbaus dieses Gesangs vor dem Hintergrund desjenigen sämtlicher Paradiesgesänge. Anstoß für die vorliegende Analyse ist die für Dante an sich unübliche Homographie innerhalb zweier aufeinanderfolgender Verse, der Güntert infolge des normkonträren Charakters funktionellen Wert innerhalb des Aufbaues des Gesangs zuweist. Als Demonstrationsmittel wird die Begegnung mit Piccarda gewählt, von der Dante erkenntnisreich zu Beatrice zurückkehrt, die Welt mit anderen Augen schauend und erkennend. Güntert widerlegt somit die Möglichkeit eines intuitivistischen Verstehens Dantes. Vielmehr ist es notwendig, sich mit dem polysemem Charakter des Werks bis in seine Tiefen hinein auseinanderzusetzen.

Alles in allem ist die vorliegende Festschrift als hervorragend gelungener Beitrag zur Erhellung des romanischen Mittelalters zu werten, in dessen Dienst auch der Jubilar selbst seine größten Meriten erworben hat.

Edeltraud Werner



¹² Und daß Dante nicht – wie viele Literaturwissenschaftler in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vielfach noch glaubten und erbittert verteidigten – nur aus sich allein schöpfte, zeigt auch der inzwischen wohl allgemein anerkannte Einfluß etwa muslimischen Gedankengutes auf die Konzeption der *Divina Commedia*, der erstmals 1919 von ASÍN PALACIOS, *La escatología musulmana en la Divina Commedia*, Madrid 1919 und 1943 zur Diskussion gestellt wurde. – Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *Etudes sur le livre de l'Eschiele Mahomet. Prolégomènes à une nouvelle édition de la version française d'une traduction alphon sine*, Winterthur 1965, p. I ss. und ID., *Zur Auseinandersetzung über die muslimischen Quellen der Divina Commedia. Versuch einer kritischen Bibliographie*, *RJ* 15 (1964), 19–50 – Ferner weist Pézard selbst auf eine weitere, von Dante jedoch auch nicht angezeigte Quelle hin: Platons *Phaidros*, cf. A. PÉZARD in: *Medio Evo e Rinascimento. Mélanges offerts à Bruno Nardi*, Bd. 2, p. 539.

CHRISTOPH SCHWARZE (Hrsg.), *Italienische Sprachwissenschaft*. Beiträge zu der Tagung «Romanistik interdisziplinär», Saarbrücken 1979, Tübingen (Narr) 1981, 254 p. (*Ergebnisse und Methoden moderner Sprachwissenschaft* 8).

Nel quadro del Convegno del *Deutscher Romanistenverband* svoltosi a Saarbrücken il 26–28 settembre 1979, si era tenuta una vivace sezione di Linguistica italiana, organizzata da Christoph Schwarze, i cui contributi sono ora raccolti in un bel volume, che rappresenta *in corpore* la vastità e la pluralità degli interessi e dei lavori dei romanisti tedeschi che si occupano di cose italiane *sub specie linguistica*. Si tratta di sedici interventi, di diverso taglio e impegno, ma tutti testimonianza di una conoscenza diretta e approfondita della linguistica italiana, raggruppabili, seguendo le partizioni proposte dal curatore Schwarze (che è anche autore di una prefazione al tutto), sotto cinque titoli.

Anzitutto, linguistica storica. Abbiamo qui: E. Diekmann sull'influsso italiano in Engadina (nell'insieme, meno vistoso di quanto il profano potesse forse pensare, e limitato per lo più a settori terminologici specifici: l'autore raccoglie infatti non più di una cinquantina di elementi lessicali penetrati in Engadina e dintorni dall'italiano e/o dai dialetti italiani sette-trionali); J. Kramer sulla provenienza in italiano di *ussaro* (diversamente da Fogarasi che ne postula una traiula diretta dall'ungherese, Kramer ritiene che il termine giunga all'italiano tramite il tedesco: argomenti a favore sarebbero sia attestazioni di forme come *Husser*, parossitona, nel tedesco del XV e XVI secolo, di contro all'attuale *Husar*, ossitona, sia il fatto che la presumibile prima attestazione di *ussero* in italiano – 1559 – stia nella relazione di un ambasciatore da Vienna); M. Pfister sullo stato dei lavori e sulle caratteristiche del grande wartburgiano *Lessico etimologico italiano* (esemplificate con la voce *abellana* in confronto ai correnti dizionari etimologici).

La linguistica descrittiva è ben rappresentata. Compaiono i contributi di A. Di Luzio su struttura e funzione del sistema dei pronomi di terza persona, di K. Lichem sui segnali di articolazione o 'demarcativi' nell'italiano parlato, di U. Wandruszka sulla collocazione degli avverbiali nella frase in italiano e in tedesco. Sotto la sociolinguistica si raccoglie il gruppo più numeroso di interventi: due discussioni, di G. Ernst e di E. Radtke, sull'italiano popolare; due rassegne critiche, di G. Holtus – M. A. Cortelazzo sullo sviluppo in Italia dell'educazione linguistica sociolinguisticamente fondata, e di Th. Stehl sulla considerazione dialettologica e sociolinguistica del problema politico delle minoranze linguistiche; il resoconto di un'indagine di sociologia del linguaggio di D. Kattenbusch sullo stato attuale della parlata franco-provenzale di Faeto (pur condotta con soli 35 informatori, un'inchiesta con questionario mostra bene come il dialetto goda ancora di prestigio presso la comunità locale; ciononostante, l'autore è dell'opinione, confortata invero da più di un fatto, che per ragioni soprattutto funzionali esso sia destinato a una scomparsa piuttosto rapida, e che vada prevista già presto la riduzione dell'attuale 'triglossia' a una diglossia italiano-dialetto regionale); e alcune considerazioni di M. P. La Valva sulla distribuzione sociolinguistica (verificata in particolare su testi letterari) di alcuni termini della sfera semantica relativa alla struttura e all'arredamento delle abitazioni, quali *salone*, *soggiorno*, *salotto*, ecc.

Di linguistica testuale si occupano E. Radtke, che analizza i registri linguistici impiegati nel romanzo di vasto ma effimero successo *Porci con le ali* (l'autore vi vede un esempio importante di ingresso nella narrativa di massicce dosi di elementi linguistici lontani dalla lingua letteraria, e quindi in un certo modo tonificanti: in realtà, si tratta più che altro, a mio parere, di un impiego insistito e acritico di linguaggio genericamente 'giovanile' e contestatario, come del resto lo stesso Radtke afferma, e privo di valori così 'sintomatici', come mostra il fatto che l'esempio sia stato del tutto isolato); e H. Stammerjohann, che confronta la struttura dei titoli di giornale in italiano e in tedesco (il non ampio campione considerato

consente tuttavia all'autore di rilevare senza fallo che la principale differenza consiste nel fatto che i titoli italiani sono molto più lunghi – 7,3 parole contro 4,4 nella media – e più complessi, sia per la struttura testuale che per la quantità dei costituenti).

Infine, a proposito di ‘italiano come lingua straniera’, Ž. Muljačić espone considerazioni, appoggiate su concrete esperienze didattiche, circa l’insegnamento dell’italiano a discenti tedeschi (giungendo a concludere che si può anche essere più rigidi, in fatto di ‘buona norma’, di quanto lo sia quello che Muljačić stesso battezza *Exportitalienisch* – propugnato di recente da nomi del calibro di Lepschy e di Francescato per l’insegnamento a stranieri, e basato fondamentalmente sulla corrispondenza precisa di pronuncia a grafia –, per esempio per quanto riguarda la realizzazione aperta o chiusa delle vocali medie, che appare in effetti essere ottenuta senza eccessiva difficoltà nell’itinerario didattico illustrato); e Ch. Schwarze, in un contributo di robusto afflato teorico, tratta di lessicologia contrastiva e apprendimento lessicale, proponendo una tipologia dei rapporti semantico-lessicali tra una lingua₁ e una lingua₂, esemplificata fra l’altro con una descrizione contrastiva parziale ma incisiva di *bambino, figlio, ragazzo* vs. *Kind, Sohn, Junge* inseriti nei rispettivi campi semanticci. Non mancano, a chiusura del volume, indici analitici.

Nel complesso, i saggi qui presentati testimoniano uno stato di ottima salute nella linguistica italiana praticata oltre Brennero. Sia che si tratti di ricerche originali, sia che si tratti di puntualizzazioni (come quelle di Holtus-Cortelazzo e di Stehl, utilissime per l’informazione del lettore tedesco la prima e anche del lettore italiano la seconda), il volume reca un valido contributo agli studi sulla situazione linguistica contemporanea in Italia. I lavori raccolti sono sì contenutisticamente assai eterogenei, ma presentano anche significativi tratti comuni: in primo luogo, l’attenzione precipua ai dati empirici e un sano ancoramento al materiale concreto; indi, un alto grado di documentazione bibliografica; un orientamento pressoché generale verso la dimensione sociolinguistica; l’interesse più sull’italiano (in fondo, bisogna dire, ancora non moltissimo studiato nelle sue varietà d’uso non letterarie) che sui dialetti; e, mi si permetta, l’assenza di elucubrazioni meta-teoriche, quali si trovano a bizzefze in recente linguistica d’oltreoceano.

È insomma da salutare da più di un punto di vista il quadro delle tendenze dei linguisti italiani tedeschi (e austriaci) che appare da quanto detto. Dal nostro particolare punto di vista, ci sarebbe da soffermarsi su quattro contributi. Quello di Lichem, *Bemerkungen zu den Gliederungssignalen im gesprochenen Italienisch*, p. 61–82, per la novità del campo studiato, l’italiano parlato, nel quadro dell’analisi del discorso. Lichem estrae da un *corpus* di 2 ore e mezza di interviste radiofoniche, e analizza con cura, gli elementi impiegati per esplicitare un’articolazione interna al discorso (*allora, ecco, ma, sai, senti, cioè, diciamo, no?, insomma, sì, certo*, varie interiezioni, e altri molti), fornendoci, assieme ai lavori su tema analogo di Stammerjohann, un primo solido schema di riferimento da cui è sperabile si sviluppino ampie ricerche sui tratti del(italiano) parlato.

Per l’interesse di linguistica generale spicca invece il saggio di Wandruszka, *Zur Serialisierung des Adverbials im Italienischen und Deutschen*, p. 83–98, che mostra con efficacia l’intrecciarsi di vari fattori (tipologici, strutturali, comunicativi; e anche di altra natura, come la lunghezza della frase) nel creare in lingue con determinazione a destra come l’italiano (a differenza del tedesco) conflitti nell’ordine di collocazione degli avverbiali, risolti in genere con la prevalenza dei fattori comunicativi (che possono provocare l’anticipazione di un Locale rispetto all’ordine normale Temporale-Locale, come in *come fa a mandare i suoi preti in giro di notte [...]*?; a proposito di questo e di altri esempi citati da Wandruszka sarebbe però da vedere in che misura incida il carattere di sintagma fisso che molte volte gruppi V + SPrep tendono ad assumere).

Ernst, *Existiert ein «italiano popolare unitario»?*, p. 99–113, e Radtke, *Die Bestimmungs-*

kriterien für das «italiano popolare», p. 147–57, recano gran contributo alla chiarificazione della nozione di italiano popolare, tanto adoperata nella recente linguistica italiana quanto ancor lungi dal conoscere una soddisfacente sistemazione concettuale. La risposta di Ernst alla domanda del titolo è negativa: e anche se la maggioranza di coloro che si sono sinora occupati dell’italiano popolare paiono sottoscrivere la sua unitarietà, Ernst ha ragione. Radtke invece tenta, riprendendo altre sue riflessioni, di definire con precisione la collocazione dell’italiano popolare in relazione ai parametri di variazione linguistica, e cioè in rapporto a dialetti e a italiani regionali, alla lingua familiare e ai gerghi, e all’italiano parlato (con cui secondo Radtke spessissimo coincide).

Qualche osservazione marginale. A p. 162, nell’elenco delle minoranze linguistiche italiane, mancano i ladini dolomitici (la cui porzione alto-atesina è fra l’altro esplicitamente tutelata dalla Costituzione), e, perché no?, gli zingari (spesso e volentieri dimenticati, nonostante proprio in fatto di minoranze linguistiche rappresentino una situazione del tutto peculiare). A p. 203, mi sembrano esagerate le osservazioni circa l’infrazione delle ‘norme ortografiche’ (si trattrebbe in ogni caso di soli fatti di interpunzione) della lingua scritta scolastica in alcuni lacerti da *Porci con le ali*. A p. 235, mi pare del tutto normale in italiano l’ambiguità di *bambini* per «figli» e «bimbi», in modo assai simile a quello del tedesco *Kinder*, così come (p. 240) va ritenuto normale e corrente l’impiego di *è un bambino/una bambina* per designare se il nuovo nato è maschio o femmina (è semmai *maschio/femmina* a essere marcato per il registro, appartenendo al linguaggio almeno lievemente di tono medico-burocratico): se così stanno le cose, andrà parzialmente modificata la pur suggestiva analisi contrastiva lì sbozzata per *bambino/Kind* (e la confusione in parlanti tedeschi tra *bambino* e *figlio* sarà forse da attribuire a fatti di frequenza sociolinguistica, vale a dire alla più ampia gamma di contesti d’uso di *Kind*, che può trascinare con sé neutralizzazione dell’opposizione fra i corrispondenti italiani e quindi errate corrispondenze).

Ma ci sarebbe moltissimo da dire, sulla ricca tavolozza che il volume ci offre. Rimane da osservare che il libro si presenta bene anche tipograficamente, e i non molti errori di stampa sono facilmente correggibili o integrabili dal lettore.

Gaetano Berruto



RICARDA LIVER, *Die Nachwirkung der antiken Sakralsprache im christlichen Gebet des lateinischen und italienischen Mittelalters*, Bern (Francke) 1979, 434 p. (RH 89).

Die in Dantes *Divina Commedia* vorkommenden Gebete, besonders das Mariengebet im letzten Gesang des Paradiso 33, 1–39, sollen recht eigentlich Anlaß und Ziel der hier gedruckt vorliegenden Berner Habilitationsschrift von 1972 gewesen sein. Die antiken, spätantiken und frühmittelalterlichen lateinischen sowie die altitalienischen Vorläufer und eventuellen Muster der Danteschen Gebete wurden so Gegenstand einer zwar weitläufigen morphologisch-semasiologisch ausgerichteten Untersuchung in einem ersten Teil, einer syntaktisch-stilistischen in einem zweiten Teil, entgingen jedoch beidemal einer gehörigen geistigen Erfassung und Durchdringung.

Die literarische ‘Materie’ einschränkend und abgrenzend legt Ricarda Liver (R. L.) ihrer Arbeit ein Textcorpus von poetisch durchgeformten Gebeten aus der Zeit von Vergil bis Dante zu Grunde. Warum die Wahl ausschließlich auf poetische Gebete fiel, bleibt – abgesehen vom rein quantitativen Gesichtspunkt – uneinsichtig, ist doch anzunehmen oder steht sogar fest, daß Dante einer vielfältigen Gebetstradition verpflichtet war. Daß er auch Ele-

mente der antiken Sakralsprache aufgenommen hat, ist erst interessant und einer speziellen Studie wert, wenn in Frage kommende liturgische, ausgesprochen theologische Gebete in Prosa (wie etwa diejenigen Anselms von Canterbury oder Wilhelms von Saint-Thierry) und weitere schriftlich überlieferte Gebete mindestens mit in die Betrachtung einbezogen werden. Nur so ließe sich wohl das Verhältnis von spontan formuliertem und kunstvollem, den Regeln der Rhetorik und Poetik gehorchendem 'künstlichem' Gebet umschreiben und die spezifische Stellung des gedichteten Gebetes erfassen. Aber sogar unter den gedichteten Gebeten erfolgt die Textwahl hier eher willkürlich oder zufällig, die in der mittelalterlichen Legendenliteratur häufig vorkommenden, meist als Vorbild für richtiges Beten erdachten poetischen Gebete fanden jedenfalls in der Untersuchung R. L.s keine Berücksichtigung. Schon gar nicht kam etwa die Frage um die Beziehung und eventuelle Verwandtschaft von Dichtung und Gebet im allgemeinen zur Sprache.

Von den in die Materialsammlung aufgenommenen Gebetstexten werden vorerst lediglich die darin vorkommenden Prädikationen, also die gebethaften Anrufungen, Anreden, begrifflichen und bildhaften Umschreibungen Gottes behandelt. Ab und zu kommen zudem Prädikationen Marias, der Gottesmutter, mit zur Besprechung. Dabei werden die Gott, bzw. Maria verliehenen Titel, Rangbezeichnungen oder sonstigen Bestimmungen aus ihrem jeweiligen Kontext in möglichster Kürze herausgerissen und nach gewissen Gesichtspunkten gruppiert. Kriterien der Einteilung sind, grob gesagt, in diachronischer Sicht Wortverwandtschaft (etymologisch, morphologisch), in synchronischer Sicht Sach- oder Begriffsgruppen. Bereits in der massiven Abbreviatur der Texte lauert eine Gefahr: bei noch so vielen Kurzzitaten ohne Kontext ist eine bloß punktuelle und ephemere Interpretation möglich. Doch sei, um R. L. s Studie einigermassen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vorerst eine, wenn auch ziemlich raffende, Inhaltsübersicht gegeben.

R. L.s Studie gliedert sich in zwei Hauptteile, von denen umfangmäßig der erste weitaus das Übergewicht hat: einmal werden verschiedene sprachliche Formen des Gebets, wie gesagt in kleinen Bruchstücken, aufgereiht und gruppiert, darauf erfolgt ein eher synthetisierender Abschnitt über die Nachwirkung der Antike in der lateinisch-christlichen und altitalienischen Gebetssprache. Der erste Hauptteil enthält die vier Unterabschnitte über Apostrophe und Prädikation, über Bitte und Dialog mit der Gottheit, über syntaktische Erweiterung von Prädikation und Bitte und über diverse Stilfiguren. Diese Präsentation des Materials erfolgt fast ganz nur formalistisch; doch verdankt der Wortindex am Schlusse der Abhandlung eben diesem Teil seinen Reichtum an griechischen, lateinischen und altitalienischen Vokabeln. Dieses Wortregister verweist immerhin für weiterführende Untersuchungen auf eine Anzahl von Einzelinformationen zu einzelnen in Gebeten häufig verwendeten Terminen.

Der zweite Hauptteil beginnt mit Vorbemerkungen über die verschiedenen Arten von Antikennachwirkung in der christlichen Gebetssprache. Darunter versteht die Autorin ausgesprochene Dichterminiszenzen, das Fortwirken vereinzelter sakralsprachlicher Termini technici und das Fortleben bestimmter sakralsprachlicher Modelle. Nach einer summarischen Auswertung des gebotenen Wort- und weiteren Textmaterials folgt, wohl als vermeintliche Kompensation der vorgängig stark verkürzenden Darstellungsweise, eine Reihe von monographischen Skizzen zur Gebetssprache einzelner Autoren. Doch fehlt auch hier eine kompetent synthetische und ganzheitlich interpretierende Schau: es bleibt dabei, hie formalistisches Gruppieren und Ordnen, da pauschale Überblicksurteile. Umfassender und zugleich eindringlicher gelang eigentlich nur die Interpretation des Prooemiums zu Vergils *Georgica*, die indes 1976 bereits im *Museum Helveticum* publiziert wurde. Ebenfalls eine eingehendere Ausdeutung erfahren noch folgende poetischen Gebete: das *Natalicium* des Paulinus von Nola (ca. 355–431) zum Feste des heiligen Felix, ein 39 Verse umfassendes Gebet; der ano-

nymen Hymnus *Rex aeterne, domine* aus den *Regulae* des Caesarius und des Aurelius von Arles; ein Bittgedicht des Paulinus von Aquileia aus dem Kreis um Karl den Grossen; der *Hymnus ad vesperum Sancti Benedicti* des Petrus Damiani (ca. 1007–1072); eine franziskanische Gebetsdichtung des 13. Jahrhunderts aus dem Zyklus *De septem verbis DN Iesu Christi*, woraus die Gestaltung des *Quintum Verbum* zur näheren Betrachtung ausgewählt wird; eine *Lauda* des Jacopone da Todi (13. Jh.), schließlich eben das Mariengebet aus dem letzten Gesang von Dantes *Paradiso* (33, 1–39). Die Untersuchung der syntaktischen und stilistischen Formen gerade dieses Gebetes will zeigen, wie sehr Dante dem traditionellen antiken wie christlichen Gebetsstil verpflichtet ist. Elemente von Dantes Mariengebet in der *Divina Commedia* lassen sich bis in die klassische lateinische Sakralsprache und bis ins frühe christliche Mittelalter zurückverfolgen. Damit bestätigt sich schlussendlich einfach, was Anreiz zur ganzen Arbeit war, die Voraussetzung nämlich, daß Dantes Mariengebet aus der antiken und christlichen abendländischen Gebetstradition entstand. Über dessen spezifische Bedeutung im Kontext der gesamten *Divina Commedia* ist jedoch kaum etwas zu erfahren. Immerhin erweist sich in Dantes Mariengebet, «was zu erwarten war» (p. 333), die Dominanz der biblisch-christlichen Tradition – womit freilich über den patristischen oder scholastischen, auch dogmatischen Hintergrund von Dantes eminent theologischem Gebet nichts ausgesagt ist. Da jedoch das Beiwort theologisch im Zusammenhang mit Dantes Mariengebet auch im Sinne von kerygmatisch zu verstehen wäre, müßte Dantes Mariengebet, wie die meisten poetischen Gebete – wenigstens andeutungsweise – auch als eine sprachliche Ausformung von belehrender und bezeugender Verkündigung charakterisiert werden.

Gewiß bleibt als sicheres Ergebnis, daß die antike Sakralsprache, gleichzeitig mit der poetischen Liebessprache (im Anschluß vor allem an das alttestamentliche Hohe Lied) und der Bibelsprache des Alten und Neuen Testaments in die poetische Gebetssprache Aufnahme fand. Folgt man der Darstellung R. L. s., so ging die Antike mit ihrer Sakralsprache vorbehaltlos in die christliche Redeweise ein; geradezu eine christliche Hemmungslosigkeit hätte sich bei der Übernahme der profanen Liebessprache ins Gebet gezeigt. Anders gesagt, antike Sakralsprache und profane Liebessprache hätten sich problemlos der von der Bibelsprache genährten christlichen Gebetssprache integriert. Auf die zeitweilige Spannung von *sermo humilis* und rezipierter ‘gebildeter’ antiker Sakralsprache wird kaum hingewiesen. Ebenso wenig auf die Möglichkeit oder vielmehr auf das häufige Faktum der bewußten Reminiszenz an antike Formulierungen in Gebetstexten im Sinne einer *parodia christiana* oder geflissentlich Kontrafaktur oder gar einer typologischen Ausdeutung. Ein ganz und gar unangetastetes Problem bleibt das Verhältnis von gedichtetem und liturgischem Gebet. Alle diese Fragen freilich weisen auf Problembereiche, die sich noch weniger einfach darstellen lassen, als die erhärtete Hypothese einer kontinuierlichen Tradition von syntaktischen und stilistischen Formen von der Antike ins Mittelalter, das die antiken Gebetsformeln nur mit neuem Inhalt zu füllen gehabt hätte (p. 335). Solche und ähnliche, scheinbar außerlinguistische Problemstellungen wären geboten, um einen Horizont wenigstens aufscheinen zu lassen.

Louise Gnädinger



H. KRAUSS, *Epica feudale e pubblico borghese. Per la storia poetica di Carlo Magno in Italia*, Padova (Liviana Editrice) 1980, IX + 244 p. (Ydioma Tripharium 6)

Innerhalb der romanischen Sprach- und Literaturwissenschaft läßt sich seit dem späten XIX. Jahrhundert ein kontinuierliches Interesse an den in den Jahren 1230–1400 verfaßten

und verbreiteten sogenannten franko-italienischen¹ Epen feststellen; es handelt sich dabei um eine Reihe von Werken, die mit *Moamin et Ghatrif* von Daniele Deloc di Cremona (um 1238/49) beginnt und mit Raffaele Marmoras *Aquilon de Bavière* (um 1379/1407) endet. Diese Texte werden gewöhnlich in drei Gruppen eingeteilt, je nachdem, ob das betreffende Werk eine geringfügig abgewandelte Kopie der französischen Vorlage ist, eine Bearbeitung, die das Werk dem Geschmack des italienischen Publikums anpaßt, oder aber eine eigenständige Neuschöpfung eines italienischen Autoren. Die Bedeutung dieser Texte wurde von der Forschung zwar mehrfach hervorgehoben (so etwa von P. Meyer, 1906; N. Zingarelli, 1936; A. Viscardi, 1941; E. Cecchi, 1965; R. M. Ruggieri, 1966; L. Renzi, 1976), jedoch konnte bislang von einer umfassenden kritischen Würdigung dieses Textkorpus noch nicht die Rede sein. Zu diesem Zweck ist es notwendig, die Texte aus ihrer Zeit heraus zu verstehen, und das heißt, sie weder in ein Epigon-Verhältnis zur französischen Epentradition zu setzen noch sie zu minderwertigen ‘Vorläufern’ einer autochthonen italienischsprachigen Literatur zu machen: «Non in questa storia teleogizzata, ma nel contesto del proprio tempo si può ritrovare il senso delle nostre opere»², befindet 1976 L. Renzi und zeigt damit einen Weg zu einer sinnvollen Neubewertung der franko-italienischen Epen an.

Einen wichtigen Schritt in diese Richtung stellt die 1980 in Padua erschienene Studie von Henning Krauß dar, die den Titel *Epica feudale e pubblico borghese. Per la storia poetica di Carlomagno in Italia* trägt, die gekürzte Fassung der Habilitationsschrift des Verfassers mit dem Titel *Feudalepik in frühbürgerlicher Umwelt – Studien zu den franko-italienischen chansons de geste unter besonderer Berücksichtigung des Codex Marcianus fr. XIII* (1976). Krauß unternimmt den Versuch einer neuen, an historisch-soziologischen Gesichtspunkten orientierten Klassifizierung und Erklärung der franko-italienischen Epen; er beschränkt sich dabei auf den Codex Marcianus fr. XIII, dessen Bedeutung allerdings wohl unbestritten ist: «Il Marc. XIII ci attesta, in somma, che rispetto alla letteratura epica francese gli italiani [...] assumono a un certo momento il ruolo di interpreti e di rielaboratori, abbastanza indipendenti dai modelli.»³

Bereits der Titel zeigt an, worauf es dem Verfasser ankommt, nämlich auf eine Situierung und Interpretation dieser Texte innerhalb ihres ursprünglichen Produktions- und Rezeptionszusammenhangs, der dadurch gekennzeichnet ist, daß formale und inhaltliche Elemente feudaler Herkunft in einem neuen, frühbürgerlichen italienischen Kontext auf eine ganz spezifische Weise ‘aktualisiert’ und den Bedürfnissen eines neuen Publikums angepaßt werden: eine komparatistische Fragestellung also, die mit einem literaturosoziologischen und rezeptionsästhetischen Ansatz untersucht wird. Gezeigt werden soll, «quanto il compilatore si sforzava di adattare il suo modo di rappresentazione all’orizzonte di comprensione del suo pubblico influenzato dalla letteratura didattico-morale e di introdurre aspirazioni borghesi, sia pure sporadicamente, in una materia di impronta feudale» (172). Der Verfasser leistet damit einen Beitrag zur Erforschung jener von der Literaturgeschichte immer noch arg vernachlässigten Periode zwischen Mittelalter und Renaissance⁴. Hierbei spielt, und das gilt für den Bereich der italienischen als auch für den der französischen Literatur, die Frage nach dem Gewicht und Einfluß des ‘bürgerlichen’ Elements eine zentrale Rolle. Die Bedeutung dieses Faktors kann sich auf verschiedenen Ebenen manifestieren – auf der des Inhalts, der Gattung

¹ Zum Problem der adäquaten Benennung für diese Sprachform und ihrer linguistischen Beschreibung cf. den Forschungsbericht von G. HOLTUS in seiner Habilitationsschrift *Lexikalische Untersuchungen zur Interferenz: die franko-italienische «Entrée d’Espagne»*, Tübingen 1979, p. 5 ss.

² L. RENZI, «Il Francese come lingua letteraria e il franco-lombardo. L’epica carolingia nel veneto», in: ID., *Storia della cultura veneta dalle origini al Trecento*, Vicenza 1976, p. 585s.

³ A. VISCARDI, *Letteratura franco-italiana*, Modena 1941, p. 26.

⁴ Cf. dazu auch G. HOLTUS, *Untersuchungen*, p. 30.

und der Interpretation von ‘Welt’, wobei die Art und Weise, in der dies geschieht, in einem komplexen Zusammenhang zu sozialgeschichtlichen Prozessen steht. Krauß geht es um eine neue Bewertung der franko-italienischen Literatur, um ihr Verständnis auf dem Hintergrund historischer Entwicklungen in Norditalien: «[...] Cercando di inserire i poemi nel loro contesto storico-sociale, si offre a mio avviso la possibilità di riconoscere il valore e l’importanza per lo sviluppo della letteratura italiana, di queste opere che troppo a lungo sono state viste prevalentemente nella loro dipendenza dai modelli francesi o come materiali per la storia linguistica» (IX). Zwei Aspekte stehen im Vordergrund: zum einen die Entwicklung des «mito di Carlo» (211), die als wichtiges Indiz für politische Vorstellungen in Norditalien gelten kann; zum andern geht es um die Frage, ob sich aus der Befragung jener Texte auf ihren ideologischen Gehalt so etwas wie ein indirektes Porträt ihrer Rezipientenschicht, des oberitalienischen Bürgertums, ermitteln läßt.

Krauß beginnt seine Studie mit zwei einleitenden Kapiteln, in denen es um die Darlegung seiner methodischen Prämissen und die Skizzierung sozio-ökonomischer Prozesse im nördlichen Italien des XIII. und XIV. Jahrhunderts geht. – Wesentlich ist zunächst das stark historisch ausgerichtete Literaturverständnis des Verfassers; die franko-italienischen Epen werden als ‘Antwort’ auf eine historische Situation verstanden, wobei Krauß jedoch zu Recht vor der simplifizierenden Vorstellung einer Phasengleichheit von Entwicklungen im ökonomisch-sozialen und im literarischen Bereich warnt. Vielmehr geht er davon aus, daß die sozialen und wirtschaftlichen Transformationen (Übergang zur Geld- und Warenwirtschaft, Auflösung der Feudalordnung) nicht sogleich radikale Veränderungen im Gattungssystem hervorrufen, sondern daß die ‘neue Mentalität’ ihren ersten Ausdruck in Texten findet, deren Modell einem feudalen Kontext entstammt. Es geht Krauß darum, das Spannungsverhältnis zu beschreiben, das dadurch entsteht, daß eine Gattung – das Epos – gleichsam nach Italien ‘importiert’ und hier den Bedürfnissen einer neuen Rezipientenschicht angepaßt wird. Der Verfasser postuliert hierbei die Annahme eines langsamen und mehrphasigen Prozesses, innerhalb dessen der literarische Bereich mit einer gewissen Verzögerung und in spezifischer Weise auf die sozialen und mentalen Veränderungen reagiert.

Angesichts dieser theoretischen Prämissen und der Bedeutung der Kategorie des (bürgerlichen) Publikums überrascht es, daß der historische Vorspann des zweiten Kapitels diesem Element relativ wenig Rechnung trägt; vielmehr handelt es sich hier um eine zunächst stark ereignisgeschichtliche Darstellung (cf. 11–15), in deren weiterem Verlauf zwar die historische Rolle des norditalienischen Bürgertums hervorgehoben, jedoch kaum eine präzise und anschauliche Beschreibung jenes neuen Zielpublikums der Epen unternommen wird. So verbindet sich mit der Kategorie «bürgerlich» in erster Linie die Vorstellung von einem bestimmten Wirtschaftsgebaren und von einer «conquête sociale», die zu dem Anspruch führt, die eigene «vision du monde» auch in der Literatur ‘wiederzufinden’. Der Leser würde gern mehr über jene bürgerliche Rezipientenschicht – über ihre Glücksvorstellungen, Arbeitsethik, Beurteilung von Ehe und Familie, ihre Haltung zum Geld, das Verhältnis von Sinnlichkeit und Rationalität: damit werden Bereiche angesprochen, deren Bedeutung für ein tieferes Verständnis geschichtlicher Phänomene von N. Elias, A. Borst und Vertretern der «*histoire des mentalités*» hervorgehoben worden ist. Ein stärkerer Rekurs auf bürgerliche Hausbücher und ähnliche Texte hätte es ermöglicht, einige Grundzüge jener das Rezipientenverhalten bestimmenden «mentalité bourgeoise» herauszuarbeiten und sie für die folgenden Textanalysen nutzbar zu machen. Zwar erfolgt später ein Rekurs auf jene didaktisch-moralische Literatur, jedoch wäre es m.E. sinnvoller gewesen, wenn der Verfasser eingangs versucht hätte, wesentliche Elemente des frühbürgerlichen Wertesystems herauszuarbeiten.

Die Untersuchung des vorliegenden Textkorpus (Kap. III–VIII) ist werkorientiert. Krauß versucht, eine neue ‘Lektüre’ der franko-italienischen Epen zu praktizieren, deren Vor-

gehen und Ziele er so beschreibt: «Ma se vogliamo cogliere il senso degli adattamenti italiani ci conviene integrare l'impostazione tradizionale, centrata sul problema dell'origine e della filiazione dei testi, ed esaminare la fedeltà o l'autonomia del rimaneggiatore rispetto al suo modello mettendola in rapporto con la situazione concreta del pubblico e con la sua *vision du monde*» (26). Um es gleich vorwegzunehmen: dem Verfasser gelingt es, die Werke des Codex Marciano fr. XIII durch dieses Vorgehen zu 'beleben' und ihre Bedeutung für die spätmittelalterliche Literatur deutlich werden zu lassen; dabei werden wichtige Elemente der «prospettiva ideologica» (209) jener Werke herausgearbeitet. Hervorzuheben ist, daß dies auf der Grundlage sorgfältiger und detaillierter Texfanalysen geschieht, daß hier also nicht versucht wird, aus dem «Auslegen ein Einlegen des Erwünschten oder des Zweckmäßigen» (F. Schlegel) zu machen. Wenn es auch unmöglich ist, die zahlreichen interessanten Ergebnisse zu referieren und angemessen zu würdigen, so sei doch folgendes hervorgehoben: aus den rezeptionsorientierten Detailanalysen ergeben sich wichtige Rückschlüsse auf das Normensystem des zeitgenössischen Publikums und seine sowohl politischen als auch weltanschaulichen Vorstellungen. Von zentraler Bedeutung ist die Wandlung des Bildes von Karl dem Großen; dieses läßt nichts mehr von der Idealität erkennen, die diese Figur in einem 'intakten' feudalen Kontext hatte, vielmehr spiegelt sich in der starken Abwertung der Herrscherfigur der Verfall des feudalen Systems. Diese Zerstörung eines Mythos – «il mito di Carlo, vertice della piramide feudale, viene a mano a mano sempre più demolito» (211) – erreicht ihren Höhepunkt in *Macaire* (cf. 212) und signalisiert hier die Überlebtheit eines politischen Systems und der dieses tragenden Weltanschauung. Die Leerstelle, die so entsteht, wird nicht sogleich durch einen kohärenten weltanschaulichen Gegenentwurf, verbunden mit der Entwicklung neuer literarischer Formen, besetzt, sondern bürgerliche Kategorien dringen zunächst in die zeitgenössische Epop ein und tragen langsam zu deren späteren Ablösung durch andere Gattungen bei. Solche 'bürgerlichen' Kategorien, die sich in der franko-italienischen Epop ausmachen lassen, sind: das Postulat von Gleichheit und Freiheit, ein auf Nutzen und Wirksamkeit ausgerichtetes Denken, das Ideal der «prudentia», die Bedeutung des Geldes. In diesem Zusammenhang scheint allerdings eine These problematisch bzw. zusätzlicher Belege zu bedürfen, und zwar die von Krauß in seinen Analysen der Texte *Berta e Milone* und *Rolandin* herausgearbeitete «ideologia [...] della sofferenza» (142); in dieser sieht der Verfasser ein 'Identifikationsangebot' an «gli strati sociali più poveri che non hanno parte alcuna nella formazione e nel profitto dei rapporti economici proto-capitalistici» (142). Die These einer solchen 'Öffnung nach unten' entbehrt an dieser Stelle der sozialgeschichtlichen Absicherung und vermag in der Kürze, in der sie hier formuliert wird, nicht ganz zu überzeugen.

Welchen Zuwachs an Verstehen jedoch insgesamt der Kraußsche Ansatz mit sich bringt, sollen einige Bemerkungen zu seiner Untersuchung des *Macaire* (Kap. VIII) zeigen. A. Mussafia vermochte 1864 diesem Heldengedicht in literarischer Hinsicht nur wenig abzugewinnen: das Werk zeuge von dem «Ringen eines armseligen Erzählers mit seinem Stoffe, dessen Fäden ihm jeden Augenblick aus der Hand entschlüpfen»⁵. Dagegen trägt Krauß zu einer Neueinschätzung dieses Werks bei, indem er sich bei seinen Untersuchungen auf ein wichtiges Merkmal der franko-italienischen Fassung konzentriert, auf die Figur des «vilein» Varocher, der Schlüsselfigur des *Macaire*. Die verleumdeten und verstoßene Königin Blançiflor erkennt in ihm sogleich einen «Ami» (v. 1245), einen «çentil homo valent» (v. 1251), während er der Umwelt lediglich als «malfé / Qe sempre porta quel gran bastun quaré» (v. 1315s.) erscheint. Varocher verhält sich, gemessen an ritterlichen Normen, vorbildlich, während sich die Vertreter des Adels in ihrer Mehrzahl als moralisch unterlegen erweisen (cf. 190), und Krauß betont zu Recht die historische Bedeutung einer solchen Aufwertung des «vilein»: «L'eleva-

⁵ A. MUSSAFIA, *Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften*, I, Wien 1864, p. IVs.

zione del villano a protagonista rimanda a processi sociali e insieme rivela la prospettiva ideologica in cui questi processi vengono valutati» (184). Damit wird die Figur des Varocher zur wohl interessantesten innerhalb der franko-italienischen Epopée, verkörpert sie doch wie keine andere die Überlebtheit des adligen Postulats einer «identità [...] fra superiorità sociale e superiorità morale» (202); andererseits betont der Verfasser jedoch ihre nur bedingte Gültigkeit als bürgerliche Identifikationsfigur, denn Varochers Handeln orientiert sich nicht an bürgerlichen, sondern an adligen Normen. – Mit seinen stets auf präzisen Textanalysen beruhenden Thesen gelingt es Krauß, das Interesse an einem Text wie *Macaire* zu wecken und zu weiteren Untersuchungen anzuregen, die etwa die Rolle des Geldes in diesem Werk und die Figur des Namo, als Vertreter einer (bürgerlichen?) «prudentia», zum Inhalt haben könnten.

In den beiden Schlußkapiteln zieht Krauß das Fazit aus seinen Untersuchungen und formuliert Thesen, die zu einer Neubewertung der Epen dieser Handschrift beitragen. Zunächst liefert er einen neuen Beitrag zur Diskussion um die formale, stoffliche und – hiermit betrifft der Verfasser Neuland – die ideologische Einheit der Sammlung, über deren Einschätzung sich in der Forschung konträre Positionen herausgebildet haben (cf. 203–205). Nachdem Krauß die formale und inhaltliche Kohärenz der untersuchten Texte hervorgehoben hat und so ein erstes wichtiges Argument für den einheitlichen Charakter dieser Handschrift liefert, untersucht er, inwieweit ihre «prospettiva ideologica» (209) auf das Vorhandensein eines kohärenten gedanklichen Systems schließen läßt, dies eine Frage von großer Bedeutung für die Einschätzung der Handschrift: «Se questa prospettiva ideologica è la stessa in tutte le *chansons* della compilazione, se ogni singolo poema evidenzia aspetti diversi di uno stesso atteggiamento fondamentale e addirittura si può stabilire una certa progressione nell'argomentazione anche questo procedimento toglie consistenza all'assunto che un rimaneggiatore più tardo abbia messo in fila senza arte né intenzione elementi già confezionati» (209). Der Verfasser richtet im folgenden sein Augenmerk auf die Funktion des Kreuzzugsgedankens, das Bild Karls des Großen, die Haltung zum Deutschen Reich und auf Elemente einer bürgerlichen Mentalität (Freiheit und Gleichheit als Ausdruck einer politischen, Leistung und Tüchtigkeit als der einer moralischen Idealität). Problematisch bzw. widersprüchlich scheint hier allerdings die These, daß sich einerseits das Bürgertum nach ‘unten’, gegen die besitzlosen Schichten abgrenze (cf. 214), daß andererseits in den Werken *Berta e Milon* und *Rolandin* an die Stelle der «ideologia dell'efficienza» (215) die Verklärung einer Leidensfähigkeit trete (cf. *ib.*), ein Vorgang, den der Verfasser, wie bereits erwähnt, als ‘Identifikationsangebot’ an untere Schichten interpretiert: ein solcher ‘Bruch’ in der Strategie des Autors müßte entweder historisch erläutert und so plausibel gemacht werden, oder aber es müßte versucht werden, auch die «sofferenza» – etwa als ein Ideal christlicher Provenienz – in eine Beziehung zur «coscienza borghese» zu bringen. – Dessen ungeachtet, überzeugt Krauß’ Plädoyer für eine Einschätzung der Handschrift als kohärentes Werk und verdeutlicht ein wesentliches Verdienst der vorliegenden Untersuchung, nämlich die Befreiung von einer Betrachtungsweise, die sich mit dem Aufzeigen von stofflichen Abhängigkeitsverhältnissen begnügt und zu einer Abwertung des ‘verarbeitenden’ Werks gelangt.

Im Schlußkapitel geht der Verfasser auf zwei spätere Werke der franko-italienischen Literatur ein, die *Entrée d'Espagne* und die *Prise de Pampelune*. Auch hier rekurriert er auf ein interpretatorisches Verfahren, das diese Werke in eine Beziehung zur Dynamik historischer und sozialer Prozesse setzt; die Betrachtungen stellen insofern eine Erweiterung der vorausgegangenen Ausführungen dar, als sie sich auf Werke einer späteren Phase der bürgerlichen «conquête sociale» beziehen und somit vermittelte literarische Reflexe einer gewandelten historischen Situation sind.

Abschließend gelangt Krauß zu der folgenden Gesamteinschätzung des Phänomens der

franko-italienischen Epik: «[...] La *chanson de geste* come confronto mimetico con la realtà ha accompagnato e stimolato il processo di dissoluzione della concezione feudale del mondo» (238). Damit befreit er diese Werke aus ihrem literaturgeschichtlichen Schattendasein und schärft zugleich den Blick für die enge Verbindung zwischen der Art und Weise, wie eine ‘importierte’ Gattung und das ihr inhärente Wertesystem rezipiert und den Bedürfnissen der neuen Rezipientenschicht angepaßt werden. Der Verfasser kommt so zu einer neuen Gruppierung der franko-italienischen Epen und unterscheidet drei Phasen (1: bis ca. 1260; 2: 1260–1300; 3: 1300–1350) und, diesen zugeordnet, drei verschiedene Rezipientenschichten: den Adel, das aufsteigende Bürgertum, das sich um Abgrenzung zum Adel bemüht, und schließlich eine arrivierte Bürgerschicht, die es um die Verteidigung seiner Positionen gegen die besitzlose Schicht geht. Dabei werden diesem triadischen historischen Schema verschiedene sprachliche und inhaltliche Momente zugeordnet (Entwicklung des Karls-Mythos; Grad der Italianisierung; Elemente eines bürgerlichen Wertesystems). Zu beiläufig wird allerdings im Zusammenhang mit der dritten Phase die Vermutung geäußert, die *Entrée d’Espagne* sei ein Werk «che si presta più alla lettura che alla comunicazione orale» (239): ein so einschneidender Wandel der Rezeptionsformen hätte etwas mehr Beachtung verdient.

Insgesamt ist es das wesentliche Verdienst von Krauß’ Untersuchung, den Bereich der franko-italienischen Epik einer neuen und fruchtbaren Betrachtungsweise unterzogen zu haben, die einen sinnvollen Ausgangspunkt für die weitere und notwendige Auseinandersetzung mit diesem Gebiet darstellt. Er befreit diese Werke aus dem Einflußbereich eines seit Brunetiére und Lanson verbreiteten literaturgeschichtlichen Modells, dessen Grundpfeiler das biologistische Dreierschema «Geburt – Blütezeit – Verfall» ist. Phasen des historischen Wandels werden innerhalb einer solchen Sichtweise zu Übergangszeiten degradiert, die nur mediokre literarische Schöpfungen hervorbringen und deshalb eher vernachlässigt werden. Krauß hingegen ist es gelungen, die Bedeutung einer solchen ‘Übergangsphase’ als «precorimento indispensabile di una letteratura nuova e puramente italiana» (240) deutlich werden zu lassen und so einen neuen Abschnitt der wissenschaftlichen Diskussion über die franko-italienische Epik zu markieren.

Margarete Zimmermann



COLETTE ABEGG-MENGOLD, *Die Bezeichnungsgeschichte von Mais, Kartoffel und Ananas im Italienischen*, Bern 1979 (RH 90).

Die vorliegende Basler Dissertation, angeregt von Toni Reinhard und betreut von C. Th. Gossen, gehört zu den besten onomasiologischen Arbeiten, die für die Italoromania zur Verfügung stehen. Anfänglich war geplant, ein italienisches Äquivalent zu Königs *Überseeische Wörter im Französischen* zu schreiben. Die von der Autorin vorgenommene Beschränkung auf die drei Begriffe *Mais*, *Kartoffel* und *Ananas* war richtig, denn nur dadurch ist jene schwerpunktmaßige Vertiefung gelungen, die nicht nur eine Reihe neuer Erstbelege zu Tage förderte, sondern auch methodologisch wertvolle Erkenntnisse bringt («Probleme der Wort-adoption und -adaptation»).

Bei den drei behandelten Pflanzen geht es um Kulturpflanzen, die zuerst in Reiseberichten aus der Entdecker- und frühen Kolonialzeit aufraten, im 16. Jh. in der botanischen Literatur beschrieben wurden und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. oder im Falle von Kartoffel und Ananas erst später allgemein bekannt und angepflanzt wurden.

Die Aufteilung der Quellentexte in drei Gruppen ist zweckmäßig; Gruppe A: Belege aus Reiseberichten, Gruppe B: Belege aus botanischen bzw. naturwissenschaftlichen Werken, Gruppe C: Belege aus Dokumenten und Werken zur Wirtschafts- und Agrargeschichte. Wir verfügen bisher über keine andere Arbeit, die mit einer derartigen Akribie die Reiseberichte und botanischen Werke zwischen 1500 und 1700 lexikologisch auswertet und in Verbindung mit der modernen Dialektgeographie interpretiert. Dieses Quellenstudium und die Überprüfung der einzelnen Belegstellen in den Drucken des 16. und 17. Jhs. bildet die unabdingbare Voraussetzung für den erfolgreichen Abschluß einer derartigen onomasiologischen Arbeit. Die drei Einzelstudien (Mais p. 11–106; Kartoffel 107–186; Ananas 187–216) zeigen, wie in der heutigen Lehnwortforschung die Sprachgeschichte mit der entsprechenden Sachforschung zu verbinden ist.

In meiner Besprechung beschränke ich mich auf den zentralen Teil, der die Bezeichnungen von Mais umfaßt. Im einleitenden botanischen und kulturhistorischen Teil (11–15) erwähnt die Verfasserin die Funde von wild wachsenden Mais-Pollenkörnern, die in Mexiko älter sind als die ersten menschlichen Spuren. Die außerordentliche Bedeutung des Mais als wichtigste Nahrungspflanze in allen präkolumbischen Hochkulturen Altamerikas wird auch von den Ethnologen bestätigt. Die Belegsammlung (15–52) umfaßt eine weitgehend vollständige Zusammenstellung der Reiseberichte und die wichtigsten botanischen und agrarhistorischen Quellen des Cinque- und Seicento. Die Auswertung dieses Materials gliedert sich in Besprechung der Primärbezeichnungen *mais*, *centli*, *tlaolli*, *zara* und der Sekundärbezeichnungen *grano (formento) asiaticum*, *turicum*, *indicum*, *panico*, *miglio* sowie *grano (formento) saraceno*, *siciliano*, *cinquantino* und *quarantino*.

Abschließend untersucht die Autorin die modernen Mais-Bezeichnungen und gibt eine Übersicht über die italienischen Formen (p. 102ss.). Es folgt die Diskussion einiger Einzelergebnisse.

Angaben zu Abegg 90: Venez. *sorgo turco* m. ‘granturco’ (1592, Abegg 48–1618, ib. 49), *sorgo-turco* (1766, Zanon, Abegg 40, 51), *sorgoturco* (1767, Zanon, Abegg 51; Boerio), ven. centro-sett. (trevig.) *sorgo turco* (1598, Abegg 48–1691, Abegg 50), bellun. ~ (1621, Abegg 49).

Ergänzungen: trevig. *sorgoturco* Ninni I, *sutürco* ib., *soturco* Penzig, Istrana *satürko* (AIS 1463, p. 365), feltr. *sorture* (1761, Migliorini-Pellegrini), friul. ~ PironaN.

Geringfügige Präzisierungen ergeben sich nur für das Material nach 1700 und für die modernen Dialekte. Ein Vergleich mit dem entsprechenden Artikel von Battisti-Alessio zeigt besonders deutlich, welche exaktere Datierungsgrundlage sich dank der Arbeit von Frau Abegg ergibt.

DEI 3558: «*sórgo* m., bot., dial. dell’it. sett., granoturco ... Il nome passò dalla saggina al mais, quando questo fu coltivato in Italia (XVII sec.). Più precisam. questo fu detto nell’Ottocento *sorgo turco*, mentre *sorgo grosso* fu riservato nel veneto alla saggina.»

Wenn in Glossaren zu mittelalterlichen Textausgaben *sorgi* als ‘granturco’ interpretiert wird, so handelt es sich um eine Verwechslung von Mais mit der Mohrenhirse (*Sorghum vulgare* Pers.), z. B. ven. a. *sorgo* m. (1321, SStadyMonteverdi, StR 20; sec. XIV, Baldelli, SLI 2, 159), *surgo* (sec. XV, BenRinioDeToni, MPARNLincei II. 5, 244), venez. a. *sorgo* (1424, SprachbuchPausch 155, 303).

Frau Abegg erwähnt p. 92 die Feststellung von Aeischer, daß die *surgum-* (*suricum-*, *soricum-*) Belege in der Bedeutung von ‘Mohrenhirse’ alle aus Venetien und nur einer aus Mantua stammen, und präzisiert N 132: «Im emilianischen und im abruzzesischen Glossar kommt *sorgum*, resp. *surgum* etc. nicht vor.»

Vgl. aber: abr. or. adriat. (gess.) *sciøreche* m. ‘sorgo, canna da spazzole, frámmite’ Finamore-1, *sciüreche* ib.

Abegg p. 92s.: «Zurück zu unsren Belegen, in denen *sorgo* für die Bezeichnung von ‘Mais’ verwendet wird. Es fällt auf, daß *sorgo* niemals allein, sondern nur zusammen mit dem Attribut *turco* vorkommt ... Bemerkenswert ist, daß alle *sorgo*-Belege aus Venetien stammen.»

Der Typus *sorgo* ‘Mais’ ist auch ohne adjektivischen Zusatz gut belegt, wie ein Blick in AIS 1463 bestätigt, cfr. lomb. alp. or. (valtell.) *surgo* m. ‘granturco’ Monti, posch. *sórgu* Tognina, Grosio *súrgo* (p. 218), lad. fiamm. (Predazzo) *sórék* (p. 323), ven. merid. *şórgo*, vic. *sorgo* Pajello, ven. centro-sett. (Vas) *sórgo* (p. 345), feltr. *sórk* Migliorini-Pellegrini, bellun. *sórgo* (p. 335), Ponte nelle Alpi *sórk* (p. 336), trent. or. (Canal San Bovo) *sórk* (p. 334), valsug. *sorgo* Prati, Roncegno *sórgo* (p. 344), lad. ven. (Álleghe) *sórek* Pallabazzer 200, Cen- cenighe *sórék* (p. 325), lad. ates. (Selva di Val Gardena) *sóžk* (p. 312), Colfosco in Badia *súrk* (p. 314), San Vigilio *sórk* (p. 305), livinal. *sórk* Pallabazzer 200, Rocca Piètore *sórek* ib., Colle Santa Lucia ~ ib., Penia *sóre* (p. 313), lad. cador. (Selva di Cadore) *sórek* Pallabazzer 200; AIS 1463.

Dieses Verbreitungsgebiet ist charakteristisch für den Einflußbereich der Republik Venedig im ausgehenden Mittelalter, stimmt aber z.T. nicht mehr mit dem heutigen Veneto überein.

“*formentone*”

Die Verbreitung des *formentón*-Typus betreffend schreibt Frau Abegg p. 100 N 145: «Venedig möchte ich ausnehmen, da ich die in (184) und (184a) angeführte *formentone*-Bezeichnung nicht für echt, d.h. nicht für die ursprünglich venezianische halte, ist doch für Venedig *sorgo turco* schon 1592 und im 17. Jh. noch zweimal belegt ..., während unsere zwei *formentone*-Beispiele (184) und (184a) Dokumenten entnommen sind, die Verona betreffen oder sich an Verona richten, so daß wohl die dort übliche Bezeichnung von Mais auch genannt werden mußte ... Aus demselben Grunde halte ich in (186) *formentone* für den eigenen, einheimischen Namen der Trevisana...»

Die sprachgeographische Anordnung der *formentone*-Belege erlaubt eine modifizierte Interpretation: Lat. mediev. emil. *formentonem* m. ‘granturco’ (Rolo sec. XVI, Sella), emil. occ. (regg.) *formentone* m. ‘granturco’ (1687, Abegg 99), emil. *frumentone* (1687, ib.), bol. *formentone* (1665, ib.), romagn. (ravenn.) ~ (1641, ib.), venez. *formenton* (1618, ib.), ven. centrosett. (trevig.) ~ (1679, ib.), *formentone* ib.

Die dialektale Ausdehnung von *formentone* ‘granturco’ reicht vom tic. alp. centr. (Osco) *furmantún* (p. 31) über lomb. occ. (Monza) *furméntún* (p. 252), garf.-apuano (Càmpori) *formentón* (p. 511), tosc. *formentone* FanfaniUso, march. sett. (urb.) *furméntún* (p. 537), venez. *formentón* zu istr. (Cherso) *formentóm* (p. 399) und umfaßt auch sic. *furmintuni*; AIS 1463.

Diese Verbreitung und die etwa gleichzeitigen Erstbelege von *formentone* mit *sorgo turco* in Venedig um 1600 sprechen für eine lomb.-emil.-romagn.-ven. Primärschicht, die im nördlichen und westlichen Herrschaftsbereich der Republik Venedig durch *sorgo* (*sorgo turco*) überdeckt wurde.

Zu dieser Schichtung paßt auch istr. *formenton*, eine Form, die von Venedig ausgestrahlt ist. Die Zweifel von Frau Abegg an der Echtheit von venez. *formenton* (Boerio) scheinen mir deshalb unberechtigt.

Die Differenzierung in *formentone giallo* zeigt eine Konkurrenz mit *formentone* ‘Buchweizen’ im 17. Jh. und kommt nur im Veneto vor (Abegg 99), cfr. venez. *formenton zalo* m. ‘granturco’ (1618, Abegg 99), ven. merid. (pad.) ~ (1630, ib.), ver. *formenton gialo* (1613 ca., ib.), *formentoni zali* pl. (1620, ib.).

“*granone*”

Bildungsmäßig entspricht *formentone* dem bei Abegg (102) nur in der Fußnote 150 er-

wähnten Typus *granone*. Vermutlich ist *frumentone* die älteste Maisbezeichnung in Oberitalien und *granone* die entsprechende Primärschicht für Ligurien, Korsika und Süditalien. Ähnlich wie der *sorgo*-Typus im Veneto die *frumentone*-Schicht in die Randgebiete abgedrängt hat, scheint im Königreich Neapel *grano d'India* die Augmentativform *granone* verdrängt zu haben. Andreoli verzeichnet für Neapel sowohl älteres *granone* wie jüngeres *granudinnio*. *Grano d'India* ist erst seit 1687 (Cavazzi, Abegg 29) belegt. Für Sizilien und Apulien darf nicht verschwiegen werden, daß entsprechend der Mais-Produktionskarte Italiens nach Valussi-Camerini¹ der heutige Maisanbau sehr gering (unter 50000 Zentner) liegen muß, da in diesen beiden Regionen eine Leerfläche für Maisanbau verzeichnet ist.

“melica”/“melicone”

Im Zusammenhang mit frpr. und wald. “melica” ist piem. *melica* zu interpretieren. Wie bei *sorgo* handelt es sich um eine Übertragung der ursprünglichen Hirsebezeichnung (Rispenhirse, *Panicum miliaceum* L.) auf den Mais. Die Verfasserin schließt sich zu recht einer Ableitung aus *MILIUM* an und folgt somit Spitzer, Aebischer und ihrem Lehrer T. Reinhard (*FEW* 6/II, 87) im Gegensatz zu Meyer-Lübke (*REW* 5455 s.v. *medica herba*). Bereits Mattioli belegt *melega* in der Mitte des 16. Jhs. als Maisbezeichnung für die Lombardie (Abegg 78).

Bei Abegg (75 N 85 und 94) nicht besonders erwähnt ist die westlomb. Augmentativform “melgon”, die bereits von Beccaria im 18. Jh. verwendet wird und sich von Mailand aus verbreitet hat: Mil. *melgon* m. ‘granoturco’ (ante 1794, Beccaria, Folena, LN 19, 44), *meligone* (Gazzetta agricola di Milano 1888, 7 ott., p. 162s., Cordié, LN 35, 60; 1895, Gian Pietro da Core, ib. 60), lig. or. (Borghetto di Vara) *mergún* (p. 189), Val di Vara *mergón* Conti-Ricco, ossol. prealp. (Ceppo Morelli) *malgún* (p. 114), ossol. alp. (Trasquera) *malyún* (p. 107), Premia *malgún* (p. 109), tic. alp. occ. (Cavergno) *malgóm* (p. 41), Aurigeno *malgóm* (p. 52), Indémini *mergún* (p. 70), lomb. occ. (Nonio) *malgún* (p. 128), ornav. *malgún* (p. 117), Bienate *maagó* (p. 250), emil. occ. (Tizzano Val Parma) *melgó* (p. 443), Poviglio *melgó* (p. 424); AIS 1463.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß die Dissertation von Frau Abegg-Mengold eine vorbildliche Arbeit darstellt, die Onomasiologie, Sprachgeschichte und Sprachgeographie verbindet und auch interdisziplinär für die Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsgeschichte von Interesse ist.

Max Pfister



CLAUDIO BERETTA, *Contributo per una grammatica del milanese contemporaneo*, Milano (Virgilio Editore) 1980, LXIII + 239 p.

L'apparizione di una grammatica milanese non poteva che suscitare dei consensi negli ambienti linguistici in quanto veniva a colmare un vuoto dopo gli studi di C. Salvioni¹ (prevalentemente di natura fonetica) e di S. Pagani².

¹ G. VALUSSI, C. CAMERINI, *Manuali di geografia. S 3 Pianeta Terra: L'Italia*, Firenze 1977, p. 148.

² C. SALVIONI, *Fonetica del dialetto moderno della città di Milano*. Dissertazione linguistica presentata alla Facoltà di Filosofia dell'Università di Lipsia, Torino-Roma-Firenze 1884, 305 p., C. SALVIONI, *Fonetica e morfologia del dialetto milanese*, a c. di DANTE ISELLA, *L'Italia Dialettale* 38 (1975), 1–46.

² S. PAGANI, *Come parla Meneghino*, Milano 1945, 89 p.

L'opera di Beretta sembrava quindi, per così dire, partita col piede giusto. La veste grafica stessa, con in copertina una bella riproduzione di Silvana Manuello, e la consistenza materiale del volume stavano a confermare questa prima impressione.

Purtroppo una lettura approfondita annulla buona parte di questi presupposti favorevoli: il lavoro, che intendeva rivolgersi in primo luogo ai «molti cittadini milanesi e lombardi, specialmente di recente adozione» che «amano imparare il nostro dialetto come mezzo d' inserimento e d'identificazione nella nuova società» (p. XIX) e che come tale doveva limitarsi a dare una grammatica descrittiva dell'attuale dialetto della città di Milano, è stato corredata inutilmente di una introduzione e di un apparato bibliografico che tendono a dare all'opera un'apparenza che non corrisponde alla realtà; esso, pur essendo in molte occasioni ricco di materiali, di osservazioni e di spunti quando, in consonanza con la sua vera intenzione, si limita a descrivere fatti grammaticali concreti, risulta essenzialmente superficiale e denuncia a più riprese la sommaria preparazione dell'autore quando avanza con passo malsicuro sul terreno scivoloso della spiegazione scientifica.

Una rapida rassegna dei contenuti del volume permette di documentare queste affermazioni.

Iniziamo dalla vasta introduzione che si suddivide in sei paragrafi, il primo dei quali tratta della questione fonico-grafica. Sorgono qui alcune perplessità, soprattutto quando Beretta si occupa di quello che lui chiama il problema delle consonanti doppie. Egli giustifica pienamente l'uso (e l'abuso) della geminata nella grafia milanese, sostenendo che esso è dettato dalla natura stessa delle consonanti che sarebbero lunghe all'interno di parola e doppie in fine della stessa (si vedano le p. 21-22). La grafia dunque, secondo l'autore, non farebbe altro che riprodurre un dato fonetico.

Ma questo secondo noi non corrisponde al vero: la geminata altro non è che un espediente grafico tendente a realizzare l'effettiva pronuncia dialettale che è però determinata non dalla lunghezza della consonante bensì dalla quantità della vocale³. Che poi il carattere di un'occlusiva finale in parola ossitona vari a seconda della lunghezza della vocale tonica precedente è un dato di fatto: ma l'opposizione non sarà fra occlusiva semplice e occlusiva doppia ma fra occlusiva lene e occlusiva forte. Il che comporta poi anche che nel sistema fonetico dei dialetti lombardi si possono trovare in fine di parola delle consonanti *sorde e leni*: cfr. *sák*, *pák* vs *lák*, *dák* «dagli»⁴; e ciò a differenza della situazione italiana⁵.

Ed è in quest'ottica che vanno interpretate le denominazioni «dolci» ed «aspre» che già il Biffi distingueva nel suo *Prissian de Milan de la parnonzia milanesa*, citato da Beretta a p. XXVI.

In ogni caso l'uso grafico della geminata trova una sua giustificazione unicamente in uscita di parola, mai all'interno della stessa (ad eccezione di -ss- che sta ad indicare [s]): e con ciò ci troviamo in disaccordo non solo con Beretta ma con tutta la tradizione dialettale milanese.

Il secondo paragrafo dell'introduzione, dedicato a problemi di metodo, ci offre lo spunto per una rapida meditazione su quelli che dovrebbero essere gli intenti di una grammatica dialettale.

Prescindendo dalla prospettiva storica, la cui validità, come ci ha mostrato per citare un

³ Il confronto con l'equivalente italiano ha poi favorito, come già hanno visto C. SALVIONI (*Fonetica del dialetto moderno ...*, p. 158) e D. ISELLA (nell'edizione da lui curata delle *Poesie* di CARLO PORTA, Milano 21976, p. LXXXI) l'impiego delle doppie.

⁴ Cf. F. SPIESS, *Einige Betrachtungen zur Mundart der Collina d'Oro* (Consonantismo), *Vox Romanica* 27 (1968), p. 281 N 17.

⁵ Per cui si veda N. FRANCOVICH ONESTI, *Fonetica e Fonologia*, Firenze 1974, p. 15: «In italiano... le forti coincidono con le sorde, e le leni con le sonore.»

unico esempio G. Rohlfs⁶, è indiscutibile, un'opera di questo genere ha ragione d'essere in quanto descrizione, attestazione di un dato di fatto. Ciò è una conseguenza della natura stessa del dialetto che è un codice non scritto ma parlato: una sua grammatica quindi deve avere il compito di mostrarne le strutture, di farne risaltare le precipuità (magari a confronto con altri modelli linguistici) ma non può mirare a scopi strettamente normativi. Essa deve essere un punto di riferimento, non un punto di partenza. Questo sembra essere condiviso da Beretta, il quale a p. XLIII afferma che la sua opera «... vuole essere descrittiva e non normativa». Tuttavia certe insistenze sull'aspetto grafico (p. XXVIII e LVII–LVIII) lasciano trasparire alcune tracce di intenti normativizzanti: resta dunque perlomeno un'ombra di dubbio sugli intenti di questa grammatica.

Buoni sono invece i paragrafi 3, 4 e 5 che, pur non portando elementi nuovi ma riprendendo perlopiù tesi già elaborate da altri studiosi, illustrano il rapporto dialetto-lingua.

Sull'ultimo paragrafo, che presenta alcune annotazioni sulla storia del dialetto milanese, non vogliamo soffermarci se non per attirare l'attenzione sull'inconsistenza scientifica delle proposte etimologiche per il nome della città di Milano: un atteggiamento meno superficiale (indicativa a questo riguardo la seconda proposta dove Beretta non si accorge di trovarsi di fronte ad un caso di rotacismo di -L-) avrebbe permesso di fornire delle indicazioni più attendibili, magari anche limitandosi a rinviare a delle autorità in materia: penso qui non solo al Tagliavini⁷ ma anche e soprattutto all'Olivieri⁸, che dimostra come per la denominazione della capitale lombarda si debba supporre un etimo celtico⁹.

Prima di passare ad alcune considerazioni sulla grammatica vera e propria ci sia permessa una costatazione a proposito delle note. Anzitutto la loro collocazione in fondo al volume ci sembra alquanto infelice poichè obbliga il lettore a noiosi scartabellamenti; ma questo, ancorchè scomodo, non sarebbe ancora grave se poi le note fossero pertinenti e precise. Invece presenta rimandi bibliografici sommari, in cui l'omissione dell'indicazione della pagina è fenomeno frequente; può capitare poi che la successione logica non venga tenuta in considerazione: la nota 68, nel testo a p. 148, segue le note 69 e 70, a p. 103.

Anche i rinvii bibliografici dati nel testo non soddisfano: ad esempio a p. 30 troviamo l'indicazione «Jespersen-Francovich-Onesti, p. 32» che fa pensare ad un'opera di tre autori; si voleva invece rinviare ad un'opinione di O. Jespersen riportata nel libro di N. Francovich Onesti, *Fonetica e fonologia*, citato in precedenza.

Per quel che riguarda la parte grammaticale si possono rilevare la trattazione abbastanza particolareggiata e una certa qual ricchezza di materiali: qua e là non mancano osservazioni acute.

Tuttavia in diverse occasioni emerge una scrittura direi quasi distratta (basti prendere come unico esempio la catalogazione dei possessivi *tóa* e *sóa* come monosillabi a p. 5) forse già spia di quell'alone di imprecisione diffuso in tutto il testo e che è probabilmente da addibitare al sopravvento della passione per la materia sul rigore scientifico nella trattazione della

⁶ G. ROHLFS, *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti*, Torino 1966–1969, 3 voll.

⁷ C. TAGLIAVINI, *Le origini delle lingue neolatine*, Bologna 1972⁶, p. 134; il testo contiene solo un rapido accenno.

⁸ D. OLIVIERI, *Dizionario di Toponomastica lombarda*, Milano 21961, p. 345: «In questa parola sembra vedere indubbiamente un composto di MEDIO e LANO. La voce celt. LAN(N)O (cf. lat. PLANUM) sembra aver indicato uno spazio recinto e piano (quindi anche «luogo consacrato», «santuario»); v. Dottin: sicché il nome composto dovrà aver indicato facilmente «luogo di mezzo», «paese in mezzo ad una pianura».

⁹ Si veda a sostegno di questa proposta pure l'affermazione di G. DOTTIN, *La langue gauloise*, Paris 1918, p. 98: «Le trait le plus original du consonantisme celtique est la disparition du *p* indo-européen», a cui rimando per alcune esemplificazioni.

stessa. Penso qui allo scarso approfondimento del significato di certi termini che porta all'uso improprio degli stessi: è il caso a p. LXI per «apofonia», a p. 87 per «sincope» invece di «aferesi» (a proposito degli aggettivi dimostrativi *sto, sta, ...*; per inciso si noti che il fenomeno si può verificare anche nei pronomi, naturalmente se accompagnati dalla determinazione avverbiale), a p. 32 e a p. 107 per «metafonia», termine questo che avrebbe potuto essere impiegato con pieno diritto in altre parti del libro (anche se Beretta nella grammatica essenzialmente non si occupa di fonetica): ad esempio a p. 49 per il plurale *-itt* dei diminutivi in *-in*, a proposito del quale si sarebbe forse potuto citare l'articolo di G. Contini, *Una formazione di plurale per sostituzione di suffisso nel lombardo moderno*¹⁰.

A proposito poi della presentazione dei materiali si deve mettere in evidenza un'eccessiva prevalenza di modelli italianizzanti: è innegabile, e ognuno può costatarlo, che il dialetto odierno tenda viepiù verso forme standard che risentono dell'influsso italiano; è quindi giusto considerare questo aspetto. Tuttavia sarebbe stato più opportuno, in una grammatica dialettale, differenziare forme e costruzioni proprie del dialetto da modelli che provengono dal contatto coll'italiano. L'autore purtroppo non distingue sempre in modo sufficientemente netto i due aspetti così che possiamo trovare fra i suoi esempi frasi come «el cerchio inscritt nel quadraa», con l'osservazione «ma sempre meglio in del quadraa» (p. 41), «Hinn riva in vista d'on verd laghett» (p. 79), che l'autore cita come esempio di espressione poetica, ecc. Sempre per questo motivo i primi casi di «superlativo assoluto» (Beretta mantiene la denominazione e la suddivisione della grammatica tradizionale) sono le forme dotte in *-issim* (p. 71), la trattazione degli avverbi modali inizia con le costruzioni in *-ment* (p. 165), l'elenco dei plurali in *-in* (che sono segnalati come influenzati dall'italiano, invece del dialettale *-itt*) è estremamente nutrito, tanto da far pensare che sia il più diffuso (p. 49), nel paragrafo dedicato alla formazione del femminile (p. 53) il modello letterario *-tris* precede il più popolare *-tora*, ecc. ecc. È giusto tuttavia dire che talvolta l'autore avvisa che si tratta di modelli che ci provengono dall'italiano, non sempre comunque e non sempre col giusto rilievo si separano queste costruzioni da quelle più autenticamente dialettali (senza per questo voler essere puristi ad oltranza: la distinzione sarebbe funzionale al ruolo che una grammatica dialettale deve avere e di cui si è parlato più sopra).

Nel complesso quindi si può rimproverare a quest'opera un'eccessiva mancanza di rigore. E rincresce doverlo dire perchè tra le righe si intravede la passione che ha mosso tutto il lavoro; sarebbe stato senz'altro più opportuno che l'autore si fosse limitato alla trattazione grammaticale, che presenta pur sempre dei momenti positivi, piuttosto che avventurarsi in speculazioni a sostegno delle quali il solo amore per la materia non è più strumento sufficiente.

Resta dunque solo da augurarsi che eventuali lavori futuri siano condotti con altrettanto entusiasmo ma con un pizzico in meno di precipitazione così da garantire una maggior validità scientifica dell'opera.

Franco Lurà



HANS STRICKER, *Die romanischen Orts- und Flurnamen von Wartau, Chur* (St. Galler Namenbuch) 1981 (*St. Galler Namenbuch, Romanistische Reihe, Band 2: Wartau*).

Das hier anzuseigende Flurnamenbuch ist der zweite von Hans Stricker bearbeitete und herausgegebene Band aus dem alträtoromanischen Gebiet des Kantons St. Gallen. In seiner im Jahre 1974 erschienenen Dissertation über das romanische Namengut seiner Heimat-

¹⁰ *Annuaire de l'Institut de Philologie et d'Histoire Orientales et Slaves* 5 (1937), 195–206.

gemeinde Grabs¹ hat der Verfasser seine Methode der Erhebung des lebenden Namengutes im Gelände entwickelt und erprobt und gleichzeitig seine Erfahrungen auf der Suche nach urkundlich überliefertem Namengut gemacht. Beide kommen auch seiner zweiten Abhandlung zugute. Aber auch die erprobte Art der Präsentation und Deutung des gesammelten Materials wirkt sich auf die Wartauer Monographie offenkundig aus.

An Strickers Grabser Buch wurde inbezug auf den Aufbau der einzelnen Namenartikel das starre Schema mit einer «wenig sinnvollen Auflistung» von urkundlichen Belegen² gerügt. Der Autor hat sich dadurch nicht beirren lassen und hält am einmal gewählten Prinzip der Vollständigkeit der Formen bis zum Jahre 1800 fest, wohl deshalb, weil jede Form der Auswahl des «Wichtigsten» für jeden Artikel wieder anders aussähe, vornehmlich aber weil viele etymologisch unergiebige urkundliche Formen das oft Ratlosigkeit verratende Verhalten der Schreiber gegenüber ihren Vorlagen und in der Konfrontation mit den sich wandelnden Aussprachevarianten illustrieren. Die Sprachkontaktforschung wird diese Listen keineswegs uninteressant finden. Was nun die recht ausführliche Wiedergabe der zu einem guten Teil von sprachwissenschaftlich nicht oder nur mangelhaft geschulten Amateuren stammenden meist unhaltbaren bis unsinnigen Deutungen anbelangt, so kann dafür angeführt werden, daß die kritische Auseinandersetzung mit ihnen nicht selten Denkanstöße gibt, welche die Diskussion in eine Erfolg versprechende Richtung lenken kann. In solchen und in all den nicht seltenen Fällen, wo frühere Forscher die richtige Deutung gefunden haben, vermeidet Stricker so den Eindruck, eine Etymologie als Erster gegeben zu haben. In der über LXX Seiten starken Einleitung begründet der Verfasser übrigens sein Vorgehen ausführlich. Erwähnenswert ist auch die Feststellung, daß durch die Wiedergabe aller und durch die Widerlegung der dilettantischen Deutungsversuche, «mit denen manche vom Volk oft gelesene frühere Schriften stark durchsetzt sind», nun endgültig aufgeräumt werden kann³.

Das hervorstechendste Merkmal des nahezu 42 km² umfassenden Gemeindegebietes von Wartau ist die von jeher intensiv besiedelte und bewirtschaftete Hangzone, deren Terrassen und Rundhöcker eine faszinierende Kleinkammerung des Areals bedingen. Diese wie die Schwemmebene des Rheins, die Wald- und die Alpenregion sind im «Geographischen Überblick» anschaulich beschrieben. Dem Autor beizupflichten ist, daß die Mehrzahl der in diesem Gebiet stehenden Dörfer und Weiler weit in die vorrömische rätisch-keltische Zeit zurückreichen. Der geschichtliche Überblick, der mit dieser Feststellung beginnt und wegen seiner lesbaren Form sicher auch die ortsansäßige Bevölkerung anspricht, leitet zum eigentlichen Anliegen des Buches über.

Die Angaben über Methode und Vorgehen bei den Feldaufnahmen und der Arbeit in den Archiven enthalten hier im Nachgang zur Grabser Monographie hauptsächlich das, was diese Wartauer Abhandlung im Besonderen betrifft. Ähnliches gilt für das Kapitel über die Stoffpräsentation in den Namenartikeln. Daß hier auf eine besondere Darstellung der Suffixe und ihrer lauthistorischen Entwicklung verzichtet werden konnte, ist verständlich. Ein Suffixverzeichnis vereinigt übrigens alle Textstellen, wo darüber etwas zu finden ist. Eindrücklich ist das Verzeichnis der benutzten, insbesondere der nicht publizierten Quellen.

Es wurden an die 60 handschriftliche Bücher (Urbarien, Rödel, Tauf-, Ehe- und Totenregister, Alpbücher) sowie Urkunden gelesen und ausgezogen. Angesichts dieser Fülle von Arbeit muß auch hier wieder, wie für die Grabser Dissertation⁴, bedauert werden, daß mit

¹ HANS STRICKER. *Die romanischen Orts- und Flurnamen von Grabs*, Chur 1981. Besprochen in *VRom.* 36 (1977), 290ss. (A. SCHORTA), *BN* 12 (1977), 215 (H. J. WOLF).

² so in der Besprechung von WOLF, p. 216.

³ Einleitung p. XLVI.

⁴ Besprechung *VRom.* 36 (1977), 290.

Ausnahme der Namen der Dörfer und Weiler der weitaus überwiegende Teil der urkundlichen Belege aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammt, aus einer Zeit also, da der romanische Wartauer Dialekt längst erloschen war, die daraus entstandenen Flurnamen einen langen von der Urform weit wegführenden Weg zurückgelegt hatten und an Transparenz entsprechend stark verloren haben. Einem Forscher wie Stricker hätte man ein so altes Urkundenmaterial gönnen mögen, wie es für manche Gebiete Graubündens verfügbar ist.

Dem Rezensenten, der sich während nahezu 50 Jahren um die etymologische Deutung des Namenschatzes des dreisprachigen Kantons Graubünden bemüht hat, wurde die kritische Lektüre der rund 330 Artikel zu vordeutschen Namen⁵ zu einem besonderen Erlebnis, reizten doch die vorgebrachten Deutungen und Deutungsversuche (manchmal 2, 3 und mehr für einen Namen) fortwährend zum Mitdenken. Es spricht für die Qualität der Darlegungen Strickers, daß sich dabei begründete Zweifel recht selten meldeten. Sie hier aufzuzählen wäre unnütz. Dagegen sei erlaubt, eigene neue Überlegungen, die allenfalls zur Überprüfung der Etymologien anregen könnten, sowie Hinweise auf anklingende Formen aus dem bündnerischen Namenschatz und auf Literatur anzubringen. Stricker selber deutet p. XLIX an, wie sehr der Einbezug von Vergleichsmaterialien aus der Toponymie des Großraumes die Deutungsarbeit befürchtet. Ich meinerseits bedaure, zur Zeit meines Einsatzes für das Rätische Namenbuch die Verhältnisse in Unterrätien zu wenig gekannt zu haben. Man wird, wenn einmal die Namen in der Rätoromania submersa vollständig erhoben und untersucht sind, manchen bündnerischen Ortsnamen überzeugender erklären, als ich es tun konnte. Vorläufig aber ist das Rätische Namenbuch der Spender.

Fanella (p. 43), urk. 1543 – ca. 1800 Farnella, Furnella. Die Form mit dem Nexus *-rn-* scheint mir die ursprüngliche zu sein. Da Stricker das unbetonte u als sekundär betrachtet, wird man auch Ableitung aus CAVERNELLA nicht ausschließen dürfen. Cf. dazu Varnällis in Lüen, urk. 1084 Covernella bezeugt für die Nachbargemeinde Castiel (*RN*. 2, p. 88).

Ferdieris (p. 47). Zu beachten ist auch Vargeria, urk. 1390 Vergeren in Disentis, das in *RN*. 2, p. 887 aus VIRGARIA zu VIRGA ‘Rute’ erklärt wird.

Ferlingastein (p. 66) erinnert stark an Prafinklistein, Gem. Lüen (Schanfigg), das in *RN*. 2, p. 406 zu deutsch ‘Fink’, surselv. parfinchel ‘Buchfink’ gestellt wird, aber angesichts dieses Wartauer Namens recht wohl eine volksetymologisch umgedeutete ältere Bildung auf *-inga* (*RN*. 2, p. 1032) sein könnte, allenfalls vergleichbar mit Falengia in Disentis (*RN*. 2, p. 683).

Fermeil (p. 71). Von der Bodenform ausgehend wäre man versucht, an Curmegl in Alvagni (*RN*. 2, p. 121) aus CULMICULU anzuknüpfen. Doch sehen ich keinen Weg, um das anlautende F- zu erklären.

Ferneflis (p. 72) erinnert an Carniffels in Versam (*RN*. 2, p. 649), das aber an einen Personennamen Caniefel, urk. 1666 in Almen anknüpfbar ist.

Ferschlinis (p. 77). Mir scheint, das Gelände wie die urkundlichen Formen schließen ein rtr. Val Scharinas aus VALLIS ACERINA, also etwa ‘Ahornmulde’ nicht aus; cf. die zahlreichen Ascharina (darunter auch Schlinigroß, Schlini Pitschna, Gemeinde Says (*RN*. 2, p. 4 s.v. ACER)).

Ferschwals (p. 82). Auch für diesen Namen bietet *RN*. Vergleichsformen, so etwa Verschnals in Igis (*RN*. 2, p. 892), ferner die Gruppe Raschnal (*RN*. 2, p. 805).

Flamenast (p. 100). Angenommen, das anlautende F- gehöre nicht zum Stamm, was auch Stricker anzunehmen scheint, ließe sich *Lamenast wohl unschwer aus älterem Malenasc aus AQUA MOLINASCA ‘Mühlbach’ deuten. Cf. die vielen Gewässernamen auf -ASCU, -ASCA in *RN*. 2, p. 1029. Zum Wandel von mol- zu mal- siehe *MOLINUM *RN*. 2, p. 207. Allerdings kann einem solchen Deutungsversuch entgegengehalten werden, daß im bündnerischen

⁵ Cf. p. XXXIX.

Namenschatz keine Ableitung von MOLINUM mittels -ASCA sondern nur solche mit dem Suffix -ANCA, -ANCU und -ARIA nachweisbar ist. Dies allein ist aber nicht entscheidend.

Gamprig (p. 126). Gegen die Deutung aus PIRETUM spricht die Tatsache, daß wie bei MELARIUM- + -ETUM, NUCARIUM + -ETUM die Benennung des Baumbestandes von Baumnamen PIRARIUM, rom. *pirer* abgeleitet sein müßte und nicht vom Namen der Frucht. Dieser Einwand gilt auch für *Breit* (p. 17).

Gareda (p. 144). Herkunft ungeklärt. Gegen den Ansatz eines NUCARIETA ‘Nußbaumbestand’ scheint die Endung -eda statt -eida (cf. *Breit* p. 17) zu sprechen. Dagegen wäre der Abfall der Anlautsilbe NU- wie bei Carola, urk. 1515 Nigrola in Chur (*RN*. 2, p. 223) kein Hindernis.

Gufaluns (p. 191) liegt bei der Einmündung des Trüebbaches in den Rhein, läßt sich also als ‘Zusammenfluß’ deuten wie Cuflons, urk. 1402 Gaflanzen, 1465 Guflantz bei Disentis aus CONFLUENTES mit Suffixwechsel (*RN*. 2, p. 106).

Madruel (p. 222). Den drei Deutungsvorschlägen kann mit gleicher Wahrscheinlichkeit eine Ableitung MORTARIOLUM beigelegt werden. Cf. zum Ausfall des ersten -R- Matriel in Tamins, Muttariel in Mulegns (*RN*. 2, f. 212 s.v. MORTARIUM ‘Mörser’).

Milschona (p. 259). Zusammenhang mit Melsana wird von Stricker, wie mir scheint, zu Unrecht in Frage gestellt. Die Endung -ona wird wie im Alpnamen Sardona (Gem. Mels) aus älterem -ana zu erklären sein.

Mumpalun (p. 263). Der Lage entsprechend wäre *Munt-vallun* ebenfalls in Betracht zu ziehen. Der Wandel des Nexus -tv- zu -p- ist mit schw. öppis aus etwas vergleichbar. Zu *vallun* aus VALL-ONE siehe *RN*. 2, p. 361.

Muntaflin, urk. 1628 Munzenflen usw. (p. 268) erinnert stark an Muntsafin, Bergwiesen der Gemeinde Peist (*RN*. 2, p. 762). Solche sich gleichende Namen müssen selbstredend in die Diskussion mit einbezogen werden, was Stricker auch weitgehend tut. Es wäre indessen verfehlt, sich auf deren heutigen Habitus allzusehr zu verlassen. Da bei Muntsafin urkundliche Formen fehlen, muß auch eine rein zufällige Ähnlichkeit mit erwogen werden.

Palz (p. 302). Lat. BALTEUS, das hier erwähnt wird, ist entgegen der Behauptung p. 303 auch im Rtr. lebendig, cf. *DRG*. Bd. 2, p. 454 s.v. *boz*. Die Bedenken gegen die Deutung von Palz aus BALTEUS sind daher unbegründet.

Parnizi(rangg) (p. 317). Angesichts von Paleza (p. 292) aus PLANITIA ist Ableitung von *Parnizi*- aus dem gleichen Grundwort sehr fraglich. Die Erklärung eines Gewährsmannes, der von einem Vorarbeiter namens Parnizzi Kenntnis gehabt haben will, muß ernstgenommen werden.

Perturt (p. 329). Die Verbindung PRATUM TORTUM wird auch dem Flurnamen Partuot, Gem. Grüschi (*RN*. 2, p. 780) zugrunde liegen. Meine Deutung aus einem Personennamen Barduot muß also fallen gelassen werden.

Planbüel (p. 332). Hier wäre auch rtr. *plan* + *begl* ‘Trog’ aus BULIUM (*RN*. 2, p. 55), eine Verbindung, die in Bünden fünfmal vorkommt, in Betracht zu ziehen.

Plaznas (p. 337) entspricht genau Plazzanôs in Roten, urk. 1200 Plazenaus, 1436 Platznaus (*RN*. 2, p. 789). Die Ableitung aus einem doppelt suffigierten PLATTEA + -INU + -ALE ist lautgeschichtlich gesehen nahezu zwingend, sachlich aber dunkel, weshalb *RN*. Plazzanôs dem Stock der nicht erklärten Namen zuordnete.

Pradarossa (p. 348). Mit vollem Recht ist eine Verbindung mit dem hierzulande unbekannten RUSSUS ‘rot’ abzulehnen. Aus sprachgeographischen Gründen aber bleibt auch Zuordnung zu unterengadinisch *rossa* ‘Hanfröste’ sehr fraglich, es wäre denn, die Bodengestaltung würde diese Deutung suggerieren. Man könnte sich fragen, ob sich hier ein altes *Pedra grossa* ‘Großer Felsblock’ aus PETRA + GROSSA verbirgt. Sollte dort heute ein solcher Felsblock fehlen, wäre dies nicht unbedingt ein Gegenbeweis, sind doch viele solche Findlinge im 19. Jh. gesprengt worden, meist um Bausteine zu gewinnen. *RN*. 2, p. 239 zählt für Graubünden 36 *Pedra grossa* auf.

Profaschun (p. 362). In Erwägung zu ziehen wäre Ableitung aus FAUX, FAUCE ‘Schlund, Abgrund’ wozu in Graubünden Fusch (z.B. in Guarda) sowie Faschuns, urk. 1370 Fuschuns in Scuol (*RN*. 2, p. 138) zu stellen ist.

Putel (p. 369). Für rtr. *bottel* cf. auch *DRG* 2, p. 448, Abs. 4.

Rafaschanis (p. 373). Lautlich überzeugender als Ableitung aus TRANSVERSANUS wäre wohl Zuordnung zu RAPICEANAS aus RAPICEUS ‘zur Rübe gehörig, Kraut, krautige Bodenparzelle’ (*RN*. 2, p. 279).

Runggelmun (p. 388). Sorgfältige lautliche Analyse führt da trotz Fehlen von urkundlichen Formen zur Annahme einer Zusammensetzung *RUNCALE + LONGU. Daher dürfte die Ähnlichkeit mit Runclavuns, Gemeinde Trun (*RN*. 2, p. 393 b) zufällig sein.

Samiel (p. 398). Die Ablenkung hat die Gestalt vieler Namen ohne Rücksicht auf Lautgesetze verändert. Das hat Max Koch in seiner Abhandlung ‘*Die Ablenkung als typische Flurnamenform*’ (*SAfV* 14 [1948]) mit vielen Beispielen dargetan. Man ist aber allzuleicht versucht, diesen Vorgang für sonst nicht erklärbare Laute verantwortlich zu machen. Samiel als eine solche abgelenkte Form aus Pramiel zu erklären überzeugt kaum, wenn man nicht in der Lage ist, den Ablenker, in diesem Falle eine benachbarte oder wirtschaftlich mit Pramiel verbundene Örtlichkeit mit anlautendem *Sa-* namhaft zu machen.

Sapestra (p. 400) dürfte wohl mit Suffix -ESTRIS gebildet sein. Es wäre demnach zu untersuchen, ob Zuweisung zu SINISTRA von der Flurlage her möglich ist. Als Ablenker käme hier das nahe gelegene Sapina in Frage. Weniger wahrscheinlich dürfte Ableitung aus dem PN. Silvester sein. Cf. mehrere Belege in *RN*. 2, p. 297, darunter Sant Silvesters Bild, urk. 1455 Mastrils.

Tilisürspitz (p. 431). Ableitung aus CLAUSURA ist möglich. Cf. immerhin auch Siliadür aus SERRATORIUM, rtr. ‘steiler Weg in den Bergwiesen’ *RN*. 2, p. 311; der Name besteht in Castiel.

Trunachopf (p. 434). Deutung aus schwed. *Ron* ‘liegender, faulender Baumstamm’ ist bedenkenswert. Cf. aber auch das lautlich übereinstimmende misoxische truna ‘Höhle’ aus TRIBUNA (*RN*. 2, p. 347). In semantischer Hinsicht vergleichbar wäre BALMA (*RN*. 2, p. 31), wofür Beispiele für die Bedeutungsverschiebung zu ‘überhängender Fels, Felswand’ bestehen. Erst die Erhebung und Deutung aller vordeutschen Namen Unterrätien wird uns aber Klarheit darüber verschaffen, inwieweit gegenwärtig auf die Dialekte der Alpensüdseite beschränktes Wortgut in Unterrätien nachgewiesen werden kann.

Tschütscha (p. 441). Daß neben Tschugga (zweimal belegt) in Wartau noch ein Tschütscha gleichen Stammes (*CIUCCA) bestanden habe, scheint mir nicht wahrscheinlich. Das -tscha ist wohl aus -CEA zu deuten, was vielleicht auf CRIST-UCEA weist (Beispiele *RN*. 2, p. 117, dort auch Cartschitscha, urk 1450 Gartschitscha in Tamins). Doch sehe ich keine Möglichkeit, bei Tschütscha den Abfall der Anlautsilbe zu erklären.

Mit dem Hinweis auf die willkommenen Verzeichnisse der Etyma, der Suffixe und der behandelten Namen, auch derjenigen, die vergleichsweise beigezogen wurden, könnte die Anzeige dieses Buches schließen. Es drängt den Rezessenten aber, der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, es werde dem Autor die Möglichkeit verschafft, sich bald dem Namenschatz anderer Gemeinden der Region zuzuwenden. Die Deutung von Flurnamen bedingt nicht nur solide Kenntnisse der sprachwissenschaftlichen Forschungsmethoden, sondern auch große Vertrautheit mit den Ortsdialektken, den wirtschaftlichen Verhältnissen, der Landschaft und der Lokalgeschichte. Diese Voraussetzungen erfüllen sich am besten, wo der Bearbeiter dauernd auf seine Aufgabe eingestellt bleibt und seine Phantasie oder Eingebung durch einen reichen Gedächtnisschatz angeregt wird. Es wäre für die rätsche Namensforschung ein Glück, wenn Hans Stricker auf diesem Gebiete intensiv weiter arbeiten könnte.

Andrea Schorta



Il Vergier de cunsollacion e altri scritti (manoscritto GE 209) a cura di ANNABELLA DEGAN CHECCHINI, Torino (Claudiana) 1979, XCVIII + 221 p. (*Antichi testi valdesi 1*).

Die altwaldensischen Manuskripte sind in diesem Jahrhundert lange Zeit Stiefkind der linguistischen Forschung geblieben. Im Jahre 1909 veröffentlichte de Stefano eine kritische Textedition der *Noble Leçon des Vaudois du Piémont*¹; 1960 war es T. Venckeleer mit *Un recueil cathare*² und erst 1969 stellte Wunderli die linguistischen Probleme der altwaldensischen Literaturdenkmäler erneut zur Diskussion³. Seine wegleitenden Studien mit der Aufforderung, die altwaldensischen Manuskripte in Textausgaben der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen, fanden direktes oder indirektes Echo. Luciana Borghi Cedrini publizierte 1976/77 ein waldensisches Bestiarium⁴ (ohne Bezug auf Wunderlis Untersuchungen); dann folgte meine Arbeit zum Bibelmanuskript aus Carpentras⁵ und nun der 1. Band einer *collana «antichi testi valdesi»*, der dieser Besprechung zugrunde liegt.

Die Reihe mit ihren geplanten Bänden steht unter der Leitung von Enea Balmas (Padova) und Luciana Borghi Cedrini (Torino) und ist sehr vielversprechend. Eine erste Abteilung enthält die Manuskripte aus Genf (3 Bde.), Cambridge (3 Bde.) und Dublin (4 Bde.); eine zweite Gruppe umfaßt die *volgarizzamenti biblici valdesi*⁶. Insgesamt ein recht imposantes Projekt, dessen großer Nutzen für Studien in bezug auf den *valdismo medievale* unbestritten ist. Den Linguisten wird sich dann die Ausarbeitung einer umfassenden Grammatik und eines Wörterbuches dieser Texte als Aufgabe stellen.

Die Einleitung besteht aus 2 Teilen. Der erste Abschnitt (p. XI–XL) umfaßt eine kurze Beschreibung des Ms. aus dem 16. Jh.⁷, eine externe Manuskriptgeschichte und eine genaue Analyse des Inhalts. Das Ms. GE 209 enthält 10 religiöse Traktate erbauenden und belehrenden Gehalts von unterschiedlicher Länge (z.B. *De la penitencia* p. 15–25; *Que cosa sia pecca* p. 27–54). Bei der Vorstellung der 10 Traktate wird jeweils bemerkt, ob sie sich auch in den Ms. Cambridge und Dublin (event. in lat. Fassung) finden. Auf den Seiten XXVII und XLIII sind Teile des Ms. (f° 123a und 154a) abgedruckt. Die Einleitung wird abgeschlossen durch eine Betrachtung der Anordnung der religiösen Schriften (p. XXXVI–XL).

Der zweite Abschnitt (*indicazioni filologiche e linguistiche per la lettura del GE 209*, p. XLI–XCVI) stammt aus der Feder von L. Borghi Cedrini. Sie nimmt Bezug auf die *questione della lingua valdese* und führt den Leser ein in die Problematik des Alters der Waldenser- manuskripte (14.–16. Jh.), wobei vor allem die Einheitlichkeit der Sprache derselben verblüfft (*una varietà dell'antica lingua provenzale troubadourica*). Der ganze Problemkreis wird sicher nach den Detailstudien an allen Ms. erneut überdacht werden müssen. Fest steht, daß diese Sprache nicht von den Waldensern im täglichen Gebrauch gesprochen wurde, sondern ein künstliches Gebilde ist, von Wunderli (N 3, p. 69) als 'waldensische Schulsprache' bezeichnet. Es fällt auf, daß L. Borghi Cedrini Wunderlis Untersuchungen nicht erwähnt. Die Darstellung der Prinzipien der vorliegenden Textedition gibt dem Spezialisten die nötigen

¹ Paris 1909.

² *Le manuscrit A. 6 10 de la «Collection vaudoise» de Dublin*, RBPH 38 (1960), 759–793.

³ *Die okzitanischen Bibelübersetzungen des Mittelalters. Gelöste und ungelöste Fragen*, Frankfurt am Main 1969.

⁴ *Appunti per la lettura di un bestiario medievale. Il bestiario valdese*, Torino 1976; II *Schede linguistiche*, Torino 1977.

⁵ *Altwaldensische Bibelübersetzung*. Manuskr. Nr. 8 der Bibliothèque municipale Carpentras, 2 vol., Bern 1979 (RH 92 A/B).

⁶ Es sei bemerkt, daß von den 5 waldens. Bibelmanuskripten (NT und Teile des AT) erst die aus Zürich und Carpentras publiziert sind.

⁷ Für ausführlichere Informationen wird verwiesen auf E. BALMAS/M. DAL CORSO, *I manoscritti valdesi di Ginevra*, Torino 1977.

Informationen (Alternanz *u/v, i/j/y*). Zur Auflösung der Abkürzung *enay^a* (sehr häufig in den Waldenserms.) ist zu bemerken: das nirgends belegte *enayma* wird der altokzit. Entsprechung *enaysi coma* vorgezogen. Wir verweisen auf unsere Diskussion des Problems⁸ und halten fest, daß folgende Argumentation von L. Borghi Cedrini unhaltbar ist: wie *o^e* als *ome* aufgelöst werden muß, so *enay^a* als *enayma*. Ein hochgestelltes *a* nach einem vokalischen resp. halb-vokalischen Element bedingt keineswegs die Auslassung eines *m*, cf. *iusti^a* = *iusticia*. So kann ^a stehen für: *-cia, -ra, -stra, -sa, -ta*, neben *-ma*. Ein bekanntes Problem stellt auch die Abkürzung *ac'* (entspricht lat. quidem, autem) dar. Die traditionelle Schreibung *acer* wird vorgezogen mit der Einschränkung, daß sich eventuell im Verlauf der Publikation der Reihe die Form *acerta* aufdrängen könnte. Auch in unserem Bibeltext erscheint nie eine Vollform *acer*, jedoch öfters *acerta* oder abgekürzt *ac'ta*, so daß wir im vorliegenden Fall *ac'* traditionsgemäß auch als *acer* auflösen würden.

Auf p. LVIII–LX findet man eine äußerst nützliche Zusammenfassung der Transkriptionskriterien. Die folgenden *cenni e schemi di fonetica e di morfologia* (p. LX–LXXXVII) stellen den Versuch dar, auch einem nicht philologisch geschulten Publikum eine Einführung in die Lektüre waldensischer Texte zu geben. Wir sind nicht ganz glücklich über diesen Versuch in solcher Form.

Ist es nicht so, daß Leser aus den heutigen Waldensertälern oder solche italienischer Muttersprache große Teile der Texte *a priori* verstehen? Statt Ausführungen zu graphischen und lautlichen Problemen (welcher Laie deklamiert die Texte?) wäre ein ausführliches Glossar ohne Zweifel von größerem Nutzen. Die summarische Nominal- und Verbalmorphologie scheint uns für ein breiteres Publikum recht geeignet; für den Spezialisten aber bietet sie, wie der vorhergehende Teil, nur ein Minimum an Informationen. Eine methodische Vorschau auf das Glossar (wo 2000 Wörter ins Italienische übersetzt werden) schließt dann den linguistischen Kommentar ab. Wir halten fest, daß in diesem Teil der Arbeit keine neuen Erkenntnisse in bezug auf die Sprache der altwaldens. Literaturdenkmäler zu finden sind. Für eine ausführliche Grammatik und ein Wörterbuch wird auch dieser Text nochmals exzerpiert werden müssen.

Die chronologisch geordnete Bibliographie auf den Seiten XCVII+XCVIII ist ein eigentliches Kuriosum. Wohl wird einleitend darauf verwiesen, daß eine Auswahl getroffen wird. Aber welches sind deren Kriterien? Für den Spezialisten fehlen wichtige Publikationen (z. B. die von Wunderli, Berger, Apfelstedt, Grüzmacher), was aber bedeuten einem breiteren Publikum die *Documents linguistiques du Midi de la France* von P. Meyer oder gar die *Principi di critica testuale* von D'Arco Silvio Avalle? Es fehlen wichtige Publikationen zum Thema, was umso bedauerlicher ist, als ja die erwähnte, ausgezeichnete *Bibliografia valdese* (nicht *Bibliograva*) von Armand Hugon-Gonnet aus dem Jahre 1953 nicht überall und jedermann zugänglich ist. Wir sind der Meinung, eine nach Sachgebieten zusammengestellte Bibliographie würde dem interessierten Leser mehr dienen.

Auf den Seiten 3–183 folgt der Text des Manuskripts, der durch marginale Folioangaben, Hinweise auf Bibelstellen und Graphiekorrekturen ergänzt wird. Anhand eines Mikrofilms haben wir einige Stellen überprüft: der Text ist sorgfältig ediert und bietet durch dessen Gestaltung Gewähr für eine angenehme und flüssige Lektüre. Für die weitere Forschung, vor allem was die Textüberlieferung anbetrifft, wäre es von Nutzen gewesen, wenn aufgelöste Abkürzungen gekennzeichnet würden. An Versehen seien bemerkt: f⁰ 3a: *ilh* (nicht *illi*) *nocejon*; f⁰ 34a ebenso *ilh* (nicht *illi*) *volun*. Inkonsistent ist die Wiedergabe von *p...*, so f⁰ 3a: *patia* als *partia*; f⁰ 3b: *pativolment* als *partivolment*; f⁰ 120b: *deprias* als *depertias*; hingegen f⁰ 1b: *depatic* als *deper(a)tic⁹*, *depatia* als *deper(a)tia*; f⁰ 8a: *parola* als *parola*. *Depertir* (mit er) und

⁸ N 5, vol. 2, p. 41–43.

⁹ (a) heißt «vom Herausgeber eliminiert, irrtümlicherweise im Ms. vorhanden».

seine Formen sind nicht belegt, die vollen Schreibungen lauten stets auf *ar*, so *depart* (f° 27b, 33a), *departi* (f° 66a), *departir* (f° 77a), *departire* (f° 90b, 104a), *departe* (f° 104b).

Ein Verzeichnis der im Text zitierten Bibelstellen (p. 185–193), von Autoren (Philosophen, Kirchenvätern) und religiösen Texten (p. 195) bildet ein nützliches Arbeitsinstrument. Das Glossar (p. 199–219) bietet dem breiten Publikum wichtige Informationen. Für weiterführende lexikologische Studien zum Waldensischen fehlen leider die Belegstellennachweise.

Hans-Rudolf Nüesch



ANTHONIJ DEES, *Atlas des formes et des constructions des chartes du 13^e siècle*, avec le concours de P. TH. VAN REENEN et de J. A. DE VRIES, Tübingen 1980, XV–371 p. (*Beih. ZRPh.* 178).

Gleichsam als erste Ankündigung des hier zu besprechenden Werkes erschien 1976 die Rede von Pieter Th. van Reenen anlässlich der Eröffnung des 62. Studienjahres der «School voor Taal-en Letterkunde» in 's-Gravenhage¹. Zwei Jahre später publizierten A. Dees und P. Th. van Reenen in *Forum der Letteren* 9 (1978), 227–236, einen Aufsatz² in ähnlicher ankündigender Funktion. Bei der Ausarbeitung seiner 1971 erschienenen Dissertation³ hatte sich Dees auf Urkundenmaterial gestützt, und 1973 hatte er mit van Reenen «un projet visant à tirer maximalement profit des chartes pour l'étude de l'ancien français» erarbeitet, mit dem Ziel «d'inventorier les plus importantes variations régionales sur le plan de la phonétique, de la morphologie et de la syntaxe, telles qu'elles se reflètent dans la langue écrite des chartes du 13^e siècle» (p. VIII). Dieses Inventar ist nun in kartographierter Form aufgrund von 3300 publizierten Urkunden aus dem Gebiet der langue d'oïl⁴ verwirklicht.

Mit einem Befremden hatte ich schon beim Lesen der Rede van Reenens 1976 feststellen müssen, daß der Verfasser den Eindruck aufkommen läßt, als habe er die kartographische Darstellung aufgrund von in Urkunden ermittelten afr. Sprachfakten erfunden. Betroffen war ich zunächst von den drei beigegebenen Karten (p. 16, 17 und 23)⁵, die im Präsentationsprinzip eine frappante Ähnlichkeit mit den meinen in den *Skriptastudien* 1967⁶ (p. 112, 156) aufweisen. Noch betroffener war ich, als ich auch im Text nicht den geringsten Hinweis auf die Bemühungen und Ergebnisse der Skriptaforschung fand, welche als solche auf eine nunmehr 34-jährige Geschichte zurückblicken darf⁷. Genau so verhält es sich im

¹ *Taalgeografisch onderzoek naar het Frans in de middeleeuwen, een kwantitatieve benadering*, 's-Gravenhage 1975–76, p. 3–32, mit drei Karten.

² *Taalkundig onderzoek aan de hand van Oudfranse oorkonden*, mit 2 Karten.

³ *Etudes sur l'évolution des démonstratifs en ancien et en moyen français*, Groningen 1971.

⁴ Mit folgender Distribution: Charente 118, Vendée/Deux-Sèvres 33, Vienne 106, Berry 11, Orléanais 49, Indre-et-Loire 37, Maine-et-Loire 57, Mayenne/Sarthe 46, Bretagne 52, Normandie 78, Somme/Pas-de-Calais 178, Oise 161, Aisne 141, Nord 520, Hainaut 205, Wallonie 176, Ardennes 84, Marne 47, Région parisienne 104, Yonne 23, Aube 16, Haute-Marne 219, Meuse 127, Moselle/Meurthe-et-Moselle 271, Vosges 99, Franche-Comté 250, Bourgogne 79, Bourbonnais 13. – Cf. Quellen p. 299–306.

⁵ Auf beiden ersten die Ergebnisse von MÉ(N)SE > *mois: meis, mais*, auf der dritten diejenigen von CONSILIUS > *consoil : conseil, consail*.

⁶ In der Bibliographie p. 301 falsch datiert: 1967, nicht 1970.

⁷ Cf. zuletzt meinen Aufsatz *Où va la scriptologie?*, *Cahiers de Civilisation médiévale* 22 (1979), 263–276.

zweitgenannten Aufsatz, und im *Atlas* wird lediglich auf die «Bibliographien» bei Schwan-Behrens, Gossen, Goebel und Monfrin hingewiesen (p. VIII, N 5, 6, 7, 8). Ein solches Vorgehen zeugt von einem erheblichen Mangel an wissenschaftlicher Redlichkeit, indem dem «naiven» Leser eine methodologische Originalität vorgetäuscht wird, welche bestenfalls im Einsatz von Computern besteht ... und auch diese Technik ist von meinem Schüler Hans Goebel vor über zehn Jahren schon angewendet worden.

«Inspiriert» zu ihrer Untersuchung wurden die Verfasser durch L. Carolus-Barré 1964⁸, der den heterogenen Charakter der fr. Regionalscriptae doch ziemlich unterschätzt hat; glaubte er doch optimistischerweise, man könne «pour chaque localité, ou du moins chaque pays (au sens restreint du terme) les caractères dialectaux qui y étaient en usage» klar ermitteln und darauf basierend einen Sprachatlas des 13. Jahrhunderts erstellen. Nun ist es aber so – und ich habe wiederholt darauf hingewiesen –, daß mit wachsender Materialfülle die Zuverlässigkeit der Information über den dialektalen Anteil der Skripta auch wächst, daß sich also Abweichungen in den Graphien – bis zu einem gewissen Grade – gleichsam selbst korrigieren. Und dieser Sachverhalt ist, wenn auch in sehr ungleichem Masse für die verschiedenen Regionen, in der vorliegenden Untersuchung gegeben. Über die Schwierigkeiten der eindeutigen Lokalisierung der Urkunden sind sich die Verfasser im klaren und sind mit der gebotenen Vorsicht zu Werke gegangen (cf. p. IX–X). So darf man denn annehmen, daß die in den Karten vorgelegten Resultate mehr oder weniger zuverlässig sind. Die Verarbeitung von 3300 Urkunden mit fast einer Million Wörter, Formen und Konstruktionen wäre ohne die Hilfe des Computers zweifellos nicht möglich gewesen. P. X–XI schildern die Verfasser, wie sie die Programmierung vorgenommen haben, welche Datum, Herkunft und Wortart des exzerpierten Sprachmaterials berücksichtigt. Was die kartographische Darstellung betrifft, folgen sie dem Prinzip der Opposition bzw. Alternanz, wobei sich diese für dasselbe Wort bzw. dieselbe Form in mehrfacher Beziehung vollziehen lassen. In sechs Fällen wird auch chronologisch differenziert zwischen einer ersten Periode von 1201–75 und einer zweiten von 1276–1300.

Obzwar das Ordnungsprinzip von der Morphosyntax her bestimmt wird⁹, und es demnach vor allem um morphologische und syntaktische Probleme gehen sollte, dreht sich die Frage im Detail sehr oft nur um graphische Varianten, welche z.T. phonetische Wirklichkeiten widerspiegeln. So stellt K. 6 die Realisierung der bet. Personalpronomina MĒ, SĒ dar: das starke Überwiegen der *ei*-Formen im Südwesten, die erheblichen Prozentsätze dieses Typus im übrigen Westen, ihr völliges Fehlen im Zentrum und Osten stellen ein rein phonetisches, vielleicht graphematisches, aber kein morphologisches Problem dar. Die Verteilung deckt sich übrigens weitgehend mit den Ergebnissen *meis*, *mays* usw. < MĒ(N)SE auf K. 177 oder denjenigen *aveir* usw. < HABĒRE auf K. 247. Nicht viel anders steht es mit K. 7, wo die Opposition *mi* : *moi* zur Darstellung gelangt. Ob der östliche Typus *mi* auf dem lt. Dativ MIHI beruht oder das Ergebnis einer phonetischen Sonderentwicklung ist¹⁰, das ist – sollte die zweite Erklärung die richtige sein – wiederum kein morphologisches Problem. – Dem Adjektiv und Pronomen *tout* sind sechs Karten gewidmet: Auf K. 88 geht es um die Alternanz -s :

⁸ Cf. meine Rezension *VRom.* 25 (1966), 307–314.

⁹ Personalpronomina: 12 Formen/26 Karten; *ce neutre* 7 Karten; best. Artikel: 11 Formen/29 Karten; Demonstrativa: 8/17; Possessiva: 7/14; *tout* Adj., Pron.: 2/6; *quel* Adj., Pron.: 2/8; *tel* Adj., Pron.: 1/1; Numeralia: 12/20; *autre* Adj.: 1/1; *bon* Adj.: 1/2; *dit* P.p.: 1/2; *présent* Adj.: 1/1; Substantiva: 43/81; Nominalsuffixe: 2/2; Deklination der Subst.: 1/3; Präsens Ind.: 6/12; Präsens Konj.: 3/6; Imperf. Ind.: 1/4; Perfekt: 2/4; Futurum: 7/12; Infinitiv: 7/11; Perfektpartizip: 8/13; Auslassung des Subjekts: 2 Karten, Stellung der Ergänzungen und des Akk.-Objekts: 6; Inversion des Subjekts: 6.

¹⁰ Cf. *Grammaire de l'ancien picard*, éd. 1976, §§ 65 und 17.

-z bei Vorhandensein des Flexions-s; das Ergebnis bringt keine Überraschung: man weiß, daß im pik. Raum der Wandel zu -s (d. h. der Affrikata zu einem Sibilanten) früher als im übrigen Nordfrankreich vollzogen wurde (cf. dazu auch K. 258, 266, 266a, 266b). K. 89 bietet die, vor allem graphische Alternanz *ou* : *o*; K. 89a zeigt das Phänomen für den Zeitraum 1201–75, K. 89b für 1276–1300; daraus ergibt sich daß das Irradiationszentrum der Graphie <*ou*> und wohl auch der Phonie [u] wiederum die Pikardie ist. Ob in den Gebieten, in denen die Graphie <*o*> üblich war und blieb, diese unbedingt auch einer Phonie [o] entsprach, müßte in lokalen Skriptaanalysen erst ermittelt werden. K. 90 und 91 sind morphologisch relevant: Thema der ersten ist das Vorhandensein oder die Abwesenheit des Flexions-s im Rektus m. pl., das der zweiten die Existenz des Rektus m. pl. *tuit* gegenüber analogischen, vom *Obliquus* herkommenden Formen vom Typus *tout*, -s usw. Hier erhält der Leser über die geographische Distribution eine Information, die er bisher nirgends mit derselben Präzision finden konnte. – Die K. 206–208 sind Fragen der Nominaldeklination gewidmet. Wie zu erwarten, erweist sich das Deklinationssystem, das auf der Opposition Rektus m. sg. -s : pl.-Ø, *Obliquus* m. sg. -Ø : pl. -s beruht, im Westen mit Prozentsätzen bis zu 99 als zerstört. Umgekehrt ist das analogische -s bei fem. Substantiven mit konsonantischem Auslaut im Rektus sg. im Osten gut belegt, ferner – eher überraschenderweise – auch im Poitou. – Von den K. 186–191, die den Fortsetzern von SENIOR, -ORE gelten, behandeln vier rein graphisch-phonische Aspekte des Vorton- und des Tonvokals. Auf K. 186 ist die Verwendung der Form *seigneur* – statt *sire* – im Rektus sg. dargestellt. Auch hier ist es der Westen, der den ursprünglichen morphologischen Gegensatz aufgegeben hat. K. 191 stellt die Alternanz im Rektus sg. *sire* : *sires* (mit analogischem Flexions-s) dar.

Die zahlreichen Karten zur Verbalmorphologie (209–288) bringen nicht allzuviel Neues gegenüber dem bisherigen Wissensstand, sind aber durch ihre präzise Anschaulichkeit beeindruckend. Man ersieht aus manchen von ihnen, wo sich die Irradiationszonen gewisser analogischer Vorgänge befunden haben. Doch auch hier geht es meist um graphische Erscheinungen. Gelegentlich gibt es eine Überraschung. Nur ein Beispiel: Die graphische Erhaltung von -t nach betontem Vokal (210: *at* <HABET; 233: 3. P. Perfekt der Verben der 1. Konj.; 245: 3. P. Futurum; 261, 263, 265: Perfektpartizip m. -ĀTU, -ŪTU, -ĪTU; 268: analog. P. p. -ute im Fem.) ist ein Kennzeichen des Nordostens und Ostens. K. 231 hingegen, welche die Opposition *fu* : *fut* (<FUIT) darstellt, ergibt ein völlig anderes Bild, sodaß man annehmen muß, diese Verbalform habe anderen bzw. eigenen Gesetzen gehorcht. Hier zeigt sich übrigens wiederum, wie das gewählte Ordnungsprinzip sachlich Zusammenghöriges auseinanderreißt.

Wertvoll könnten die syntaktischen Karten 269–282 sein, wenn sich nicht der Verzicht auf jeglichen Kommentar als besonders peinlich erwiese. Zumindest müßten die verschiedenen Probleme durch Beispielsätze illustriert sein, umso mehr als manche Karten in der Distribution ziemlich komplizierte Sachverhalte offenbaren.

In den beiden Anhangskarten wird die Provenienz des *Jeu de Saint Nicolas* bestimmt, «en calculant le degré de conformité qui existe entre ses formes linguistiques et celles trouvées sur 85 points différents (régions ou villes) distribués sur le domaine d'oïl» (p. XII), d. h. indem die Formen des *Jeu* mit den aufgrund des Urkundenmaterials ermittelten verglichen werden. Die Übereinstimmung ist frappant, aber doch wohl nur, weil – und das weiß man – der Verfasser des *Jeu* aus Arras stammte und auch der allgemeine Habitus seiner Skripta pikardisch ist. Diese Methode aber zum allgemeingültigen Rezept erheben zu wollen, scheint mir äußerst fragwürdig. Bei sehr vielen literarischen Texten sind nur Kopien erhalten; diese zeugen weit mehr für die – manchmal überaus heterogenen – Schreibgewohnheiten des oder der Kopisten als für die des Verfassers (dessen Person und Herkunft wir oft gar nicht kennen). Wie problematisch selbst die Identifizierung der Urkundenschreiber sein kann, darüber habe ich 1979

gehandelt¹¹. Hier zeigt sich erneut, daß die Verfasser den artifiziellen und weitgehend zufälligen Charakter der afr. Skriptae nicht erfaßt haben, sondern mehr oder weniger mit der positivistischen Naivität eines Gaston Raynaud zu Werke gegangen sind. Dieser schrieb 1876: «Les chartes sont à abri de l'imagination ou du caprices des scribes; elles sont écrites sans prétention, dans un but d'utilité pratique; elles offrent donc la langue vulgaire *dans toute sa vérité* et sont de beaucoup les sources les plus précieuses pour l'étude des dialectes.»¹² – Eine Fata Morgana!

C. Th. G.



FRANKWALT MÖHREN, *Le renforcement affectif de la négation par l'expression d'une valeur minimale en ancien français*, Tübingen (Niemeyer) 1980, 264 p. (*Beiheft ZRPh. 175*).

Thèse de doctorat dont la maturité, la solidité et la finesse nous étonneraient, si nous n'avions pas déjà eu l'occasion d'apprécier les capacités de Frankwalt Möhren; rédacteur-bibliographe du *DEAF*, il se trouve sur son propre terrain quand il nous présente les expressions d'une valeur minimale qui renforcent la négation en ancien fr.¹ Après une délimitation de l'objectif – M. M. exclut les renforcements grammaticalisés *pas, mie, point, goutte, mot, chose, rien* – nous passons en revue les travaux antérieurs, dont le plus important est celui de Dreyling² et nous examinons les sources du travail présent, aussi bien les textes dépouillés que les catégories grammaticales exploitées. Un critère important de distinction entre une négation grammaticalisée (p. ex. *je n'ai rien conquis*) et une phrase où la négation est renforcée par l'expression d'une valeur minimale (p. ex. *je n'ai conquis vaillant un bouton*) consiste dans le fait que cette dernière est de caractère affectif: aussi trouve-t-on un long chapitre consacré aux moyens de renforcement de l'affectivité, aux moyens de constamment rajeunir la métaphore. Après un bref compte rendu des aspects syntaxiques de la tournure – qui ne se présente guère sans l'élément de négation³ –, on en examine la fréquence en moyen fr. et en fr. moderne, d'une part, et, de l'autre, dans les autres langues romanes. La présentation des matériaux par ordre alphabétique est d'une clarté admirable et bon nombre de renvois d'un terme à un autre garantissent un usage facile de la collection. Parmi des résultats secondaires du travail on notera une vingtaine de lemmata qui manquent dans les dictionnaires ou qui y sont mal interprétés (p. 34–35) et beaucoup de corrections mineures au *FEW* et au *T-L* (p. 257).

Qu'on me permette de m'arrêter ici pour examiner l'aspect sémantique d'une phrase contenant une expression d'une valeur minimale.

Parfois toute la phrase appartient au même champ sémantique (motivation directe): p. ex.

Chev. Cygne H 3676 (s.v. *chasel*) Quite lairés la dame sa terre et son ostal; Ja ne perdra por vos nis le pior cassal;

¹¹ Cf. *op. cit.* in N 7.

¹² BECh 37, 6.

¹ D'une façon moins systématique M. M. nous donne des exemples jusqu'à la période de la Renaissance inclusivement.

² G. DREYLING, *Die Ausdrucksweise der übertriebenen Verkleinerung im altfr. Karlsepos*, Marburg, 1888.

³ Cf. BENGT LÖFSTEDT, «*Flocci facere*» und «*flocci non facere*», *Cuadernos de filología clásica* 15 (1978), en part. p. 324.

il est possible que la dame ait plusieurs cabanes sur ses terres et qu'elle perde la moins précieuse d'entre elles. De même:

Yvain F 1628 (s.v. chambrière) certes une chambrière Ne valent tuit, bien le savez, Li chavalier que vos avez; et

Aimeri 220 (s.v. feme) Ne doutent siege Vailissant .i. baloi; Et tuit nostre home sont si las, par ma foi, Que une fame ne valent pas li troi

décrivent, probablement par exagération, des situations possibles. De tels exemples surgissent toujours; on pourrait dire «vos deux Mercedes Benz ne valent pas ma vieille petite Renault» sans que Renault doive être considéré comme une expression d'une valeur minimale. Ainsi, on serait tenté d'omettre toutes les expressions d'une valeur minimale où la motivation est directe.

Cependant la motivation est toujours directe si l'expression d'une valeur minimale signifie une unité monétaire; en principe, n'importe quoi (château, terre; courage, effort) peut valoir ou ne pas valoir un *denier* (ChR), une *biauvaisine*, une *maaille*, etc.; on peut au moins essayer de fixer le prix de toute chose⁴. Ce qui attire l'attention de l'auditeur dans un ex. comme

RolS 1262 (s.v. denier) Sis bons escuz un dener ne li valt

est la relation du comparant et du comparé, qui n'est pas impossible, mais absurde. Les deux termes ont gardé leur pleine valeur sémantique, ce qui nous permet d'estimer la correcte relation des signifiés et de goûter l'expression absurde. Il est essentiel que le comparant ne s'use pas; si cela est le cas, la langue a la tendance de remplacer l'expression d'une valeur minimale par une autre plus fraîche; on remplace la vieille unité monétaire par une autre plus rare, ou par le nom d'un autre objet qui, à la rigueur, peut être utilisé en commerce (*bouton, pomme*), même par le nom d'un autre objet qui ne peut pas l'être (*femier, festu, fueille*). L'emploi d'un comparant sans aucune valeur marchande, et sans qu'il s'agisse d'une autre motivation directe (*terre – cabane*) ouvre un libre jeu avec toutes les possibilités lexicales de la langue. Nous savons gré à M. M. de nous avoir donné à la fin de son œuvre un classement onomasiologique, sur la base de Hallig-v. Wartburg, des expressions d'une valeur minimale (p. 235 ss.), ainsi qu'un regroupement des unités par ordre de fréquence, avec leur datation (p. 252 ss.).

Je regrette l'absence d'un répertoire des verbes utilisés avec les expressions d'une valeur minimale. D'après M. M. «la comparaison peut être exprimée par le verbe seulement... Le verbe *valoir* se remplace par ... *prisier* ... *monter* ... *avoir* ... *forfaire, donner (de), douter, craindre* ... Le tertium comparationis n'est souvent pas exprimé, il est sous entendu; une série illimitée de verbes est alors utilisée, *aimer, peser, savoir, prendre, il m'est, empirier*, etc. ... Le tertium comparationis est ... souvent ... exprimé ... par un complément nominal ... *la monte de ... le vaillant de ... vaillant*» (p. 18 s.) J'ai du mal à prendre *douter, craindre* pour un tertium comparationis. Surtout, il aurait fallu signaler que la plupart des expressions d'une valeur minimale existent seulement en coalescence avec *valoir, prisier, monter*, c. à-d. avec des verbes à 3ème économique. On a l'impression que c'est l'expression d'une valeur minimale qui est constamment rajeunie et que le verbe appartient pratiquement toujours à la même catégorie.

Parfois cependant la vieille expression décolorée d'une valeur minimale reste en usage,

⁴ Cf. p. 12 «Notons que l'on peut remplacer une désignation d'une mesure par n'importe quelle autre expression, mais non pas l'inverse; on peut remplacer p. ex. dans *de sa terre n'aura plein pié, plein pié* par (*vaillant*) *un bouton*, mais non pas *bouton* par *pié* dans *son heaume ne vaut un bouton*.» Je pense que l'auteur n'est pas parfaitement clair: *un pied de terre* a une certaine valeur commerciale, peut-être (*vaillant*) *un bouton*, tandis que le remplacement d'une expression de valeur (*vaillant*) *un bouton* par la désignation d'une unité de surface devrait être motivé par le contexte.

perd de sa valeur sémantique au point de ne plus exprimer qu'un dédain très général; c'est alors, je pense, que s'opère le changement du verbe. On peut s'imaginer que le développement a été graduel (s.v. *aillie*: *Il n'en donast le monte d'une aillie* ca. 1180 – *Une aillie ne vous dout gié* 13^e s.; s.v. *boton*: *Qui ne prisast valissant un bouton* 1^e m. 12^e s. – *Ne me sot respondre un boton* 4^e q. 12^e s.) Peu d'expressions d'une valeur minimale s'associent avec des verbes sans sème économique. Il nous paraît d'autant plus intéressant de trouver que la première occurrence de quelques expressions d'une valeur minimale ne contient pas de verbe à sème économique, p. ex. s.v. *ortie*: *R. C. ne le doute une ortye* 2^e m. 13^e s.; ici il s'agit sans doute d'un rajeunissement secondaire, par dérivation synonymique, du résultat d'un développement qui a eu lieu autour d'une autre expression d'une valeur minimale (p. ex. *aillie* ou *fueille* en l'occurrence: *Ne doute coup d'espee la fueille d'un noier* date de la même période que *ne doute une ortye*).

Remarques de détail:

Je rapprocherais l'expression *plein gant* de *plein poing* au lieu de postuler que le seigneur ait pu remettre au vassal un gant rempli de terre. Le sens des deux expressions *plein gant* et *plein poing* serait «mesure naturelle équivalente à la quantité que peut contenir une main fermée»; pour *plein gant* il s'agirait d'une main gantée. Les deux expressions sont à peu près contemporaines.

On ne pourra pas exclure la possibilité que *maille* 'chacun des petits anneaux de fer, d'acier, qui forment le tissu d'une armure' ait servi à exprimer une valeur minimale – en effet on trouve, dans l'article *maillle* 'petite pièce de monnaie, le plus souvent de la valeur d'un demi-denier', plusieurs exemples de la graphie *maille*.

Il est curieux que l'on ne trouve guère d'expressions correspondant à *sonner mot* (exception: *respondre un boton*); et que le groupe onomasiologique d'«expression orale» ne soit pas du tout représenté parmi les expressions d'une valeur minimale.

Question de goût, je n'accepterais pas *ore* dans l'ex. cité comme une expression d'une valeur minimale.

De *oint* renvoi à *demie*.

Leena Löfstedt



HANS-HERBERT S. RÄKEL, *Die musikalische Erscheinungsform der Trouvèrepoesie*, Bern und Stuttgart (Haupt) 1977, 391, mit Notenbeispielen (*Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, Serie II*, 27).

Laut Vorbemerkungen des Autors ging die vorliegende Studie aus der Beschäftigung mit den deutschen Kontrafakten französischer und provenzalischer Lieder des späten 12. Jahrhunderts hervor. Gegenstand der hier nun vorgestellten Untersuchung sind die französischen Trouvèrelieder, deren Melodien als Kontrafakt oder Vorbild anderer französischer provenzalischer oder lateinischer Lieder identifiziert werden konnten. Sie wurde 1972 als *Thèse* der Philosophischen Fakultät der Universität Genf verteidigt.

Ein Großteil der Arbeit besteht denn auch in der Beschreibung der überlieferungsgeschichtlichen Verhältnisse anhand der solche Kontrafakten enthaltenden handschriftlichen Repertoires und gelegentlicher Einzelüberlieferung. Lai-artige Stücke und in mehrstimmigen Kompositionen benutzte Trouvèrelieder fanden aus Gründen des Umfangs keine Berücksichtigung in dieser Studie. Die jeweiligen Überlieferungsverhältnisse, speziell die Differenzen in der Tradition der einzelnen Lieder, werden melodiekritisch, stilistisch und historisch zu erfassen und zu interpretieren versucht. Bereits diese summarische Übersicht über Räkels

Buch lässt dessen Schwierigkeit, auch für den Leser, erahnen: eine weitläufige, vielfältige und, nicht nur für den Laien, schwer zugängliche Materie; dazu der doppelte Standpunkt in Musikologie und Philologie. Detaillierte, nicht nur unter den gängigen Siglen verschlüsselte, sondern für den Uneingeweihten auch sonst oft genug hermetisch anmutende, wenn auch unumgängliche Handschriftenbeschreibungen erschweren die Lektüre. Selbstverständlich finden die kodikologischen Belange nicht um ihrer selbst willen Erwähnung; sie dienen der Erkenntnis und Erfassung einer komplexen musikalisch-literarischen Tradition. Einer ihrer wichtigsten Bestandteile ist eben die Kontrafaktur. Sie hat an der vom Paradox bestimmten Existenzweise der gesungenen Lyrik, wonach an deren Tradition zwei anscheinend widersprüchliche Forderungen gestellt sind, nämlich Dauerhaftigkeit und gleichzeitige Variabilität (p. 51s.), wesentlich Anteil. Im Mittelpunkt von Räkels Untersuchung steht daher, so oft es die angezogenen Beispiele von Kontrafaktur zulassen, immer wieder die Diskussion einer lockeren Tradition. Dabei stellt das Phänomen des Zersingens der liedhaft vertonten Lyrik meist vor die schwierige Problematik einer Grenzbestimmung zwischen Vortragsvariante und Korruptel. Überhaupt mußte anhand der verschiedenen Beispiele je neu das Verhältnis von Schriftlichkeit zu Mündlichkeit der gesungenen Lyrik grundsätzlich geklärt werden. Soziologische Fakten werden da in die Besprechung einbezogen.

Die Kompetenz zur Würdigung oder Kritik der von Räkel gegebenen Informationen und geäusserten Hypothesen mag nur wenigen musikwissenschaftlich und philologisch gleich tüchtigen Spezialisten eignen. Da jedoch vermittelnde Studien im Bereich zwischen philologisch-literarischer Mediävistik und Musikwissenschaft längst ein Desiderat sind, mag es ein guter Dienst sein, Räkels Buch wenigstens in den großen Zügen vorzustellen.

Das von Räkel untersuchte Material ist zum größten Teil noch unveröffentlicht oder nur in Faksimile zugänglich. Bereits im Druck vorliegende, meist auch schon ältere Melodieübertragungen konnten oft wegen ihrer starken Bearbeitung durch den Herausgeber nicht für diese neue Untersuchung verwendet werden; Räkel besorgte daher, als Beispiele, frische Übertragungen im Anhang. Sie und die in den Text eingestreuten musikalischen Zitate wurden diplomatisch meist nach Handschriftenfotos in versmäßiger Anordnung und mit modernen Schlüsseln versehen wiedergegeben.

Der erste große Hauptabschnitt der dreiteiligen Untersuchung befaßt sich vorab mit einer Darstellung der Melodieüberlieferung der französischen Lyrik von Blondel de Nesle bis zu Thibaut IV., König von Navarra. In drei Kapiteln behandelt dieser erste Teil den mündlichen Überlieferungs- und Kontrafakturstil in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts; Minnelieder, Geteilte Spiele, religiöse, politische und satirische Kontrasafaka kommen zur Sprache. Herkunftsmäßig verweisen gegen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts französische Kontrasafaka auf namentlich bekannte oder anonyme Ritter und Sänger adeligen Standes. Autoren lateinischer Kontrasafakte hingegen sind Angehörigen der Hohen Schulen zuzuordnen. Als Sonderfall wird in diesem Zusammenhang Gautier de Coinci, ein klösterlicher Autor von lyrischen Kompositionen in französischer Sprache präsentiert; seine Kontrasafaka bildeten die Einlagen eines erzählerischen Werkes, der *Miracles de Nostre Dame*. Kurz besprochen ist da auch das Repertoire der lateinischen Conductusdichter, die ihre Texte Troubadour- und Trouvèremelodien unterlegten. Minnelieder finden sich selten als Kontrasafakt, dagegen frühe Geteilte Spiele, politisch-religiöse, rein politische und satirische Lieder häufig. Sie sind – im Unterschied zu Gautiers Kontrasafakten – gewöhnlich Teil eines umfassenden französischen Liedrepertoires. Beim Conductus erhob sich die Bildungsschranke: ein ritterlicher Dichter hatte, etwa kontrasafizierend, zu diesem Repertoire keinen Zugang.

Das anschließende zweite Kapitel handelt vom mündlichen Überlieferungsstil in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Ein zusammenfassender Überblick über die Tradition und

die Existenzweise der Trouvèrepoesie im nämlichen Zeitraum beschließt den ersten Abschnitt von Räkels Studie.

Ein zweiter Hauptteil befaßt sich mit der Melodieüberlieferung der französischen Lyrik in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Den lateinischen Kontrafakten des Kanonikers Adam de la Bassée ist ein erstes Kapitel gewidmet; sein philologischer Kontrafakturstil sowie die musikalischen Quellen werden bestimmt und diskutiert. Eigens einbezogen in die Be trachtung ist der Überlieferungsstil der Vorbilder. Ein besonderes zweites Kapitel gilt dem Melodietausch im Kontrafakt. [R.] (= Raynauds Bibliographie des altfranzösischen Liedes) 1188 «Qui bien aime, a tart oublie». Kontrafakta nach verschiedenen Quellen, einige isolierte Kontrafakta und die Sammlung religiöser Kontrafakta der Handschrift V (= Paris, B. N. fr. 24406) führt das dritte Kapitel an. Anschließend untersucht Räkel in diesem Hauptteil Kontrafakta einiger pikardischer Handschriften, deren musikalische Quellen und Vorbilder. Ein umfangreicheres fünftes Kapitel beschäftigt sich mit den Vorbildern und einigen isolierten Kontrafakta bestimmter Handschriftengruppen. Darauf bringt der zweite Hauptteil eine abschließende Übersicht über die Tradition und Existenzweise der Trouvèrepoesie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Ein dritter Hauptteil von Räkels Arbeit befaßt sich endlich, nachdem genügend ‘Stoff’ beispielshalber ausgebreitet wurde, mit den Grundbegriffen einer Stilgeschichte der Trouvèremelodien. Form und Schema der musicalischen Liedform, das Verhältnis von lyrischem Text und Musik werden im Wandel der geschichtlichen Überlieferung untersucht. Gesondert betrachtet wird die *oda continua* und die monodische Melodieform im frühen und späten 13. Jahrhundert insgesamt. Ein weiteres Kapitel untersucht möglichst präzise die Frage nach dem Verhältnis von Melodie und Distinktion: der Melodievers allgemein, die Tanzmelodik, die analytische Strophen- und Distinktionsmelodik in ihrer jeweiligen Eigenart sowie die Verzierungen und deren Funktion werden abgehandelt. Melismatik und Rhythmisierung finden dabei eingehende Beachtung. Im anschließenden Kapitel diskutiert Räkel die Tonalität und Tonart der bis anhin beigebrachten Kontrafakta und auch die Problematik des Vortragsstils. Die den dritten Hauptteil abrundende Betrachtung befaßt sich mit der gesungenen Trouvèrepoesie in ihrer gesellschaftlichen Verflechtung und Relevanz.

Ein wertvoller Anhang bringt Melodieübertragungen, ein Literaturverzeichnis, Autorenregister, ein Siglenverzeichnis der zahlreichen angeführten oder zitierten Manuskripte (Trovère-Repertoire, Troubadour-Repertoire und Gautier de Coinci, Conductus- und Motetten-Repertoire), Namenregister, Stellenverzeichnis der Melodiebeispiele (französische, lateinische, provenzalische Lieder), zuletzt ein Nummernregister der erwähnten Kontrafakta (französische Lieder, Refrains und Motetten, lateinische, provenzalische Lieder). Ein derart differenzierter Indexteil macht die Studie Räkels, trotz deren reichen stofflichen und thematischen Befrachtung, zugänglich, ja sogar ‘handlich’, da die in verschiedenen Kontext verflochtenen Informationen zur selben ‘Sache’ – was nicht selbstverständlich ist – abrufbar sind.

Louise Gnädinger



JEANNE WATHELET-WILLEM, *Recherches sur la Chanson de Guillaume. Études accompagnées d'une édition*, 2 Bde, Paris (Société d'édition «Les belles lettres») 1975, 1301 p. (*Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège 210*).

In zwei stolzen Bänden präsentiert die große belgische Kennerin des *Wilhelmslieds* (WL), Mme J. Wathelet-Willem, dem Fachpublikum die Ergebnisse einer Jahrzehnte währenden For-

schungstätigkeit. «Études accompagnées d'une édition» – dieser Untertitel verweist sogleich auf eine deutliche Gewichtung, die der Hrsg. am Herzen liegt und auch in der Einleitung deutlich hervorgehoben wird: Mme W.-W. möchte die in Bd. II enthaltene Textausgabe des WL als experimentelle Ergänzung ihrer Studien verstanden wissen; denn es handelt sich hierbei um eine Texthypothese, um einen philologischen Diskussionsvorschlag. Die jüngste Ausgabe der *Chanson de Guillaume* ist, so verstanden, für die Disziplin der Textkritik ein recht aufregendes Ereignis – stellt sich doch mit dem *texte hypothétique* von Mme W.-W. erneut mit Nachdruck das editorische Problem, wie eine einzigartige Dichtung des Mittelalters, die in lediglich einer, und dazu ungewöhnlich verderbten, Hs. überliefert ist, der Fachwelt und einer breiteren Öffentlichkeit in angemessener Form zugänglich zu machen sei. Das altfranzösische *Wilhelmslied* ist ein exemplarischer Fall, an dem sich die Gelehrtengemüter erhitzten.¹

Editorisch anzusiedeln ist die neue Ausgabe zwischen dem hyperkorrekten Text von H. Suchier (1911) und der biederistischen Edition von D. McMillan (1949/50). Die erste, in lupenreinem kontinentalen Französisch des 12. Jh.s gehalten, ohne die geringste metrische Unregelmäßigkeit, gibt weniger das postulierte Original des WL wieder als vielmehr den bewundernswerten Kenntnisstand eines großen Altromanisten (der, wie man sich zuflüsterte, besser Altfranzösisch konnte als je ein mittelalterlicher Franzose). McMillan hingegen druckte angesichts der unüberwindbar scheinenden Schwierigkeiten den verderbten Wortlaut der Hs. ab (allerdings mit höchst umfangreichem Kommentar im Begleitband). Beide Ausgaben sind seit geraumer Zeit vergriffen.²

Mit der neuen Ausgabe verfügt man nun über einen weiteren philologisch in jeder Einzelheit gerechtfertigten Text, der zwar dem Suchiers methodisch näher steht als dem McMillans, sich aber im Zweifelsfall weniger weit vom Text der Hs. entfernt. Die Edition von 1975 ist jedoch kein Kompromiß, sondern eine Alternative. *Laissez impures* werden getrennt, Assoziationen vereinheitlicht (und damit die wohl ursprüngliche Laiengliederung wiederhergestellt), die fehlerhaften Verse sind korrigiert und eine Reihe von ihnen umgestellt. Damit sind erhebliche und einschneidende Veränderungen vorgenommen worden, doch hat die Hrsg. mit größter Sorgfalt darauf geachtet, daß sich der Sinngehalt «ihres» WL nicht von dem der Londoner Hs. unterscheidet. Der Literaturhistoriker vor allem wird sich über das Ergebnis ihrer Mühen freuen und ihr für den mutigen, durchaus gelungenen Versuch danken, einen Text zur Verfügung gestellt zu haben, der die nachhaltig beeindruckende Schönheit dieser Dichtung von hohem ästhetischen Wert wieder hervortreten läßt. Die Liebe zum Text, eine sonst selten genug spürbare philologische Grundhaltung, ist hier allenthalben offenkundig.

Zuallernächst jedoch ist der streng diplomatische Abdruck der Handschrift parallel zum neuen Text auf der jeweils linken Seite ein höchst willkommenes Arbeitsinstrument. Denn erst der Blick auf den historisch authentischen Wortlaut der *Chanson de Guillaume* macht das Ausmaß editorisch möglicher bzw. notwendiger Eingriffe deutlich. 47% der Verse sind metrisch fehlerhaft; davon sind zwar manche durch einfaches Streichen oder Hinzufügen einzelner (Füll-)Wörter zu korrigieren, andere jedoch so aussichtslos verderbt, daß sich die Hrsg. nicht anders zu helfen weiß, als eine Reihe von Pünktchen zu setzen. Folglich erscheint

¹ Cf. die Rezensionen von E. BAUMGARTNER, *R* 98 (1977), 121–128; B. GUIDOT, *RF* 89 (1977), 115–118; D. P. SCHENK, *Olifant* 5 (1977), 125–134; K. KLOOKE, *ZfSL* 88 (1978), 273–276; G. ROQUES, *ZrPh*. 95 (1979), 165–168.

² Die *Editio princeps* eines Anonymus (Sir HENRY HOPE EDWARDES), ein diplomatischer Abdruck, erschien 1903, zwei Jahre nach der Auffindung der Hs. – Als weitere (Teil-) Ausgaben sind zu nennen die von G. BAIST (1904), F. RECHNITZ (1909), E. S. TYLER (1919), N. V. ISELEY (1952, 2. Aufl. 1961); nähere Angaben dazu in W.-W., Bd. I, p. 53–57.

mancher Vers in Mme W.-W.s Ausgabe überhaupt nicht, obwohl er ja für das inhaltliche Verständnis der Textpassage unverzichtbar ist. Dieser Umstand (mit manchen anderen) bewirkt, daß das Zitieren aus der neuen Ausgabe des WL Schwierigkeiten bereitet: den originalen Wortlaut der Hs. muß man stets ergänzend konsultieren. Der sprachliche Belege sammelnde Philologe, Linguist oder Lexikograph aber wird diese *Chanson de Guillaume* nicht benutzen dürfen; die bewußt gewählte Bezeichnung *texte hypothétique* ist in jedem Fall als Aufruf zur Vorsicht zu verstehen und von der Hrsg. auch so gemeint: «Le texte hypothétique ne signifie pas ‘tel était le texte authentique’, mais plus modestement, ‘tel aurait pu être...’» (p. 65). Methodisches Vorbild ist hierfür Bayots Ausgabe des überlieferungsgeschichtlich vergleichbaren Chanson de geste-Fragments *Gormont et Isembart*, (3. Aufl. Paris 1931, *CFMA* 14). Beim neuen WL handelt es sich um eine «tentative de correction» (p. 65). Diesem Text sind zum weiteren Vergleich die Korrekturvorschläge anderer Editoren in einem kritischen Apparat beigefügt. Ein vollständiges Glossar, das sowohl die Lemmata der Hs. als auch die der Edition verzeichnet, ein Verzeichnis der Eigennamen sowie eine umfassende Bibliographie vervollständigen den 2. Band.

Die so resolut und mühevoll wiederhergestellten regulären epischen Zehnsilber zwingen zum Streichen ganzer syntaktischer Einheiten und zum Ersetzen vieler Wörter durch Synonyme mit der «richtigen» Silbenzahl. Die Kunst der Emendation und Konjektur beherrscht Mme W.-W. in ganz vorzüglicher Weise. Eine umfassende, überaus aufschlußreiche Fehlerstatistik ermöglicht es ihr, die entstellenden Verkrustungen einer siebzigjährigen Kopistentradition (sie unterscheidet vier Schreiber mit charakteristischen Eigenarten) zu lösen und einen Wortlaut zu erarbeiten, der den angenommenen Urzustand einer um 1150 aus zwei Teilen zusammengefügten Wilhelmsdichtung, der «Londoner Version», rekonstruiert. So berechtigt dies Verfahren im allgemeinen (und beim WL im besonderen) sein mag, so sei dennoch die Frage gestattet, ob die Hrsg. in bezug auf metrische Regelmäßigkeit nicht einem ähnlich verkehrten Perfektionismus huldigt wie seinerzeit Suchier; weist doch kaum eine altfranzösische Dichtung von hohem Rang (und schon gar keine anglo-französische!) nicht auch unregelmäßige Verse auf, und ihr ästhetischer Reiz wird bisweilen gerade dadurch mehr erhöht als geshmälert.

Die parallel abgedruckte Übersetzung ist ebenfalls Experiment und zeigt mit aller Deutlichkeit, wie weit sich das heutige Französisch von der Sprache des hohen Mittelalters entfernt hat. Offensichtlich ist es unmöglich, den altfranzösischen Wortlaut in moderne Sprache zu übertragen und zugleich den epischen Zehnsilber beizubehalten. Der Versuch, der in seiner konsequenten Durchführung höchsten Respekt verdient, ist als solcher hochinteressant gerade in seinem Scheitern. Eine Übersetzung jedoch ist dies nicht, da die Sprache, in der der Text abgefaßt ist, gar nicht existiert (und auch nie existiert hat) und außerdem zu so vielen Sinnentstellungen und Auslassungen zwingt, daß man stets auf das Altfranzösische blicken muß, um zu prüfen, was denn eigentlich im Original steht und gemeint ist.

Wenn nun die neue Ausgabe durchaus Anlaß zu heftigen Kontroversen bieten kann, darf man dem eigentlichen Hauptteil dieser Publikation, dem ersten Band, inhaltlich ganz uneingeschränkt Lob spenden. Hier findet sich nicht nur eine Zusammenfassung und neuerliche Überprüfung weitverstreuter und oft schwer zugänglicher früherer Arbeiten von Mme W.-W. selbst, sondern auch eine gründliche und objektive Diskussion aller anderen Forschungspositionen zu einer ganz überwältigenden Fülle von Einzelproblemen. Dieser Band stellt die vorläufige Summa der WL-Forschung dar. Seine vier großen Abschnitte enthalten 1. eine ausführliche Darstellung aller im Zusammenhang mit der handschriftlichen Überlieferung stellenden Fragen (p. 17–78); 2. eine detaillierte Beschreibung und Begründung der im Text auftretenden philologischen Probleme und ihrer Korrektur (p. 79–276); 3. eine Nachzählung der Handlung in kommentierten Abschnitten, die sehr hilfreich ist, an Wert jedoch

noch gewonnen hätte, wenn nicht zahlreiche hochinteressante Punkte lediglich in den dazugehörigen Fußnoten abgehandelt würden. Diese Anmerkungen enthalten nämlich den eigentlichen großen Reichtum an Wissen und Information, den Mme W.-W. weiterzugeben vermag. Auch sieht man sich genötigt, stets zugleich mit den Anmerkungen den «Index des vers cités» zu benutzen, ohne den die vielfach verstreuten Kommentare zu einzelnen Textstellen nicht auszuwerten sind. Dieser Index befindet sich allerdings etwas unglücklich placiert am Ende von Band II, hinter dem Literaturverzeichnis. Übrigens hätte ein Inhaltsverzeichnis unbedingt an das Ende auch des ersten Bandes gehört; es ist nicht gut, an solchen Dingen zu sparen. Außerdem vermißt man die Abbildung einer oder mehrerer Manuskriptseiten, aus denen ersichtlich geworden wäre, wie die berühmt-berüchtigte Londoner Hs. aussieht (p. 277–480)³; 4. eine breite Erörterung der Grundfragen der WL-Forschung wie z.B. das Verhältnis dieses Epos zum *Rolandslied*, zur weiteren Wilhelmsgeste sowie zur übrigen epischen Tradition des mittelalterlichen Frankreich (p. 481–717).

Es soll hier nicht unerwähnt bleiben (da man ja einen solch kostbaren Hinweis auf ein Werk einer anderen Gattung in einem Kommentarband zum WL nicht vermutet), daß die Hrsg. mit einer gründlichen Neudatierung der Londoner Hs. (ca. 1220) eine Untersuchung der anderen ehemals mit dem WL zusammengebundenen Werke verbindet und dabei zu einer überzeugenden Festlegung der Entstehungszeit des Familienromans *Gui de Warewie* kommt, (1205–1215) dessen Datierung bisher zwischen 1232–1242 schwankte.

Bei aller bewundernswerten Akribie, und gerade wegen der unerschöpflichen Fülle von Informationen, ist das Opus von Mme W.-W. nicht leicht zu handhaben. Eine gründliche Einarbeitung ist vonnöten, schnelles Nachschlagen kaum möglich. Wieder einmal wird der nostalgische Wunsch nach einem fortlaufenden, systematischen Kommentar «Vers um Vers» in guter, alter Philologenmanier wach. Der Leser – Fachgelehrter oder Student – hätte davon profitiert; allerdings hätte auch die Qualität der im einzelnen vorbildlichen und hochdifferenzierten Darstellungen ein wenig gelitten.

Noch ein paar Anmerkungen zum Technisch-Organisatorischen: Die überaus zahlreichen Druckfehler irritieren bereits in Band I., doch verwirren sie vollends in der Textausgabe selbst. Es ist ungemein zeitraubend und erfordert einiges philologische Geschick, jeweils zu entscheiden, ob es sich hier tatsächlich um Errata oder aber um wohlüberlegte Korrekturen handelt (was leider meistens nicht der Fall ist). Sollte es je eine 2. Auflage dieser Ausgabe geben, muß der «hypothetische Text» unbedingt korrigiert werden, um wenigstens in seinem Sinne verlässlich zu sein.⁴ Dies bezieht sich auch auf die Laissenzählung in römischen Ziffern; hier 1. XVI statt XVII; XXIX statt XIX; LIX statt LXIX. – Die Zeichensetzung (Punkte, Kommas, Gedankenstriche, Anführungszeichen) ist inkonsistent und bisweilen, selbst unter großzügiger Berücksichtigung französischer Gebräuche, irreführend und oft einfach überflüssig (z.B. in A Saint Michel, al Peril de la Mer, V. 2415 oder Et ço dist Boeves, de Comarchis, sis freres, V. 2931, in beiden Fällen nur zur Unterstreichung der Zäsur). – Co steht oft mit Cédille, oft ohne (z.B. 231, 355, 923, 1697, 1858, 1867). – In V. 2781 fehlen die Anführungszeichen. – Zu Beginn der Laisse 136a hat die Hs. einen Punkt nach Vespre, der syntaktisch auch notwendig wäre, im «hypothetischen Text» aber fehlt; andererseits ist er an

³ Keine der bisherigen Editionen bietet eine Abb., eine Fotografie von B. N. Add. 38663, fol. 1 wird jedoch enthalten sein in: *Das Wilhelmslied, übs. und eingeleitet von BEATE SCHMOLKE-HASSELMANN, (Klass. Texte des Romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausg.)*, W. Fink Verlag, München (im Druck).

⁴ Zur Korrektur von Errata im Text der Ausgabe: V. 349: 1. qui' 1; – V. 447: 1. Munjoie; – V. 578: 1. ver; – V. 882: 1. longement; – V. 889: 1. fu; – V. 905: 1. par; – V. 958: 1. si'l; – V. 1037: 1. afie – chier; – V. 1066: 1. fut; – V. 1339: 1. a; – V. 1655: 1. Aincui od. Ainc ui; – V. 1796: 1. sestier; – V. 2344: 1. qu'as; – V. 3012: 1. enfuirunt.

vergleichbaren Stellen (L. 140, L. 160a), die Hs. korrigierend, eingesetzt. – In V. 3033 steht der Gedankenstrich falsch, denn hier spricht Raynouard weiter.

Diese Detailkritik soll und kann Mme W.-W.s großen Verdienste um das Wilhelmslied nicht schmälern. Die Darlegung der Ergebnisse ihrer Forschungstätigkeit erregen tiefe Bewunderung, das ausgebreitete Material ist hochwillkommen und bereits unentbehrlich für jegliche weitere Beschäftigung mit der *Chanson de Guillaume* wie auch mit anderen altfranzösischen Epen. Die Hrsg. war sich des Herausforderungscharakters ihres Editionsvorschlags «tel qu'il aurait pu être» von Anbeginn bewußt. Die Ausgabe von 1975 wird diejenigen von Suchier und besonders die von McMillan nicht ersetzen und strebt dies auch nicht an. Man wird ihr vielmehr dankbar dafür sein, daß sie den Streit um editorische Grundfragen neu entfacht hat. Großartige Leistungen bergen immer auch den Ansatz zu grundsätzlicher, methodischer Kritik. Suchier war «zu weit gegangen», McMillan hat es sich «zu einfach gemacht» – einen Mittelweg zu beschreiten aber ist hier besonders schwierig.

Das WL ist gegenüber dem *Rolandslied* ein auffällig vernachlässigter Text, besonders im Bereich der universitären Lehre. Nun aber wird sich als Frucht ihres Wirkens ein großes Anliegen von Mme W.-W. erfüllen; denn die Ergebnisse ihrer Arbeit erlauben es, den oft verkannten literarischen Wert der ältesten Dichtung um den Grafen mit der kurzen/krummen Nase mit dem des *Rolandslieds* gleichzusetzen. Beide Epen sind eng verwandt, und dennoch sind sie so verschieden wie die Helden Roland und Wilhelm selbst.

Beate Schmolke-Hasselmann



Le Charroi de Nîmes. Chanson de geste du XII^e siècle, éditée d'après la rédaction AB avec introduction, notes et glossaire par DUNCAN McMILLAN, deuxième édition revue et corrigée, Paris (Klincksieck) 1978, 171 p. (*Bibliothèque Française et Romane, Série B: éditions critiques de textes* 12).

Grâce à ses qualités, généralement soulignées dans les comptes-rendus parus dans les principales revues de philologie romane et médiévale, l'édition du *Charroi de Nîmes* donnée par M. Duncan McMillan en 1972 a connu un grand succès, à tel point qu'il lui a fallu songer à une seconde édition, qui est sortie de presse en 1978.

A cette occasion, l'éditeur a mis à jour la bibliographie et a tenu compte de la plupart des critiques de détail qui lui avaient été faites. Nous ne pouvons que nous féliciter des améliorations ainsi apportées.

Comme pour la première édition, M. McMillan s'en est strictement tenu au texte du manuscrit A², se bornant à corriger les erreurs flagrantes du copiste. Par conséquent, dans le texte qui nous est présenté, certains passages restent obscurs ou présentent des irrégularités du point de vue de l'assonance. Dans le premier cas, l'éditeur, outre les variantes des manuscrits des familles A et B données en bas de page, discute le problème dans les Notes, qui suivent le texte; dans le second cas, c'est à la partie de l'Introduction consacrée à la versification que le lecteur doit se reporter. Il est dommage qu'en général, dans les Notes, aucun renvoi ne soit fait à cette partie de l'Introduction qui, par ailleurs, est parfois un peu sommaire. Dans ces conditions, n'aurait-il pas mieux valu reprendre tout le problème, de manière plus développée, dans les Notes? Ainsi la laisse VI paraît à plus d'un endroit douteuse dans la version que nous a conservée A². Or les Notes ne s'attachent qu'aux problèmes posés par les vers 158 et 162. Mais *demorable*, au vers 159, qui me paraît bien mystérieux, n'y est pas discuté. Les vers 167–169.

Fere en voloient cler ou abé ou prestres,
Ou te feüssent en aucun lieu chanoine.
Quant el mostier Marie Magdalaine...

qui n'existent que dans la version des manuscrits de la famille A, n'ont pas une assonance convenable et se rattachent mal à la suite. La correction consistant à intervertir au vers 167 *prestre* et *abé*, en faisant de ce dernier mot un cas sujet accentué sur la première syllabe avec s final, me paraît s'imposer, de même que le remplacement de *en* par *te*; ce qui me donnerait:

Fere te voloient cler ou prestres ou abes
vers, par ailleurs, très proche de la version donnée par B.

Quant aux deux vers suivants, la version de A² me paraît inacceptable et celle de B pléthorique. Il serait intéressant de connaître les textes de C et D, comme le souhaitait ici même M. Rychner. Au vers 181, le remplacement de *terres* par *marches*, figurant dans les manuscrits B me paraît s'imposer, ce que reconnaît, du reste, l'éditeur, à la page 38 de son Introduction, à laquelle le lecteur pressé ou débutant ne se reportera pas nécessairement.

La laisse XLII, telle qu'elle se présente dans A², pose aussi un certain nombre de problèmes sur lesquels l'éditeur qui avait à sa disposition tous les manuscrits aurait pu nous faire connaître plus clairement sa position.

Si l'on en vient à des critiques de détail, je constate qu'au vers 196, il faudrait une virgule à la césure, qu'au vers 1365, une virgule également s'impose entre *que* et *par*, le vers 1306 contient un pied de trop et le premier hémistiche est certainement *Ot le Guillelmes* et non *Ot que le Guillelmes*. Au vers 1349, (*Ge sui Guillelmes, qui la barbe as tirée*), le manuscrit porte-t-il *cui*, comme dans l'édition Perrier, ou *qui*, graphie pour *cui*, comme le veut M. McMillan ? Dans ce dernier cas, fort probable, l'indication *Qui* = *cui*, donnée à la page 33, ne devrait-elle pas se retrouver au glossaire ? Il en va de même pour *ou il* (1115) qui, introduit par *atantez vos* au vers précédent a le sens de «qui».

En ce qui concerne le glossaire, je relève que bon nombre d'améliorations ont été apportées par rapport à la première édition et qu'il est très complet. Je formulerais portant les remarques suivantes :

Ame, dans l'expression *ne ... ame* (1335) «personne ... ne» n'y figure pas.

Sous *chose*, l'expression *avint chose* (348) «il arriva» devrait être enregistrée au même titre que *quant ce fu chose que ...* «après que».

Cuvert est indiqué comme «terme d'injure appliquée aux païens», alors qu'au vers 183, il qualifie un chrétien, Acelin, fils de Richard le Vieux, duc de Normandie.

Lechierre, terme d'injure, a perdu son sens premier de «glouton» et serait mieux défini par «coquin, vaurien», tout comme *Pautonnier* dont la définition par «fourbe» me paraît par trop précise.

Si *Lerres*, au vers 1235, a bien le sens de «voleur», il est simple terme d'injure au vers 1381.

Menaie (1068) n'a, à ma connaissance, jamais le sens de «richesse»; en revanche, celui de «taxe, droit de péage» conviendrait parfaitement ici, puisque Guillaume est invité, au vers suivant, à se rendre au mestre guionage «maison de l'octroi».

Se paier (342), au sens de «se réconcillier, trouver un arrangement» et *Plumer* (1354) «tirer les poils de la barbe» devraient figurer au glossaire.

Vilain a, me semble-t-il, plutôt le sens de «paysan» que celui de «homme de basse condition».

Je terminerai par deux remarques de détail concernant la Table des noms propres, qui est très complète. J'hésiterais grandement à faire de *Dagobert* (159) un roi sarrasin: il me paraît être un vassal rebelle et sa présence à la cour de Louis, au début de notre chanson, sans que sa conversion soit mentionnée, me semble aller dans ce sens.

Au sujet de *Monbardon* (216), objet également d'une note ne figurant pas dans la pre-

mière édition, ni la suggestion de Tuaillet, ni celle de Raynaud de Lage ne me paraissent convaincantes. Je m'en tiens à l'identification donnée par Bédier: Mombaldone, col situé dans les Apennins, cela d'autant plus que, dans le Roman de Brut (v. 2872), Wace situe Munt Bardon très exactement entre Bologne et la Toscane, après qu'on a franchi le Taro, affluent du Pô. Après le Monjeu (le Grand Saint-Bernard), il constitue la seconde grande difficulté sur la route de Rome.

Maurice Bossard



Ipomedon, poème de HUE DE ROTELANDE (fin du XII^e siècle), édité avec introduction, notes et glossaire par A. J. HOLDEN, Paris (Klincksieck) 1979, 614 p. (*Bibliothèque française et romane*, 17).

Diese neue Ausgabe eines bisher nur in einer veralteten Edition (von 1889) vorliegenden Textes läßt in editorisch-philologischer Hinsicht kaum Wünsche offen: Die Einleitung (p. 7–61) behandelt editorische (Überlieferung: 2 vollständige, eine unvollständige Hs., zwei kleine Fragmente, p. 16–25), linguistische (Sprache des Autors und des Kopisten, p. 25–44) und literarhistorische Probleme (Quellen, Bedeutung, Einfluß des Werkes, p. 44–59); dem Text (10580 Verse, p. 62–517) sind *Notes critiques* (p. 519–572), ein umfangreiches Glossar (p. 573–605), Personen- und Ortsnamenindices (p. 607–612) beigegeben.

Unter philologisch-linguistischen Gesichtspunkten ist die neue Edition von G. Roques, *ZRPh.* 96 (1980), 413–415, besprochen worden; er schlägt einige Korrekturen zum Text und Ergänzungen zum Glossar vor¹. Besonders zur lexikologischen Auswertung wären freilich noch zahlreiche Ergänzungen anzubringen; hier nur wenige Beispiele aus den ersten 1000 Versen. V. 333: *deis* bezeichnet hier offensichtlich eine Sitzgelegenheit (*Li ostes ki cist sur son deis, / Sailli suz*); diese Bedeutung fehlt im *FEW* 3, 92 b *discus* (nur «grande table à manger seigneuriale» und «Baldaquin»); *TL* 2, 1990 gibt 3 Belege (alle 12. Jh.) für die Bed. «Thron», nicht aber für «Sitzmöbel» allgemein. – V. 383: könnte man statt des unverständlichen *ditable* (cf. die Anm.) *diaspré* lesen, im Sinne von «mit andersfarbigem Stoff besetzt» (dem *vermail cendal*, V. 384)? (Cf. *diasprer* «(einen Stoff) farbig mustern», *TL* 2, 1912.) – V. 604: *abatre* «losmachen, abnehmen» (*Le lien del chien abati*) verdient notiert zu werden: *FEW* 24, 16b/17a verzeichnet (außer der allgemeinen Bed. «laisser tomber (une robe, une visière, etc.)», Chrestien-Lar 1898, die nicht genau paßt) nur mfr. «lâcher (les chiens) sur les bêtes», 1377 (Gace de la Buigne; Beleg bei *GdfC* 8, 12b); *TL* 1, 42 gibt 4 Belege für die Bed. «(einem Pferd das Zaumzeug) abnehmen» seit ca. 1160 (*Aiol*). – V. 772: die in der Anmerkung vorgeschlagene Übersetzung scheint mir richtig, setzt aber m. E. Emendation von *la* zu *le* voraus (oder *la* «dort- (hin)»? Auf jeden Fall hätte man auf das Problem hinweisen sollen).

Überhaupt gibt Holden den Text seines Basismanuskripts (London, British Library Cotton Vespa. A VII) an manchen Stellen vielleicht etwas zu getreu wieder; für die (vor allem zu Anfang des Textes zahlreichen) Verse, die um eine Silbe zu kurz sind, schlägt er im allgemeinen nur in der Anmerkung eine Korrektur vor: «En principe, nous ne corrigéons que là où la leçon du manuscrit de base est manifestement fautive, et où l'émendation adoptée nous semble s'imposer à l'exclusion de toutes autres» (p. 23). Dies hat zur Folge, daß jene Romanisten, die den Text kurSORisch lesen wollen, wie H. H. Christmann (cf. N 1) es empfiehlt – und auch ich finde, daß der *Ipomedon* sich dazu vorzüglich eignet! –, vor allem zu Anfang (V. 1–1142, cf. p. 19s.) dauernd über fehlerhafte Verse stolpern werden. Selbst wenn

¹ Cf. außerdem die Besprechung von H. H. CHRISTMANN, *Neue Ausgaben alt- und mittelfranzösischer Texte (III)*, *RF* 92 (1980), 390–401, hier 394f. (u.a. Deutung der Verse 10559–10580).

man dies hinzunehmen bereit ist: Kann man V. 803/04 einfach so abdrucken (...) / *Qe nul homme el munt gute voie, / C'il fet sens ou folie*), zumal da die Londoner Hs. überhaupt viele offensichtliche Fehler enthält, die den Herausgeber zu zahlreichen Änderungen nötigen? Es ist wohl auszuschließen, daß V. 804 in der überlieferten Form vom Dichter stammt; bei einer einigermassen wahrscheinlichen Konjektur (wie *ou se il foloie* in der alten Ag. von Kölbing und Koschwitz, cf. die Anm.) besteht immerhin die Möglichkeit, daß sie den ursprünglichen Wortlaut trifft...

Der Herausgeber hat mit Recht auf die große Zahl von Sprichwörtern und Maximen hingewiesen, die Hue in seinem Roman verwendet (p. 54); leider hat er darauf verzichtet, den philologischen Apparat seiner Edition durch ein Verzeichnis der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten abzurunden, das der künftigen Forschung gute Dienste leisten könnte.

Im Kapitel über die Quellen des *Ipomedon* (p. 46–52) legt Holden eine wohltuende Skepsis gegenüber «ces constructions hypothétiques, où une part si belle est faite aux sources disparues, où aucun compte n'est tenu des auteurs, et les ouvrages s'engendrent spontanément les uns les autres» (p. 50) an den Tag; freilich gibt es auch intertextuelle Beziehungen, die voraussetzen, daß die Zuhörer das Vorbild, das der Autor (nachahmend, korrigierend, überbietend, etc.) zugrundelegt, gut kennen, so daß ihnen der Zusammenhang sofort klar wird; das Publikum ist dann in der Lage, ein Urteil darüber abzugeben, ob die *imitatio* (als eine Art Wettstreit mit dem Vorgänger) gelungen ist oder nicht. Solchen Bezügen wird das traditionelle Konzept der «Quelle» nicht ganz gerecht. Ich nenne nur ein Beispiel: V. 643–656 und 716–720 bilden sicher die Episode aus (dem verlorenen Teil von) Thomas' *Tristan* nach, in der Tristan den Leuten König Markes zeigt, wie man einen Hirsch kunstgerecht zerlegt, und so ihre Sympathie erwirbt (cf. Gottfried von Straßburg, *Tristan und Isold*, hg. v. F. Ranke, Dublin/Zürich 141969, V. 2786ss.), ganz wie Ipomedon durch sein Geschick in allem, was mit der Jagd zu tun hat, die Fiere auf sich aufmerksam macht. Auch solche Beziehungen zwischen Texten verdienen untersucht zu werden (Holden erwähnt Thomas' *Tristan* kurz, aber ohne auf die hier kommentierte Stelle hinzuweisen: p. 51).

In dem Abschnitt *Signification du poème* (p. 52–57) geht Holden vor allem auf den humoristischen, parodistischen Charakter des Romans ein; er eröffnet damit den Weg zu einer neuen Interpretation des Werkes, wobei er freilich meines Erachtens Gefahr läuft, gleich wieder in eine neue Sackgasse zu führen: Wenn er erklärt: «Le comportement irrationnel du héros ne peut se comprendre que comme une nécessité de la composition du poème» (p. 57), dann scheint es so, als müsse man von vornherein darauf verzichten, im Handlungsverlauf und in der Darstellung der Psychologie des Helden nach einer wie auch immer gearteten Logik zu suchen. Es scheint mir aber zu kühn anzunehmen, daß das mittelalterliche Publikum einen Roman akzeptiert hätte, in dem der Held völlig unsinnige und in keiner Weise motivierte Handlungen nur deshalb ausführt, weil sie die Geschichte vorantreiben. Ich halte es dagegen für möglich, so etwas wie einen ersten Grund für das Verhalten Ipomedons zu benennen: Meines Erachtens macht er es allen, die ihn lieben wollen und von denen er geliebt werden möchte, bewußt so schwer wie nur möglich, weil er weiß, daß es ihn im rechten Moment keine Mühe kosten wird zu beweisen, daß er über alle Qualitäten verfügt, die ein Ritter haben muß und die er vorher absichtlich verborgen hat. Daß es sich bei *Ipomedon* um einen humoristischen Roman handelt, widerspricht einer solchen Deutung m.E. nicht. Aber das müßte man im einzelnen am Text aufzeigen. Es ist schön, daß wir jetzt diese zuverlässige, sorgfältig gearbeitete Ausgabe als Grundlage für weitergehende Untersuchungen haben.

Albert Gier



ETIENNE DE FOUGÈRES, *Le Livre des manières*, édité par R. A. LODGE, Genève, (Droz) 1979, 153 + 1 p.

L'unique ms. du *Livre des manières*, Angers, bibl. munici. ms. 304 (295), remonte au commencement du XIII^e s. Le texte a fait l'objet de deux éditions, celle de F. Talbert (Angers 1877) et celle de J. Kremer (Marburg 1887); ensuite, Kerstin Haard af Segerstad consacrait sa thèse (Uppsala 1907) et un article¹ à l'élucidation du fond historique du livre; enfin Ch-V. Langlois examinait le texte dans *La vie en France au moyen âge d'après quelques moralistes du temps*². M. Lodge rend compte de l'œuvre de ses prédécesseurs en nous présentant une solide et bonne édition du texte, accompagnée d'une introduction et d'un commentaire excellents, d'un glossaire et d'une table des noms propres.

Nous devons à Kerstin Haard af Segerstad la découverte que le roi décrit par le *Livre des manières* est Henri II d'Angleterre; c'est également elle qui a identifié le Roman d'Alexandre et le Polycraticus de Jean de Salisbury comme sources de cette œuvre qui s'inspire en premier lieu du livre de l'Ecclésiaste. Plusieurs détails nous invitent à attribuer le livre à Etienne de Fougères, évêque de Rennes. Mais s'agit-il d'une attribution directe ou indirecte? L'ouvrage actuel a-t-il passé par l'intermédiaire d'un interpolateur, ou même d'un traducteur?

Langlois, *op. cit.*, p. 5, considère le *Livre des manières* comme une traduction-adaptation d'une œuvre originale d'Etienne de Fougères que son auteur aurait probablement rédigée en latin. Comment expliquer autrement la fin du poème

1337 Dex ait merci par noz preieres
De mestre Esteinvre de Fougeres
Qui nos a mostré les meneires
Dont plusors gent sunt costumeires

L'évêque lui-même aurait écrit: *voz preieres ... Qui vos a mostré?* Langlois discerne dans le *Livre des manières* des morceaux entiers qui paraissent être des additions, notamment un passage, v. 1105–1124, description de l'amour lesbien, qui, «d'une obscénité choquante, d'un ton goguenard et amusé ... jure singulièrement avec le contexte.»³ D'après M. Lodge, on peut facilement attribuer ce dernier passage à l'évêque étant donné que le ton goguenard, loin d'être exceptionnel, se trouve à plusieurs reprises dans le poème, p. ex. lorsque l'auteur parle des activités scandaleuses des prêtres ruraux (cf. p. 34). Mme Haard af Segerstad avait déjà déclaré⁴: «J'ai ... démontré qu'il (= le *Livre*) ne contient pas d'interpolations.»

J'aimerais reconsiderer l'opinion de Langlois sans postuler toutefois qu'il s'agit d'une traduction. C'est en effet Langlois lui-même qui parle du style vif du *Livre*; voilà un trait qui ne caractérise pas les traductions: en outre, rien ne soutient l'hypothèse qu'Etienne ait écrit son livre en latin⁵. Cela dit, je suis convaincue que le *Livre* que nous avons ne correspond pas tout à fait à celui qu'écrivit l'évêque de Rennes. Sans connaître son goût littéraire je constate a) que le passage «choquant», tout innovateur qu'il soit quant aux métaphores qu'il contient, est d'une pauvreté de contenu étonnante: en fait nous y trouvons plus d'une dizaine de synonymes pour 'acte d'amour lesbien'. Nous voici aux antipodes d'un style vif. Même si Etienne de Fougères avait voulu partager avec le lecteur son étonnement ou sa répulsion de confesseur, deux, trois, ou quatre synonymes auraient suffi: le passage est trop long, je n'attribuerais pas tous ces vers à l'évêque. Certains d'entre eux doivent être le fait d'un co-

1 *Studier i Modern Språkvetenskap* 9 (1924) 79–94.

2 Deuxième éd. Paris 1925, p. 1–26.

3 Cf. *op. cit.*, p. 23, note 1.

4 Cf. *art. cit.*, p. 93.

5 A moins que l'on ne compte pas les latinismes: 188 *vitam eterne*: 705 *vite*; 707 *debite*, réminiscences de la langue de culte.

piste-interpolateur, d'autant plus facilement que b) l'entourage du passage en question n'est pas bien conservé: il y a eu au moins un déplacement. En effet, la punition des lesbiennes étant affreuse – on doit *a chiens huer* ces femmes puisqu'elle pèchent contre nature – on se demande quel est le châtiment des femmes adultères, du *bel pechié ... que nature ... conseille*. Les conseils sont à chercher v. 857–872 au milieu d'un passage consacré aux bourgeois. Cependant la strophe 273, commençant par 1089 *Se l'eir est malveis il qu'en pout?* semble annoncer qu'un certain châtiment pour la femme serait approprié, et la strophe 274, qui en appelle à la noblesse du mari bien né, semble demander qu'il ne soit pas trop sévère; c'est entre ces deux strophes que l'on devrait trouver le châtiment de l'adultére. – Au milieu des conseils donnés aux bourgeois ce passage fait l'effet d'un corps étranger: dans l'entourage immédiat il n'est même pas question des femmes; le fait que le méchant bourgeois puisse montrer sa femme ou sa fille à quelqu'un avec qui il espère pouvoir conclure une affaire avantageuse et qu'il permette même une amourette entre les deux v. 844, ne suffit pas à annoncer le châtiment de l'adultére, et rien, absolument rien ne conclut le propos dans les vers suivants. – Le vers 864 *ne mes qu'el fust fille au rei Charle* va beaucoup mieux dans un passage qui commence par 1053 *Riche dome qui heit conioile*; la fille de Charlemagne peut très bien avoir été adultére, mais jamais mariée à un bourgeois!

Il est d'ailleurs curieux que la dépendance d'Etienne de Fougères à l'égard du «*livre qui a non Ecclesiaste*» (v. 5) n'ait pas fait l'objet d'une étude sérieuse. Non seulement le thème *vanitatum vanitas*, mais aussi p. ex. le fait que les travaux et les devoirs d'un roi sont analysés au commencement du livre (avant ceux du clergé, v. 189ss., ou ceux des chevaliers 537ss.) s'expliquent par le fait que l'*Ecclesiaste*, livre annoncé comme l'œuvre d'un roi d'Israël, commence par raconter la vie d'un roi (en outre: strophe 25ss.: – Eccl. 5,9ss.; strophe 37 – Eccl. 10,16; de même la description des joies du mariage v. 1165ss. reflète Eccl. 9,9).

L'examen de la langue donne une récolte importante: aussi bien les graphies que les mots rares présents dans le texte le situent dans l'empire Plantagenet, la plupart des mots rares provenant du sud-ouest du domaine de la langue d'oïl. Il est à regretter que l'auteur n'ait pas utilisé les *Skriptastudien* de C.-T. Gossen⁶ pour ce chapitre. Parmi les résultats de ō (p. 48) il aurait également fallu mentionner les graphies du groupe ō + yod (620 *mere*, 939 *meire*, subj. de *morir*, cf. Lodge, p. 50s.) dont le vocalisme incite à localiser un des scriptoria de notre texte dans l'ouest de l'aire fr. (Gossen, *op. cit.*, p. 138). – D'autre part, les graphies 270 *espour* et 271 *avour* pour *espoir*, *avoir* (occit. *esper*, *aver*) pourraient être comparées à l'occit. *seinger* pour afr. *seignour* (Gossen, *op. cit.*, p. 89), et attribuées à un scribe occitan, qui écrit *-our* dans un texte fr. là où il prononce *-er*; cela d'autant plus aisément que M. Lodge trouve *four*, la forme occitane de *fuer* dans la même strophe (cf. sa note ad 1.).

En présence d'une tradition aussi diverse de scriptas il est difficile d'examiner le vocabulaire de l'œuvre. Cependant je n'accepterais pas *here* dans

- 681 Molt a travail et molt a peine
au meilor jor de la semaine
Il seinme seigle, il here aveine, etc.

comme une forme d'*arer* 'labourer'. On laboure la terre avant de l'ensemencer; labourer de l'avoine déjà semée serait la détruire. Au contraire, *hercier l'avoine* est une phrase fréquente, cf. T-L, s.v. 1073, 43ss.; le hersage recouvrant d'une légère couche de terre les grains jetés à la main et donc restés à la surface du champ. A la rigueur, on pourrait accepter la leçon *here*, la doter du sens de 'herser' et rattacher cet emploi hapax à ceux du dérivé fr. du germanique

⁶ C.-T. GOSEN, *Französische Skriptastudien*, Untersuchungen zu den nordfranzösischen Urkundensprachen des Mittelalters, Wien 1967.

**harion* (*FEW XVI*, p. 165a). – De même je propose de changer 913 *Quar vendra ...* 924 *parjura s'en VIII ou nof en Qui vendra*, etc.

En général cependant le texte est facile à comprendre grâce à une bonne ponctuation et grâce à des explications érudites et intéressantes. Nous en félicitons l'éditeur.

Leena Löfstedt



W. W. KIBLER – J.-L. G. PICHERIT – THELMA S. FENSTER (eds), *Lion de Bourges. Poème épique du XIV^e siècle*, 2 vol., Genève 1980, 1247 + CLI p. (*Textes littéraires français* 285).

Die vorliegende Textedition, versehen mit einem ausführlichen, v.a. themen- und motivanalytischen Einleitungskommentar, ist nicht nur durch ihren Umfang beeindruckend. Wie die Herausgeber im Vorwort mitteilen, handelt es sich hierbei um eine Zusammenstellung und Überarbeitung der von ihnen in den Jahren 1968, 1971 und 1976 eingereichten Doktorarbeiten. Die Arbeitsteilung sieht folgendermaßen aus: Kibler zeichnet verantwortlich für die Transkription des Textes, die Erforschung seiner literarischen Quellen und Vorbilder, seine kodikologische Beschreibung, die Textgestaltung und den Anmerkungsapparat; Picherit desgleichen für die Transkription, ferner für die Tabelle der Wiederholungspassagen mit den Varianten, den Namensindex, das Glossar und die Inhaltsangabe; Th. Fenster schließlich für die sprachliche Analyse und die Versifikation. Eine solche Aufteilung ist in anbetracht des Umfangs des zu edierenden Textes (34298 Verse) unerlässlich und unterstreicht das Faktum einer Gruppenarbeit in positiver Weise.

Im ersten Band wird im Rahmen der Einleitung (p. I-CLI) zunächst die Geschichte von der Kenntnis des Textes aufgerollt, der der romanistischen Fachwelt bislang so gut wie unbekannt war¹ (p. IX-XI). Doch ist zu vermuten, daß *Lion de Bourges* zu seiner Zeit eine gewisse Beliebtheit besessen haben muß, wie einerseits zeitgenössische Erwähnungen, etwa im *Tristan de Nanteuil*, bei Cuvelier oder dem Chronisten Bertran du Guesclin und andererseits zahlreiche Übersetzungen ins Deutsche (deutsche Handschriften und Drucke befinden sich etwa in Berlin, Braunschweig, Heidelberg, Strassburg, 3 × in Frankfurt usw.) bezeugen. Auf jeden Fall dürfte der Text zum Repertoire zahlreicher *jougeurs* gehört haben, bis er in absolute Vergessenheit geriet. Die Wiederentdeckung geschah durch Gautier, der einen Auszug in der ersten Auflage seiner *Epopées françaises* abdruckte², der in der zweiten Auflage aber wieder getilgt wurde. Letztendlich wird der *Lion de Bourges* dann erst wieder durch den Greifswalder Philologen E. Stengel aufgegriffen, der das Gedicht zwischen 1894 und 1912 in verschiedenen Doktorarbeiten analysieren ließ – und seitdem war es still um den Text. Sozusagen die dritte Wiederentdeckung verdanken wir den gegenwärtigen Herausgebern. Der *Lion de Bourges* existiert in zwei französischen Fassungen (p. XII-XVIII), die heute in der *Bibliothèque Nationale* in Paris aufbewahrt werden (Sign. fr. 22555 und fr. 351). BN-fr. 22555 wird ins 14. bzw. 15. Jahrhundert datiert und sein Entstehungsraum in Lothringen angesetzt. BN-fr. 351 dürfte im 15. oder 16. Jahrhundert entstanden sein. Im Gegensatz zur erstgenannten Handschrift, die in der Regel dem Versmaß des Alexandriner entspricht, liegt in der letzteren ein Achtsilbervers vor mit gelegentlich auch Zehn- und Zwölfssilblern. Die einzelnen Kapitel sind hier durch Prosapassagen verbunden. – Auf die Hs.-Beschreibung

¹ Bei R. BOSSUAT, *Manuel bibliographique de la littérature française du moyen âge*, Melun 1951 wird auf p. 383 lediglich auf die Greifswalder Dissertationen verwiesen.

² L. GAUTIER, *Les épopées françaises*, t. 1, Paris 1965, p. 471-72.

folgt eine ausführliche Inhaltsangabe des Gedichts (p. XX–LIV), der sich eine gründliche und bis in ihre Details interessante Suche nach eventuellen Quellen des *Lion de Bourges* anschließt (p. LV–CIII). Das Gedicht hat in gleicher Weise Anteil an den Gattungen Epos (*chanson de geste*) und Roman (*romanz*). Im folgenden werden sorgfältig die jeweiligen Charakteristika zusammengestellt, die an die eine bzw. an die andere Tradition anknüpfen. Die Herauslösung der einzelnen Schichten präsentiert sich wie folgt: Bei fr. 22555 entspricht die Laissenform mit der relativen Länge und dem Versmaß des Alexandriner³ ganz der zeitgenössischen Epentradition, wie sie etwa repräsentiert wird durch *Tristan de Nanteuil*, *Doon de Mayence* oder *Gaydon* und setzt sich somit aufgrund des quantitativen Aspekts von den wesentlich kürzere Laissen aufweisenden *chanson de geste* des 12. Jahrhunderts, etwa auch des Rolandslieds, ab. Dahingegen tendiert fr. 351 aufgrund des dominierenden Achtsilbers formal eher zur Romantradition. Ausgehend von Rychners Elementenanalyse der *chansons de geste* des 13. Jahrhunderts, der die 4 Aspekte *sujet*, *thèmes*, *motifs* und *langage* als die 4 Strata dieser Gattung herauslässt, wird der durchaus als geglickt zu bezeichnende Versuch unternommen, herauszufinden, wie im *Lion de Bourges* einerseits diese 4 Ebenen abgedeckt sind und andererseits mit welchen anderen zeitgenössischen Epen der *Lion de Bourges*, sei es im Hinblick auf das *sujet*, sei es im Hinblick auf die *thèmes* oder sei es im Hinblick auf die *motifs* verwandte Züge aufweist. Herangezogen für den – allerdings unterschiedlich ergiebigen – Vergleich werden 1. *Doon de Mayence*, 2. *Aye d'Avignon*, *Gui de Nanteuil*, 3. *Parise la Duchesse*, 4. *Tristan de Nanteuil*, 5. *Anseis de Cartage*, 6. *Boeuve d'Hautone*, 7. der *Guillaume d'Orange*-Zyklus (hier bes. die *Geste de Monglane* und die *Moniage Guillaume II*), 8. die Kreuzzugsepen (hier allerdings wenige Parallelen), 9. *Jehan de Lanson*, 10. *Huon de Bordeaux*, 11. *Maugis d'Aigrement* und 12. *Gaydon* und *Floovant*. Diese komparative Motiv- und Themenanalyse zeigt eine immense Kenntnis des wesentlichsten Teils der Epenliteratur des 13. und 14. Jahrhunderts.

In einem zweiten Schritt erfolgt die Herauslösung der in der Romantradition des gleichen Zeitraums angelegten Elemente. Allerdings lassen sich diese nicht so einfach isolieren wie eben beim Epos. Mit Sicherheit läßt sich nur sagen, daß ein beträchtlicher Teil der Hauptthemen und -motive (etwa das Motiv des *mort reconnaissant*, das Motiv der abgeschnittenen Hand/Hände oder das Thema vom magischen Horn) sowie die Abfolge der *aventures* ganz allgemein nur der Romantradition entnommen sein kann. Im folgenden wird eine Romanauswahl, die allerdings – verglichen mit der Zahl der analysierten Epen – eher unscheinbar ist, herangezogen; es sind die drei Romane *Richars li Biaus*, *Haveloc le Danois* und *La Mane-kine*, die ohne Zweifel repräsentativ sind, doch hätte man sich – eben wegen der sich bietenden größeren Analyseschwierigkeiten – auch hier eine ähnlich ausführliche und stärker problematisierte Behandlung gewünscht. Doch scheint mir diese themen- und motivkomparatistische Betrachtung, die angesichts der Länge des *Lion de Bourges* lediglich einen ersten Eindruck von dem zu vermitteln vermag, was den Literaturwissenschaftler und Philologen noch wird beschäftigen müssen, ein interessanter Anstoß für ein weiteres Durchringen dieses Werks zu sein. Die Herausgeber haben auf jeden Fall den Weg hierfür um ein gewaltiges geebnet.

Im Anschluß an dieses Kapitel wird die Sprache analysiert, so wie sie in fr. 22555 tradiert ist (p. CIV–CXXX). Diese Handschrift bildet auch die Grundlage für die Edition. Berücksichtigt werden nur die am meisten charakteristischen sprachlichen Züge – ohne daß allerdings genauer angegeben wird, woran der «charakteristische» Charakter gemessen wird.

³ Cf. zur Stellung des Alexandriner in der Literatur des Mittelfranzösischen auch M.-R. JUNG, *L'alexandrin au XV^e siècle*, in: G. GÜNTERT – M.-R. JUNG – K. RINGER (eds), *Orbis mediaevalis. Mélanges de langue et de littérature médiévales offerts à Reto Raduolf Bezzola à l'occasion de son 80^{ème} anniversaire*, Berne 1978, p. 203–17.

Angeführt werden auffallende Regionalismen sowie diatopisch neutrale Textspezifika. Die Analyse von Vokalismus und Konsonantismus weist die Urfassung in den pikardisch-wallonischen Raum, doch wird zurecht erkannt, daß die Sprache der Handschrift – wie übrigens die literarischer Erzeugnisse dieser Epoche generell – kein absolutes Abbild der Regionalsprache darstellt, sondern vielmehr eine literarische Koiné. Daneben läßt sich eine Schicht lothringischer Spezifika herauslösen, die auf den Kopisten hinweisen. Für die Analyse werden in erster Linie Einheiten aus der (starken) Reimposition herangezogen und in einem zweiten Schritt erst solche aus dem Versinnern. Doch decken sich – wie dies nicht anders zu erwarten war – die Besonderheiten in beiden Positionstypen, so daß ein allgemeiner Hinweis auf diese Tatsache gereicht hätte, ergänzt um die zusätzlichen Spezifika, die nur im Versinnern anzutreffen sind. – Was die Auswahl der sprachlichen Besonderheiten aus Phonetik, Morphologie und Syntax angeht, so kann man eigentlich nur dem ‘Phonetik’ überschriebenen Teil tatsächlich Repräsentativität zuerkennen. Allerdings hätte die phonetische Basis des Laissentreims etwas stärker betont und auf «erstaunliche» Laissensequenzen etwas stärker hervorgehoben werden können, handelt es sich doch primär einmal um für den mündlichen Vortrag bestimmte Literatur: Hier wäre etwa die beliebige Abfolge *-a – -ait* in der Reimstellung von 24 Laissen zu nennen, die auch innerhalb des Verses häufig ein Pendant hat, z. B. *jai* für *ja*, *il ait* für *il a*, *maitin* für *matin* usw. Dabei wird die lautsprachliche Entwicklung *ait* > *a* als typischer Pikardismus herausgestellt. Doch erklärt das in meinen Augen noch nicht ausreichend den so häufigen Hyperkorrektismus *ai* für etymologisches *a*. Eventuell prallen hier zwei lautsprachlich unterschiedlich charakterisierte Sprachepochen in der Graphie aufeinander: 1. *a* > *e*, 2. *ai(t)* ≈ *e* und 3. (1) × (2) > hyperkorrekte Form ... Interessant zu nennen sind hier auch die Reimsequenzen *-ant/-ent/-en/-an/-ens/ans* oder *-ente/-ante* oder *-is/-ist/-ys/-ilz/-i/-y/-il* oder *-er/-ez/-eir* usw. mit dem Hinweis auf den ganz offensichtlich lautsprachlichen Nullstatus von *-t*, *-s*, *-r*, und *-z*, der für das Mittelfranzösische charakteristisch ist und häufig zu Hyperkorrekturen führt wie 1. *-er* statt *-é*, 2. *-es* statt *-ez*, 3. *-ait* statt *-ais*, 4. *-ais* statt *-ait*, 5. *-ait* statt *-ai* usw. im Verbalbereich; doch auch bei Substantiven findet sich dieses Phänomen z. B. *pardon* statt *pardon* usw. Maßstab ist dabei immer eine klassische altfranzösische Norm, was insofern legitim ist, als nur von ihr ausgehend der gewandelte Status gemacht werden kann.

Vorsicht ist jedoch p. CV angebracht, wenn in bezug auf die Alternanz *-en/-an* behauptet wird, beide Sequenzen seien in der Regel noch getrennt, wenn auch gelegentlich Hyperkorrekturen mit *an* statt mit *en* anzutreffen seien. Betrachtet man nämlich das sprachliche Material im Text, so findet sich überwiegend statt etymologischem *-en -an*. Es ist dies eine Erscheinung, die sehr zurecht als lothringischer und auch als konservativ pikardisch-wallonischer Dialektalismus herausgestellt wurde. Und von Hyperkorrekturen kann man dann eigentlich nur noch in den Fällen sprechen, in denen *en* statt *an* erscheint – und solche Fälle zu finden hat man einige Mühe.

Was p. CVIII die Bewahrung von unbetonten Hiatusvokalen angeht, so manifestiert sich hier der auch anderweitig hinreichend nachweisbare konservative Charakter der Schreibungstradition im pikardisch-wallonisch-normannischen Raum.

Die p. CXIII gemachte Feststellung zur weitgehenden Bewahrung der Zweikasusflexion – trotz gelegentlicher graphischer Verschleierung durch den Fall des nicht mehr lautsprachlichen *-s*, dürfte wohl aufrechtzuerhalten sein, wenn auch der Schwund des *-s* etwa im R. Sg. bzw. im O. Pl. bzw. unetymologisches *-s* in den Supplementärfällen Ausdruck des realiter lautsprachlichen Nullstatus sein kann. Auf jeden Fall kann man der Skripta jedoch unbesehen konservativ-bewahrenden Charakter zuschreiben – v.a. vor dem Hintergrund anderer schriftsprachlicher Erzeugnisse der betreffenden Epoche.

Gelegentlich hätten einzelne sprachliche Charakteristika durchaus gebündelt behandelt

werden können (etwa *-on* für *-ons* für die 1. Pers. Pl. bei der Behandlung des *-s* im Phonetikteil schlechthin und nicht in der Morphologie – wie übrigens eine Reihe der im Kapitel Morphologie aufgeführten Einheiten wesentlich phonetisch motiviert sind).

Die Behandlung der Syntax, die sich auf drei Aspekte beschränkt (1. den Hinweis auf die relative Häufigkeit des Typs *pour lui a recouvrer* als typischer Wallonismus, 2. den Hinweis auf den Ersatz von *car* durch *que* und 3. den Hinweis auf die Konjugation von *aller* mit *avoir*), darf als völlig ungenügend abgetan werden. Weder Artikelverwendung in extenso noch Modusverwendung, u.a. Punkte, die gerade für das Mittelfranzösische von nicht geringem Interesse sind, finden eine angemessene Berücksichtigung.

Allerdings darf man angesichts des exemplarischen und wohl auch von vornherein eher zufällig konzipierten Charakters der Liste nicht allzu negativ urteilen. Genau wie oben bei der Themen- und Motivanalyse ist hier nur ein Anstoß zu einer wohlfundierten sprachlichen und sprachwissenschaftlichen Analyse vor dem Gesamtspektrum der aus dieser Epoche tradierten Texte geliefert.

Nach einem kurzen Blick auf die Versstruktur (p. CXXXI–CXL) mit einer Analyse des Metrums und einer Übersicht über die Laissenreime folgt ein kurzes Kapitel zu orthographischen Besonderheiten (p. CXLI–CXLIV), die zum großen Teil bereits unter dem Kapitel «Phonetik» behandelt worden sind, die zum Teil aber auch weitere Spezifika aufdecken wie etwa – um nur ein Beispiel zu nennen – Doppelgraphien am Wortanfang und im Wortinnern, z.B. *ffant* (zu *fendre*), *ffaire*, *lli* und *profit*, *rellief*, *perrdre* usw., deren kommentarlose Beibehaltung zumindest am absoluten Wortanfang mir jedoch ein editorisches Problem zu sein scheint, da ich fast sicher bin, daß die Doppelgraphien hier auf Formen im Inneren einer graphischen Einheit in der Handschrift zurückgehen, also im Prinzip gar keine Anfangsposition vorliegt und sich eine Tilgung des einen Bestandteils eventuell anempfiehlt⁴. Und hier ist bereits ein weiterer Punkt vorwegzunehmen, nämlich der Hinweis auf die Imperativform *laissiemme* (p. 1078). Wären die Herausgeber konsequent, so müßte eine Segmentation *laissié-mme* (= *laissez-moy*) vorzunehmen sein.

Die Bemerkungen zu den Editionsprinzipien (p. CXLV–CLI) sind knapp: Auf eine Markierung aufgelöster Kürzel der Handschrift wird leider verzichtet, was die Interpretation einiger schriftsprachlicher Manifestationen durchaus erschweren kann, v.a. wenn es sich um fehlerhafte Auflösungen handelt. Wäre hier eine Markierung erfolgt, würde sich der Leser auch nicht fragen, woher etwa in der 1. Laisse die Alternanz *Jheson* (v. 8) und *Jhesum* (v. 37) kommt. Ein Vergleich mit der vorab gegebenen Kopie der Handschrift zeigt hier eindeutig eine falsche Lesung der Herausgeber. Korrekt wäre auch in v. 8 *Jhesum* gewesen. Allerdings von einem solchen Versehen auf eine generell mit wenig Sorgfalt betriebene Edition zu schließen, ist unangebracht, da mir dies für die ersten beiden Kolonnen das einzige Versehen zu sein scheint. – Gewisse Inkonsistenzen scheint es bei der Beibehaltung bzw. Emmendation von graphischen Textspezifika zu geben: so werden unetymologisches *-t* für die 1. Pers. Sg. auf *-ai* und *-r* bei *participe passé* in Form der Markierung durch Kursivdruck des betreffenden Buchstabens beibehalten, um so den labilen Lautstand von Endkonsonanten, der gerade auch für den vorliegenden Text so charakteristisch ist, zu dokumentieren – und wie mir scheint, ist dies ein durchaus brauchbarer Mittelweg, um einerseits den sprachlichen Habitus des Textes so unmittelbar wie möglich zu präsentieren und dabei andererseits das Leseverständnis aufgrund solcher für den modernen Leser äußerst störenden Homographien nicht zu beeinträchtigen –, doch frage ich mich, ob der pauschale Hinweis auf den nicht gerade sel-

⁴ Anderes findet sich jedoch in spanischen Skriptae bereits des 13. Jahrhunderts und in katalanischen seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, wo solche Doppelgraphien am absoluten Wortanfang, d.h. in der Handschrift am Beginn einer graphischen Einheit anzutreffen sind.

tenen Graphetausch *-b-/v-* und die im Text unmarkierte Vereinheitlichung zu *-v-* vor diesem Hintergrund noch zu legitimieren ist. Denn auch diese Schreibform ist ein typisches Merkmal des vorliegenden Textes ... Doch sind dies letztendlich nur marginale Beobachtungen. – Alle weiteren Eingriffe der Herausgeber in den Text werden am Seitenende markiert. Allerdings handelt es sich gesamthaft gesehen um sehr wenige.

Auf die Einleitung folgt dann die Edition des Textes (p. 1–1068), die ab v. 16991 (p. 527) mit Band 2 fortgeführt wird. Der Edition folgt ein Apparat mit den Varianten irrtümlich wiederholter Verse (p. 1069–71). Aufgeführt werden nur die Varianten. Unter lesetechnischen Gesichtspunkten wäre es jedoch angenehmer gewesen, die erste, im Text der Edition anzu treffende Variante ebenfalls aufzuführen; die Vergrößerung des Apparats hier hätte in einem minimalen Verhältnis zu dem Aufwand gestanden, den der Leser durch permanentes Hin- und Herblättern hat, um das Wesen der Abweichung erfassen zu können, welche zwar zu meist graphischer Natur ist – jedoch nicht immer. So hätte ich v. 15594 und v. 15604 jeweils der Version in der wiederholten Passage den Vorzug gegeben. – Dem Variantenapparat folgt ein allgemeiner Anmerkungsapparat (p. 1073–1111), der in loser Reihenfolge einige problematische oder sonstwie interessante Aspekte, die sich im Zuge der Editionsarbeit herauskristallisiert haben, bietet. Von Nachteil scheint mir allerdings zweierlei: 1. das relativ bezuglose Dastehen von Text und Anmerkung, denn im Text erfolgt keinerlei Verweis auf die Behandlung eines Verses bzw. einer Form oder eines Inhaltskomplexes in einer Anmerkung (ein Asterisk etwa hätte hier große Dienste geleistet!) und 2. das wiederholte Ansprechen immer wieder des gleichen Phänomens in verschiedenen Anmerkungen, das sich ja gerade deshalb erübrigkt, weil im Text selbst kein Hinweis auf die Anmerkung erfolgt. Wenn schon vom Leser erwartet wird, daß er die Anmerkungen als Block konsumiert, erübrigen sich solche präsentatorischen Redundanzen. Alles in allem liefern die Anmerkungen jedoch ein anregendes Sammelsurium von graphischen Problemfällen, von lokalen Sonderformen, von Motivvergleichen zu in der Einleitung bereits herangezogenen Epen und Romanen, von Erläuterungen zum Sinn einer Passage und von Hinweisen auf wohl fehlende Verse. Emendationsvorschläge halten sich in Grenzen und einmal findet sich sogar der lapidare Hinweis «syntaxe brouillée» (p. 1077) ohne jeglichen Erläuterungsversuch. Desgleichen scheint mir die Erklärung der lexikalischen Einheit *divy* (eindeutig für *divin!*) in der Edition unter Heranziehung der entsprechenden Passage in *fr. 351*, die sich gerade dadurch auszeichnet, daß hier ein Äquivalent für das zu erklärende *divy* überhaupt fehlt, etwas am Wesen von Erklärungen vorbeizuführen. Doch kann man wegen des selektiven Charakters der Anmerkungen eine allgemeine Wertung kaum aussprechen, da diese sich an der Frage entzünden müßte, weshalb gerade dieser und nicht ein anderer Aspekt angesprochen wurde. Doch würde eine solche Frage der durchaus redlichen Intention der Herausgeber auch in keiner Weise gerecht werden. Denn das Verdienst, eine offensichtlich zuverlässige Edition eines äußerst umfangreichen und in jeder Hinsicht integrativen mittelfranzösischen Textes geliefert zu haben, legitimiert so gut wie jedes weitere Eingehen auf den Text. Und man kann eigentlich an keiner Stelle den Vorwurf des Dilettantismus oder des Hasardeurentums, der vielen alten Editionen zu machen ist, anbringen. Es handelt sich vielmehr um eine nicht nur hinsichtlich der Edition solide Arbeit, die vorbildlich sein sollte für ähnliche Unternehmen in der Zukunft.

Das Ende des monumentalen Werkes bilden ein kompletter Namensindex (p. 1113–50), ein selektives Glossar (p. 1151–1232) und eine repräsentative Bibliographie (p. 1233–46). – Zum Glossar noch ein Wort. Angesichts der Länge des edierten Textes scheint es eher schmal, v.a. da bis heute noch kein mittelfranzösisches Wörterbuch zur Verfügung steht. Doch konnte das Glossar aus drucktechnischen Gründen wohl kaum wesentlich länger ausfallen. Allerdings wäre es meines Erachtens nicht nötig gewesen, gesondert auf orthographische Varianten eines Lemmas hinzuweisen, auf die bereits im orthographischen Vorspann einge-

gangen wurde: so taucht unter dem Lemma *apartenant* die Variante *aparrenant* oder unter *apertenant* auch *aperrtenant* usw. auf. Desgleichen erscheint es mir überflüssig, zu einem Lemma sämtliche konkreten Textformen anzuführen, sofern sie keine graphische Abweichung zum in der Regel standardisierten Infinitiv bei Verben etwa aufweisen (vgl. etwa bei ASSENER den Hinweis u.a. auf *assenait*, *assenee*, *assenés*, *assenér* usw.) usw.

Abschließend kann nur nochmals die verdienstvolle Arbeit der Herausgeber in ausschließlich positiver Weise gewürdigt werden, haben sie doch neben einer zuverlässigen Edition auch genügend Charakteristika mittelfranzösischer Literaturgattungen, mittelfranzösischer Regionalliteratur und mittelfranzösischer Sprachphänomene in einer, wenn auch aperçuhafte Gesamtschau präsentiert, die Anregungen für eine Weiterbeschäftigung mit Produkten der mittelfranzösischen Epoche in jedwede Richtung zur Verfügung stellt. Daß dabei Detailprobleme in den Hintergrund rücken müssen, darf nicht den Herausgebern angelastet werden, sondern der Komplexität ihres Unterfangens.

Edeltraud Werner



ALBERT HENRY, *Esquisse d'une histoire des mots wallon et Wallonie*, s. 1. (La Renaissance du livre) 1974, 96 p.

Comme l'auteur le dit dans son introduction, cet essai est la refonte d'une étude publiée en 1965 et constitue le premier cahier des *Etudes d'Histoire wallonne*, éditées par la Fondation Charles Plisnier. Au point de vue présentation typographique, cette nouvelle mouture a beaucoup gagné en clarté puisque le texte a été divisé en chapitres, lesquels comprennent encore des sous-titres. Les notes, placées en 1965 en bas de page, se trouvent maintenant à la fin de chaque chapitre.

Les textes en latin et en ancien français ont été traduits et la longue citation en allemand de W. Altenburg a été placée dans les notes alors que sa traduction française figure dans le texte.

L'auteur, qui a tenu compte des remarques qui lui avaient été faites et a profité des études parues entre 1965 et 1973, a conservé le plan de son précédent travail fondé sur le développement du sujet par ordre chronologique. Ainsi il montre que le francique *walhisk*, provenant du nom de la peuplade celte voisine des Germains, les Volcae, a d'abord donné le mot *walois* attesté pour la première fois en 1285. Dès la première moitié du XIV^e siècle, le terme *walesc* (ou *walesch*) lui succède et se maintient durant un bon siècle, puis fait place au mot *wallon*, attesté pour la première fois vers 1470. Henry examine également les sens plus ou moins étendus qu'a eus au cours des siècles suivants le mot *wallon*, souvent mal interprété par certains auteurs. Quelques aspects de ses rapports avec le terme *roman(t)* sont aussi mis en lumière.

A ce compte-rendu nous nous permettons d'ajouter des remarques sur l'emploi très particulier – et ignoré – du terme *wallon* que nous avons relevé dans les œuvres publiées et inédites de François Bonivard, humaniste et historien genevois, que le grand public ne connaît généralement que sous la figure du prisonnier de Chillon.

En 1529, avant sa captivité, Bonivard avait commencé sous le titre *Jardin d'Antiquité* une vaste encyclopédie, qui s'arrêta malheureusement à la fin de la lettre A. Nous y trouvons le mot *wallon*, employé dans le sens assez général de «français parlé dans les territoires limitrophes des pays de langue allemande», mais sans qu'il s'agisse de la Belgique ou de la Lorraine, où l'auteur ne s'était jamais rendu.

... dient les voysins d'Allemaigne, confrontant leur wallon avec l'allemant, blanc vin pour vin blanc.¹

Rentré à Genève, après sa captivité de six ans à Chillon et un assez long séjour à Berne, Bonivard fut chargé d'écrire les chroniques de sa ville et il se prépara à cette tâche en traduisant toute une partie des Chroniques de Joh. Stumpf parues en 1548 à Zürich. Il nous en est resté deux manuscrits, l'un concernant les Ligues suisses daté de 1549, l'autre traitant de l'histoire de France daté de 1550. Dans ces deux œuvres se trouvent un certain nombre d'attestations du mot *wallon*, tant comme substantif que comme adjectif.

Ainsi, comme substantif, *wallon* est utilisé par quatre fois pour désigner le français de Suisse romande par opposition au *todesque* ou au *thioiz*.

Gessenay, Gruières, Fribourg, Morat, Charlier, dict en *todesque* Erlach, parlent *todesque* et *wallon* pesle mesle; la reste contre occident parlent tous *wallon*.²

La dicte montagne appellee en *thioiz* Sanetsch, l'on l'appelle en *wallon* ou *gauloys* Gessenay.³

Une eau dicte la Teile en *wallon* ou *gauloys*, en *thioiz*, die Zill.⁴

Une villette nommée en latin Adventica, en *thioiz* Wifflisburg, et en *wallon* ou *gaulois* Avenche.⁵

Dans un autre passage du même manuscrit, *langage walon* équivaut à dialecte franco-provençal, puisque, parlant des Valaisans, Bonivard dit:

Le principal d'entre eux portoit une massue sur son col, qu'ilz appellent en leur langage *walon*, tel que le savoyen, une masse.⁶

C'est en revanche dans un sens beaucoup plus large que *wallon* est employé dans les deux passages suivants:

L'an 1505, la prinse (les récoltes) de touz les pais wallons, comme les Allemandz [les] nomment tous ceulx qui tiennent de la langue latine, fut toute bruslee par la grande et continuelle ardeur du soleil.⁷

Les papes romantz ou wallons n'entendoient pas la nature, signification ni bonne grace des nomz *todesques*.⁸

Employé ici conjointement au mot *romant*, *wallon* a dans le texte suivant le sens exact que les philologues actuels donnent à *roman*:

Le lenguage romain ou latin fut banni (après les invasions germaniques) des dictz paiz et s'ensuivit ung lenguage meslé de diverz et pour ce confus et ne s'appella plus latin, mais *wallon*.⁹

Dans tous les textes cités – et il y en a quelques autres – *wallon* est la traduction de l'allemand *welsch* que Stumpf utilise dans des sens divers et que Bonivard rend parfois, mais plus rarement, par *roman* ou *romant* employé seul.

Dans le manuscrit des *Chroniques de Genève* publié en 1867 par G. Revilliod et écrit par

¹ Bibl. publ. de Genève, ms. latins 130, f° 71 v°.

² Bibl. publ. de Genève, ms. français 736, p. 420.

³ Ibidem, p. 476.

⁴ Ibidem, p. 496.

⁵ Ibidem, p. 522.

⁶ Ibidem, p. 72.

⁷ Ibidem, p. 301.

⁸ Bibl. publ. de Genève, ms. français 71, f° 199 v°.

⁹ Ibidem, f° 246 v°.

Bonivard en 1551, le mot *wallon* est utilisé à trois reprises. Par deux fois, il est l'équivalent de «langue française» puisque Bonivard fait allusion à des Bernois ne sachant ou ne parlant pas *wallon*¹⁰. La troisième fois, *wallon* a le sens bien net de patois et s'oppose à français:

... qu'estoit en son gros wallon ou romant de Fribourg autant a dire comme en françois...¹¹

Dans les œuvres de Bonivard postérieures à 1551, nous n'avons pas retrouvé le mot *wallon*. C'est ainsi que, dans une version des *Chroniques* écrite en 1563, le «gros wallon ou romant de Fribourg» devient le «bon françoyz de Frybourg»¹².

S'il est probable que c'est chez Jean Lemaire de Belges que Bonivard a trouvé le mot *wallon* auquel il a donné des sens nouveaux, il nous est impossible de savoir pourquoi, à partir de 1551, il n'en fait plus usage.

Maurice Bossard



KLAUS JÜRGEN FIACRE, *Historische Lautlehre des Dialektes von Bévercé (Kanton Malmedy, Belgien)*, Gerbrunn bei Würzburg (A. Lehmann) 1979, X+232 p. (*Romania occidentalis I*)

Verfasser und Herausgeber ordnen das Buch in die in der zweiten Hälfte des 19. Jh. vor allem in Deutschland systematisierte Tradition von Dialektbearbeitungen ein, welche – meist im Rahmen von Dissertationen – Vokalismus und Konsonantismus nach vorgegebenem Schema auf das Vulgärlateinische zurückführen. Das Stichwort «Gesamtdarstellung» (p. IX) erscheint demnach zu hoch gegriffen, vor allem wenn man an das dreibändige Werk von L. Remacle über die Syntax des in nächster Nähe gelegenen La Gleize denkt. Wie der Verfasser mit Recht betont, existiert nur eine beschränkte Anzahl historischer Grammatiken, welche eine wallonische Mundart zum Inhalt haben¹. Doch ist der erste Band des *ALW* durchaus als solche konzipiert und auch zu gebrauchen. Eine neue Arbeit über das Ostwallonische lässt sich somit nur rechtfertigen, wenn in geographischer oder umfangmäßiger Hinsicht ein über den *ALW* hinausgehendes Korpus geboten wird. Beide Voraussetzungen treffen aber nur beschränkt zu.

Bévercé (My 2) ist nämlich im *ALW* vertreten, allerdings mit dem lediglich etwa 12% aller Fragen umfassenden questionnaire partiel. Dafür wurden die zwei Nachbarorte von Bévercé, Malmedy (My 1) und Francorchamps (Ve 37), mit 2100 Fragen vollständig erfasst. Darüberhinaus hat sich J. J. Marichal in seiner Dissertation um die westlich anschliessende Gemeinde Waimes bemüht². Fiacres Fragebuch nimmt sich mit 784 Einheiten zudem recht bescheiden aus.

Das Material sammelte der Verfasser mit Hilfe des Questionnaire des *Atlas linguarum*

¹⁰ *Chroniques de Genève* par FRANÇOIS BONIVARD, prieur de Saint-Victor, publiées par GUSTAVE REVILLIOD, Genève (Fick) 1867, tome II, p. 350 et 351.

¹¹ *Op. cit.*, t. I, p. 170.

¹² Archives d'Etat de Turin: Ginevra, Cat I, paquet 1, n° 2, f° 122 r°.

¹ Zuletzt MICHEL FRANCARD, *Le parler de Tenneville*. Introduction à l'étude linguistique des parlers wallo-lorrains, Louvain-la-Neuve 1980, 307 p.

² JOHANN JOSEPH MARICHAL, *Die Mundart von Gueuzaine-Weismes (phonetisch behandelt)*, Bonn 1911.

Europae, das er durch eigene Fragen erweiterte³. Unerwähnt bleibt, daß das Wallonische mit seiner dichten Streuung von Glossaren eines der am besten bekannten Gebiete der Romania ist, was m.E. hohe Anforderungen an Notationsgenauigkeit, Treffsicherheit der Definitionen und Kenntnis der Literatur stellt⁴.

Es sei gleich hinzugefügt, daß einige Stichproben die Umschrift als zutreffend erwiesen haben. Die Bedeutungsangaben dagegen kann man nur rudimentär nennen. Auch im Wörterverzeichnis gehen sie nicht über das auf Sprachatlaskarten Übliche hinaus. Die hochentwickelte wallonische Dialektlexikographie erfährt also durch Fiacres Buch keine Ergänzung⁵.

Auf Angaben zu Geographie und Geschichte (p. 1–22) folgen Beobachtungen über Sprachengebrauch und Volkskunde, z.T. aus erster Hand. Der Verfasser erwähnt u.a. schulische Bemühungen zur Erhaltung des Wallonischen (p. 27), welche mir aber von der irrgigen Voraussetzung auszugehen scheinen, eine staatliche Institution könne ohne weiteres Einfluß auf das Sprachverhalten der Gesellschaft ausüben. Immerhin zeigt sich auch hier die kulturelle Eigenständigkeit Belgiens.

Man vermißt eine kurze Zusammenfassung der Etymologie des Ortsnamens, die Charles Gaspar in wünschenswerter Ausführlichkeit dargelegt hat⁶. Ferner hätte der Verfasser auf die Sammlung und Deutung einiger Flurnamen von Bévercé durch Jean Haust und Louis Remacle verweisen können. – Exonyme gehören bekanntlich zum bedrohten Kulturgut, wenn sich auch die UNO für die Reduzierung des Bestandes an Doppelnamen ausgesprochen hat. Daß in diesem sprachgrenznahen Gebiet der Fluß *Amblève* (p. 1) eine durchaus noch geläufige deutsche Form *Amel* (so p. 39) besitzt, erfährt der Leser nicht und kann die beiden zitierten Hydronyme somit nicht aufeinander beziehen. Was *Venn/Fagnes* betrifft (p. 9–10: *Der Name «Venn»*), so sagt der Verfasser nur gerade am Rande, daß das Wort germanischen Ursprungs ist. – Die Erläuterungen zum Wort «wallonisch» (p. 34–35) lassen die neuere Literatur zum Gegenstand vermissen⁷. – Die etwas einseitigen ökologischen Bemerkungen (p. 10ss.) hätten durch Erwähnung des ökonomischen Fortschritts und der Naturschutzbemühungen gemildert werden sollen.

Die den eigentlichen Zweck des Buches ausmachende Lautlehre umfaßt die Seiten 42–130. Anschließend hat der Autor sein in der historischen Grammatik verwendetes Wortmaterial in zwei Registern – nach Fragebüchern getrennt – alphabetisch aufgereiht und mit Verweisen auf das *FEW* versehen (p. 131–169). Das dritte Verzeichnis ist nach Etyma geordnet (p. 170–204). Schließlich folgt noch das von Fiacre ausgearbeitete, den *ALE* ergänzende Questionnaire (p. 205–212) und ein auf seine historische Grammatik verweisender Index, der sehr gut

³ Gemeint ist wohl der *Premier questionnaire: onomasiologie, vocabulaire fondamental*, Nimègue 1973. Cf. außerdem *Second questionnaire établi par A. WEIJNEN et J. KUISEN*, Assen 1979.

⁴ Für das gute Niveau der belgischen Dialektologie zeugen auch die vor kurzem veröffentlichten Bücher zum 125-jährigen Jubiläum der Société de langue et de littérature wallonnes: *Mélanges de philologie wallonne*, Liège 1981 (*Les dialectes de Wallonie 8–9*) sowie der Ausstellungskatalog *Société de langue et de littérature wallonnes 1856–1981. 125 ans d'activités. Catalogue de l'exposition organisée du 10 décembre 1981 au 5 janvier 1982*, Liège 1981. – Übrigens erschien zum gleichen Anlaß eine Sondermarke zu 6,50 FB mit dem Bild des Dialektautors Edouard Remouchamps – eine bemerkenswerte Äußerung des wallonischen Selbstverständnisses.

⁵ Zuletzt LOUIS REMACLE, *Glossaire de La Gleize*, Liège 1980, 217 p. (*Bibliothèque de philologie et de littérature wallonnes 5*).

⁶ CHARLES GASPAR, *Le nom de localité Bévercé [My 2]. D'où vient ce nom? Que signifie-t-il?*, *Le pays de saint Remacle 3* (1964), p. 13–35.

⁷ Vor allem ALBERT HENRY, *Esquisse d'une histoire des mots wallon et Wallonie*, Paris 1974 (mit weiteren Angaben).

in das wallonische Wörterbuch (= erster und zweiter Index) hätte eingearbeitet werden können.

Trotz mancher Schönheitsfehler haben wir aber eine nützliche Grammatik eines der konservativsten ostwallonischen Dialekte vor uns, die in einfacher Form eine systematische Übersicht über seinen Lautstand ermöglicht.

Wulf Müller



MICHEL FRANCARD, *Le parler de Tenneville. Introduction à l'étude linguistique des parlers wallo-lorrains*. Cabay, Louvain-la-Neuve 1980, 307 p. (*Bibliothèque des Cahiers de l'Institut de linguistique de Louvain* 19).

Wer sich über das sog. Südwallonische, d.h. die wallonisch-lothringischen Mundarten der Provinz Luxembourg informieren wollte, war bis zum Erscheinen der vorliegenden Untersuchung auf die Arbeiten P. Marchot's aus dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts angewiesen¹.

An der Universität Louvain-la-Neuve sind im Zeitraum zwischen den frühen fünfziger und den siebziger Jahren mehrere Monographien über diesen Dialektraum (cf. Bibliographie, p. 19–24) verfaßt worden, meist als Lizentiatsarbeiten, eine als Dissertation, die aber leider alle unveröffentlicht geblieben sind. Michel Francard ist offenbar der erste, der seine 1979 vorgelegte Doktorarbeit publizieren konnte. Gebürtig aus Bastogne, begann er 1975 seine dialektologische Feldarbeit und fand in Tenneville – ungefähr in der Mitte einer Geraden gelegen, die Marche-en-Famenne und Bastogne verbindet – einen hervorragenden Hauptgewährsmann in der Person von Rodolphe Dedoyard². Präsentiert werden hier die Ergebnisse der Enquête auf dem Gebiet der historischen Phonetik (p. 25–195), der Morphologie (p. 197–248) und der Phonologie (p. 249–290). Seit 1978 besteht in Bastogne eine Arbeitsgruppe unter der Leitung Francards, welche sich die Kompilation und Herausgabe eines *Dictionnaire des parlers wallons du pays de Bastogne* zur Aufgabe gemacht hat.

Das erste und Hauptkapitel ist nach der traditionellen Methode der historischen Grammatik aufgebaut, welche einerseits den Vorteil einer lückenlosen, klaren Systematik bietet, andererseits den Nachteil der unorganischen Atomisierung der Sprachfakten. Der Verfasser stellt die Charakteristika der Mundart von Tenneville in stetigen Bezug zu denjenigen der benachbarten Mundarten von Bastogne, Marche, Saint-Hubert, Awenne und Neufchâteau; er vergleicht ebenfalls mit den anderen Varianten des Wallonischen und mit dem Standardfranzösischen. Mit seiner sorgfältigen und exhaustiven Darstellung gelingt es Francard auf diese Weise nicht nur, eine Ortsmundart vorzustellen, sondern uns einen Einblick in ihre Stellung innerhalb des sog. «wallo-lorrain» und im Vergleich mit dem Ost-, Zentralwallonischen und dem – vom dialektalen Standpunkt aus lothringischen – Gaumais zu vermitteln.

Im Jahr 1967 hat Louis Remacle³ bewiesen, daß das Südwallonische, das man bislang als Teil des Zentralwallonischen zum Namurois gezählt hatte, eine eingeständige, wenn auch

¹ Z.B. *Le patois de Saint-Hubert*, RPFP 4 (1890), 94–105, 190–214; *Les patois du Luxembourg central*, RPGR 4 (1891), 17–32.

² Mit ihm zusammen gab er eine wertvolle Textsammlung heraus unter dem Titel *Dès mèstis èt dès djins k'è vont*, Bastogne 1978.

³ *La géographie dialectale de la Belgique romane*, in: *Les dialectes de France au moyen age et aujourd'hui* (Colloque de Straßburg 1967), actes publ. par G. STRAKA, Paris 1972, p. 311–332.

recht zerstückelte Dialektzone darstellt. Er hat damals 22 lautliche Kriterien festgelegt, nach denen die romanischen Idiome Belgiens gegliedert werden können. In seiner ersten Conclusion (p. 187–195) kommt Francard zum Schluss, dass im Rahmen dieser 22 Charakteristika (von denen vier für sein Gebiet allerdings irrelevant sind) sich die Ma. von Tenneville 13mal von Gaumais, 8mal vom Chestrolais (Region von Neufchâteau), 7mal vom Liégeois, 6mal vom Namurois, 4mal von der Ma. von Saint-Hubert und 3mal von den Ma. von Marche, Awenne, Bastogne und Umgebung unterscheidet. Daraus ergibt sich, daß die höchste Differenzierung gegenüber dem Gaumais (59%) besteht, während diejenige zum Liégeois und Namurois nur 32 bzw. 27% beträgt. Das Chestrolais hingegen weist eine starke Affinität mit dem Gaumais auf. Innerhalb des wallo-lorrain (exkl. Chestrolais) ergibt sich eine relativ hohe mundartliche Homogenität. Die Analyse von weiteren 16 phonetischen Merkmalen, welche die mundartlichen Beziehungen innerhalb des Südwallonischen besser erhellt, bestätigt den Trend der ersten Resultate. Auf die insgesamt 38 bzw. 34 (Vokalismus 26, Konsonantismus 8) herangezogenen Merkmale beträgt die Opposition der Ma. von Tenneville

- | | |
|--|--------------|
| 1. 22mal = 58% gegenüber dem Gaumais (lothr.)
2. 12mal = 32% gegenüber dem Namurois (zentralwall. N)
3. 12mal = 32% gegenüber dem Liégeois (ostwall.)
4. 19mal = 50% gegenüber dem Chestrolais
9mal = 24% gegenüber der Ma. von Saint-Hubert
8mal = 21% gegenüber der Ma. von Marche
5mal = 13% gegenüber der Ma. von Awenne
4mal = 11% gegenüber der Ma. von Bastogne und Umgebung | } (südwall.) |
|--|--------------|

Ein Dialektgebiet, über dessen Lautstand man bisher höchst unklare Vorstellungen besaß, ist damit erstmals ins rechte Licht gerückt worden.

Im zweiten Kapitel «Aspects morphologiques» kann sich der Verfasser weitgehend auf die meisterliche *Syntaxe du parler wallon de la Gleize* stützen, er arbeitet aber sehr sauber die für die Ma. von Tenneville charakteristischen Merkmale heraus, nach denselben Prinzipien wie im ersten Kapitel. In seiner *Géographie dialectale* hat Remacle zur dialektalen Bestimmung auch 10 morphologische Merkmale (von denen zwei für Tenneville irrelevant sind) genannt; über diese hinaus hat Francard weitere 12 in sein Kalkül gezogen. Das Ergebnis der Oppositionsanalyse zeigt in der Morphologie einen höheren Differenzierungsgrad gegenüber dem Liégeois und Namurois einerseits, Awenne und Bastogne und Umgebung andererseits, als in der Phonetik. So unterscheidet sich die Ma. von Tenneville in morphologischer Hinsicht

- | |
|---|
| 1. 10mal = 45% vom Namurois
2. 9mal = 41% vom Liégeois
3. 9mal = 41% vom Gaumais
4. 8mal = 36% von der Ma. von Awenne
7mal = 32% vom Chestrolais
7mal = 32% von der Ma. von Bastogne-Stadt
6mal = 27% von der Ma. von Saint-Hubert
6mal = 27% von der Ma. von Bastogne-Region
5mal = 23% von der Ma. von Marche |
|---|

«Valorisée phonétiquement, l'unité linguistique de la zone wallo-lorraine se fissure sur le plan morphologique. La position respective des parlers de notre région se définit *positivement* par une différenciation phonétique peu élevée, et *négativement*, par une différenciation morphologique responsable de la transition vers le domaine lorrain, pour une bonne part. Comme

l'illustre fort bien le chestrolais, ces deux caractéristiques sont complémentaires : à une différenciation phonétique plus marquée correspond une différenciation morphologique moins nette» (p. 247–248).

Das 3. Kapitel «Aspects phonologiques» füllt eine Lücke, denn es gab im Rahmen des Südwallonischen bisher überhaupt keine phonologische Beschreibung⁴. Auf dem Gebiete des Konsonantismus ergibt sich – sieht man, etwa im Vergleich zum Namurois, vom laryngalen *h* ab – keine wesentliche Diversität. Der Vergleich des vokalischen Systems der Ma. von Tenneville mit dem anderer wallonischer Mundarten dürfte da schon fruchtbarer sein (Quantität, Apertur, Nasale).

Ein ausführlicher – leider augenmörderischer – Wortindex (p. 293–307) beschließt diese ausgezeichnete Monographie, die der heutigen «Löwener Schule» alle Ehre macht.

C. Th. G.



BRUNO STAIB, *Semantik und Sprachgeographie. Untersuchungen zur strukturell-semantischen Analyse des dialektalen Wortschatzes*, Tübingen 1980, 280 p. + VII (Beih. ZRPh. 179).

Die Tübinger Dissertation stellt einen gegückten Versuch dar, die Methoden des funktionalen Strukturalismus auf den Bereich diatopischer Varietäten anzuwenden. Von zentraler Bedeutung für den empirischen Ausgangspunkt einer solchen Untersuchung ist die Diskussion des Problems der Analysierbarkeit des durch die Sprachatlanten bereitgestellten Wortschatzmaterials nach funktionellen Gesichtspunkten. Ziel der Arbeit ist es, eine theoretische und praktische Methode der strukturellen Wortschatzanalyse vorzustellen und anhand von drei Wortfeldern aus dem nordokzitanischen Sprachraum zu explizieren (p. 1). Die von Staib immer wieder betonte Frage, ob und inwieweit eine solche Übertragung funktionell-struktureller Methoden auf den dialektalen Wortschatz überhaupt möglich ist, um dann zu zeigen, daß sie es ist, scheint allerdings übertrieben, da prinzipiell jedes Sprachsystem (d. h. also nicht nur die sog. Standardsprache) als synchronisch faßbares Untersuchungsobjekt gewählt und beschrieben werden kann. Neu an der vorliegenden Studie ist jedoch, daß diese Analyse tatsächlich und in einer kompetenten Konsequenz durchgeführt wird. Daß sich einem derartigen Unternehmen praktische Schwierigkeiten, etwa bei der Korpuserstellung, in den Weg stellen, die bei der strukturellen Beschreibung der Standardsprache nicht in diesem Maße akut sind, steht auf einem anderen Blatt. Es ist dies ein rein quantitatives und auf keinen Fall ein qualitatives Problem!

Die Studie gliedert sich in acht Hauptkapitel, die man in zwei übergreifenden Teilen zusammenfassen kann: Forschungsbericht und Entwicklung der theoretischen Grundlage auf der einen Seite und Materialanalyse auf der anderen: I. Die traditionelle Sprachgeographie (Objekt, Methode und Ziel der Sprachgeographie; Sprachgeographie und Lexikologie) (p. 6–68); II. Die strukturelle Sprachgeographie (Theoretische Grundlagen, strukturell-semantische Sprachgeographie) (p. 69–148); III. Die strukturelle Wortfeldmethode nach E. Coseriu und H. Geckeler (p. 149–164); IV. Vorbemerkungen zur Materialerhebung (p. 165–173); V. Das Feld «Tageszeiten» (p. 174–204); VI. Das Feld «schneiden» (p. 205–

⁴ Auch für die übrigen Regionen romanisch Belgiens sind nur ganz wenige Studien dieser Art vorhanden, von denen nicht einmal alle publiziert wurden. Die bekannteste – und älteste – stammt von L. WARNANT, *La constitution phonique du mot wallon. Etude fondée sur le parler d'Oreye (Hesbaye liégeoise)*, Paris 1956 (p. 109–125).

231); VII. Das Feld «Verkehrsweg» (p. 232–256); VIII. Schlußbemerkungen (p. 260–264). Die Studie schließt mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis (p. 265–278) und einem Personenregister (p. 279/80).

Der verdienstvolle Bericht zur Forschungslage umfaßt sowohl die Sprachatlanten und deren Vor- und Nachteile für die Auswertung durch die einzelnen linguistischen Teildisziplinen (Phonologie, Morphologie, Lexikologie, Syntax) als auch die Versuche, die hier zusammengetragenen Materialien zu systematisieren und zu interpretieren. Die Sprachgeographie wird festgelegt als Teildisziplin einer allgemeinen Dialektologie, die daneben die Soziolinguistik und die diatopische Varietätenanalyse der Standardsprache umfaßt. Letztere darf dabei auf keinen Fall mit der Sprachgeographie vermenge werden. Während für die Sprachgeographie die dialektale Sprache (diatopische Vordefinition) primärer Untersuchungsgegenstand ist, der seinerseits wieder Diavarianten umfaßt (diatopisch, diaphasisch, diastratisch), ist für die Varietätenanalyse der primäre Untersuchungsgegenstand eine diatopisch nicht vordefinierte Sprache, in deren Rahmen die diatopische Komponente (neben der diastratischen und der diaphasischen) nur sekundäres Phänomen ist. Dabei sind Dialekte auf keinen Fall als Subsysteme der Standardsprache zu beschreiben.

Nach einem Überblick über die Berücksichtigung der Inhaltskomponente bei der Erstellung der Sprachatlanten (v.a. *ALF* und *NALF*) wendet sich Staib den Beiträgen zu einer strukturellen Sprachgeographie zu – strukturell deshalb, weil sie sich nicht mit der Darstellung der *parole*-Erscheinungen zufrieden geben will, wie dies in erster Linie in den Sprachatlanten geschieht. Ihr Anliegen ist es vielmehr, die *langue*, das überindividuelle, soziale und virtuelle Sprachsystem aufzudecken, das hinter den konkreten Manifestationsformen der Lokalsprachen steht. Unter Hinweis auf die tragende Rolle der Sprachgemeinschaft für die Fixierung eines Sprachsystems zeigt Staib, daß nicht der Dialekt in seiner Vielfältigkeit Gegenstand einer strukturellen Untersuchung sein kann (man braucht nur die Probleme zu betrachten, die bei der Festlegung sogenannter Dialektgrenzen und bei der Zuordnung einzelner Lokalsprachen zu einem bestimmten Dialekt entstehen können). Staib greift vielmehr auf das von Coseriu entwickelte Konzept der funktionellen Sprache zurück, die einzig und allein Gegenstand sprachlicher Strukturbeschreibung sein kann. Für den dialektalen Bereich führt Staib hierfür den Terminus des «Lokolektes» ein, der ein (in starkem Maße idealisiertes) homogenes und damit eindeutig strukturell erfassbares System darstellt. Die Einführung dieses Konzeptes hat den unschätzbaren Vorteil, daß man über die Beschreibung einer Reihe sogenannter «Synsysteme» (syntatisch, synphasisch, synstratisch) die Varietät des Dialekts als Diasystem auf operationalisiertem Wege nachweisen und in den Griff bekommen kann. Im Idealfall kann man somit für jeden lokalen Untersuchungspunkt die funktionelle Sprache, den Lokolekt, heraustranslatisieren, unter Ausschaltung all der Faktoren, die aus einem homogenen «Synsystem» ein heterogenes Diasystem machen. Die Analyse muß dabei alle sprachlichen Rangstufen erfassen (Phonologie, Morphologie, Morphosyntax, Syntax, Intonation usw.). Allerdings stellt man sich die Frage, inwieweit ein so hoher Grad an Idealisierung in der Praxis überhaupt erreichbar ist. Denn die Problematik, wenn etwa der Wortschatz der jungen und der älteren Generation abweicht (als diastratische Variation) ohne daß ein neutraler Term existiert, bleibt ungelöst. – Das Konzept des Lokolekts (homogen, überindividuell) wird in einem interessanten Kapitel gegen die Konzepte von Idiolekt (homogen, individuell) und Dialekt (heterogen, überindividuell) noch einmal *expressis verbis* und mit großer Eindringlichkeit abgesetzt. Der traditionell als Definitionskriterium zur Abgrenzung Dialekt–Standardsprache herangezogene soziokulturelle Faktor wird zwar kurz angesprochen, aber als irrelevant für die Abgrenzung Idiolekt–Lokolekt–Dialekt nicht weiter diskutiert. Hat der Leser erwartet, nun eine neue Dialektdefinition in Abhebung von der Standardsprache präsentiert zu bekommen, so sieht er sich getäuscht, und dies ist nur folgerichtig:

Dialekt und Standardsprache lassen sich unter linguistisch-strukturellen Gesichtspunkten auf sprachlicher Ebene eben nicht gegeneinander absetzen. – Die Betonung der funktionellen Sprache im Sinne eines Synsystems auf regionaler Ebene ist zwar gut nachvollziehbar, aber ich meine, daß auch ein Lokolekt nur dann adäquat beschrieben werden kann, wenn man – zumindest in einem zweiten, ergänzenden Schritt –, soweit vorhanden, diaphasische und diastratische Elemente in die Strukturbeschreibung integriert. Der homogene Charakter des regional syntopisch definierten Lokolekts wäre dadurch keineswegs aufgehoben. Es ist vielmehr dafür zu plädieren, den Lokolekt nicht ausschließlich auf die Systemseite zu fixieren, sondern den Normbereich in die Analyse miteinzubeziehen, solange dessen Einheiten zum regelmäßigen Paradigma der Realisierung des Lokolektes in der *parole* zählen. Lehnelemente aus der Standardsprache und sonstige Interferenzerscheinungen bleiben auch hier weiterhin ausgeschlossen. System und Norm sind zu berücksichtigen, wie dies unten in der Materialanalyse dann auch geschieht, wo der in dieser Absolutheit unnötige theoretische Rigorismus in einer system- und normintegrierenden Präsentation endgültig überwunden wird.

Den Rahmen für die vom Verfasser gewählte Strukturanalyse des dialektalen Wortschatzes auf der Basis des Lokolekts gibt die im Gefolge von Trier und Weisgerber entwickelte Wortfeldkonzeption Coserius ab, erweitert um das Geckelersche Konzept der Dimension im Sinne einer «axe sémantique», wie sie erstmals von Greimas präsentiert wurde. Staibs Verdienst liegt somit weniger in der Entwicklung eines eigenen Semantikansatzes, als vielmehr in der konsequenten Übertragung einer an der Standardsprache erarbeiteten Methode auf den dialektalen Wortschatz. Die Bedeutung einer lexikalischen Einheit ergibt sich danach aus der Beziehung der *signifiés* eines über einen archilexematischen Inhalt definierten Wortfeldes zueinander, wobei sich aus den hierarchischen Abhängigkeiten, die zwischen den Elementen dieses Feldes bestehen, die Bedeutungsstrukturen der einzelnen Elemente fassen lassen¹. Das Wortfeld ist demnach festgelegt als paradigmatische Größe, die über einen einheitlichen archilexematischen Inhalt definiert ist, welcher einzelsprachlich auf lexematischer Ebene real oder auch nur virtuell gegeben sein kann. Der Inhalt eines Lexems wird abschließend in der folgenden, von Geckeler vorgeschlagenen und von Staib leider nicht diskutierten Formel veranschaulicht:

$$\text{ILex} = \Sigma \text{Archilexem} + (\text{Dimension(en)} + \text{Sem(e)}) + \text{Klassem(e)}$$

eine Formel, die unter linguistischem Gesichtspunkt insofern problematisch ist, als das Klassem prinzipiell unabhängig vom Wortfeld definiert wird (p. 162s.) Unter mathematisch-darstellerischem Gesichtspunkt muß ferner die Berechtigung der Verwendung des Σ -Zeichens in Frage gestellt werden, welches in einer so aufgebauten Formel wohl nichts zu suchen hat: entweder es wird getilgt oder es muß eine Darstellung auf einem höheren Formalisierungsniveau gefunden werden, die mir allerdings unmöglich erscheint. Die Präsentation in Form eines summativen Ausdrucks impliziert darüber hinaus, daß die Abfolge der Glieder Dimension–Sem–Klassem beliebig ist – eine Möglichkeit, die gerade im Hinblick auf das Postulat hierarchischer Strukturen der Inhaltsebene absurd ist. Archilexem und Klassem(e) erscheinen als einzige Konstanzmomente. Doch wird den Klassemen bei der Materialanalyse keine weitere Beachtung geschenkt. Sie scheinen dem Archilexem vielmehr inhärent gesetzt – eine Darstellung, die mir akzeptabler erscheint als die von Geckeler übernommene Formel. Mathematisierung um jeden Preis in der Linguistik hat eben ihre Tücken. Hinzu kommt,

¹ Bedauerlicherweise sind Staib die Beiträge Hiltys und die Diskussion mit Gauger zu diesem Komplex entgangen. Cf. G. HILTY, *Bedeutung als Semstruktur*, *VRom.* 30 (1971), 242–63; id., *Und dennoch: Bedeutung als Semstruktur*, *VRom.* 31 (1972), 40–54; H.-M. GAUGER, *Bedeutung als Semstruktur?*, *VRom.* 31 (1972), 145–60.

daß die Dimension letztendlich nichts anderes ist als ein Sem innerhalb der lexematischen Strukturierung eines Wortfeldes.

Staib wählt sechs Ortspunkte aus dem Massif Central als Forschungsgebiet (4 Punkte im nordokz., 2 im südokz. Raum). Die Wahl fiel auf die Punkte 13 (Landeyrat), 14 (Menet), 17 (Murat), 18 (Villedieu), 41 (St. Jacques-des-Blats) und 43 (Paulhenc) des ALMC. Mit Ausnahme von Murat handelt es sich um kleinere bis kleinste Ansiedlungen mit der Landwirtschaft als dem dominierenden Wirtschaftsfaktor.

Die drei Wortfelder, die pauschal über den vereinfachten archilexematischen Inhalt «Tageszeiten», «schneiden» und «Verkehrswege» indiziert werden, werden aufgrund der eigenen Materialerhebungen präsentiert und die Ergebnisse mit den durch die Sprachatlanten bereitgestellten Materialien verglichen, wobei sich herausstellt, daß in letzteren ein weniger differenziertes Wortmaterial erfaßt ist als die Umfragen von Staib an den Tag gefördert haben. – Zu Beginn der Behandlung eines jeden Wortfeldes wird der archilexematische Inhalt genauer formuliert und auf die Probleme hingewiesen, die diese Formulierung im Hinblick auf die Materialinventare mit sich bringt.

An dieser Stelle soll nur das Vorgehen zur Erfassung des Wortfeldes der Tageszeiten (archilexematischer Inhalt des Feldes: Zeitraum (innerhalb) von 24 Stunden) ausführlicher präsentiert und diskutiert werden. Es wurden Einheiten gesucht (Lexemebene), die das zeitliche Kontinuum von 24 Stunden sprachlich unterteilen. Die Zweiteilung in Tag und Nacht, mit Tag als dem nicht-markierten Term ist allen Lokolekten gemeinsam: *jorn* inkludiert *nuit* in jedem Fall, so daß *jorn* beschreibbar ist über das Sem s_1 = Zeitraum von 24 Stunden bzw. Zeitraum innerhalb von 24 Stunden. Auf ein kritisches Eingehen auf die ganz offensichtliche Polysemie wird allerdings verzichtet. Für die weitere Untergliederung des Feldes ist in den betrachteten Ortsmundarten nur der Bereich 'Zeitraum innerhalb von 24 Stunden' von Bedeutung. Für die einzelnen Untersuchungspunkte werden die folgenden Seme herausgearbeitet:

P 13

- s_1 = 'Zeitraum (innerhalb) von 24 Stunden'
- s_2 = 'hell'
- s_3 = 'vor Mittag'
- s_4 = 'früh'

P 17 wie P 14

P 18 wie P 13

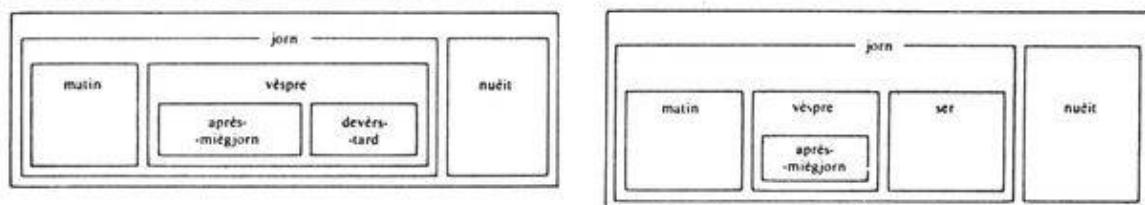
P 41 wie P 14

P 43 wie P 14 (identisch mit P 41)

P 14

- s_1 = 'Zeitraum (innerhalb) von 24 Stunden'
- s_2 = 'hell'
- s_3 = 'erste Hälfte'
- s_4 = 'zweite Hälfte'
- s_5 = 'Ende'
- s_6 = 'Beginn'

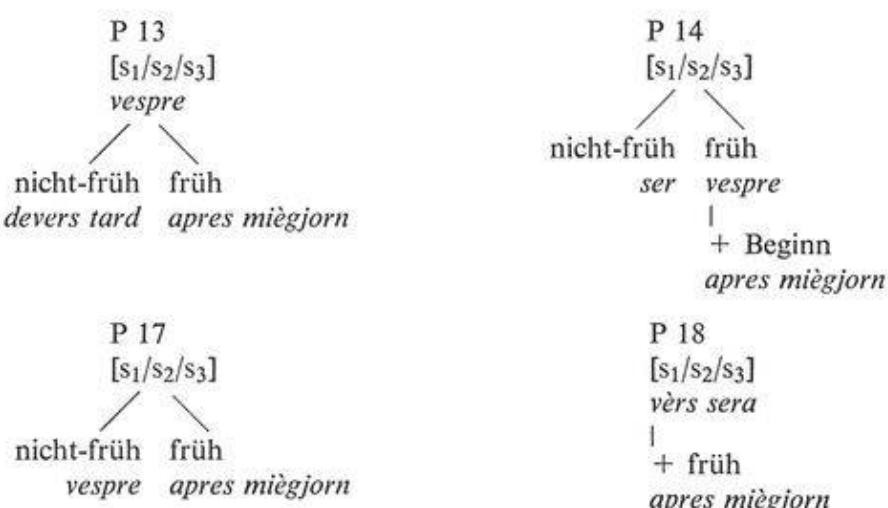
Zur Vereinheitlichung werden die ermittelten sprachlichen Einheiten in Form einer Matrix in Bezug gesetzt zu den sie kennzeichnenden Semen s_1 bis s_6 (maximal) übertragen in ein von Coseriu übernommenes «Schachtschema», das eventuell bestehenden äquipollenten und inklusiven Oppositionen Rechnung tragen soll. Zur Verdeutlichung seien nur die Felder zu den ersten beiden Punkten illustriert:



Sowohl die ermittelten Seme als auch die Darstellung der strukturellen Zusammenhänge scheinen nicht ganz unproblematisch. Weshalb werden etwa für s_3 und s_4 unterschiedliche Beschreibungen benutzt? Eine einheitliche Notierung wäre ohne weiteres möglich gewesen; man brauchte nur mit binär-oppositiven Merkmalen zu arbeiten, wie dies auch ansatzweise für P 13 geschehen ist. Von Nachteil ist ferner, daß Matrix und Schachtelschema immer gemeinsam betrachtet werden müssen, um sowohl Bedeutungsstruktur der einzelnen lexematischen Einheiten als auch die Struktur des gesamten Wortfeldes vor Augen zu haben. Man fragt sich, ob es nicht eine Möglichkeit gibt, beide Aspekte in einem Beziehungsschema zu berücksichtigen, etwa in Form eines Baumgraphen:



wobei ein etwas modifizierter archilexematischer Inhalt formuliert wurde, der nicht bereits mit der Polysemie der sprachlichen Einheit *jour* operiert («Zeitraum (innerhalb) von 24 Stunden»). Die Polysemie kommt erst auf einer nachgelagerten Stufe II zum Tragen: «24 Stunden (unmodifiziert)»/«24 Stunden (Bereich nicht-dunkel)». Im Bereich «nicht-dunkel» erfolgen dann weitere Differenzierungen, die von Lokolekt zu Lokolekt variieren können. Gemeinsam ist allen Lokolekten das Sembündel s_1 = archilexematischer Inhalt, s_2 = 24 Stunden (Bereich nicht-dunkel) und s_3 = nicht vor-mittag:



P 41 und P 43 wie P 17, nur statt *vespre* tritt hier der Signifikant *sera* auf.

Ich meine, daß einer solchen Darstellung, an der sowohl strukturelle als auch semantisch-funktionelle Aussagen abgelesen werden können, der Vorzug zu geben ist. Ein Hinzufügen der einzelnen Seme in das von Staib gewählte Schachtelschema wäre zwar eine Notlösung,

doch ginge das auf Kosten einer möglichst einfachen und übersichtlichen Darstellung. In den Stemmata hingegen wäre dieses Handicap neutralisiert.

Zur Behandlung des Feldes «schneiden» ist zu sagen, daß Staib hier lediglich eine exemplarische Analyse ohne Anspruch auf Exhaustivität intendiert. Da bei einem solchen Ausgangspunkt eine strukturelle Analyse im von Staib postulierten Sinne gar nicht mehr möglich ist, hat sich hier die Analysemethode (unangezeigt!) geändert. Ziel ist nicht mehr eine zunächst lokolektimmanente Erfassung des Wortfeldes, sondern ausgehend von einem Maximalformeninventar aller Lokolekte wird ein Maximalmerkmalinventar für alle diese Einheiten erstellt und in Gestalt einer Matrix zu diesen in Beziehung gesetzt. Damit lassen sich zwar interlokolektale Homonymien aufweisen, über das System des einzelnen Lokolektes jedoch keine Aussagen machen. Die Behandlung dieses «Wortfeldes» bleibt somit problematisch und aperçhaft, wenn auch die Abwägung der Werte der einzelnen Lexien in den diversen Lokolekten über einen äußerst praktikablen Kommutationstest mit Kontexten mit sehr viel Sorgfalt vorgenommen ist.

Das letzte Feld «Verkehrswege» wird wieder in erster Linie nach der für das Feld «Tageszeiten» angewandten Methode abgehandelt und evoziert wie dort den gleichen Wunsch nach einem binär-oppositiven Aufbau der Wortfeldstrukturen.

Gesamthaft gesehen stellt die Studie Staibs trotz der aufgedeckten Probleme und Heterogenitäten in der Materialanalyse einen wichtigen Beitrag zur Erfassung dialektaler Bedeutungsstrukturen dar. Daß solche Analysen im Moment nur auf der Basis von quantitativ relativ beschränkten Wortfeldinventaren durchführbar sind, liegt leider in der Natur der Sache. Eine totale Erfassung des gesamten Wortschatzmaterials aufgrund von operationalisierbaren Verfahren scheint beim heutigen Stand der Forschungsmöglichkeiten sowohl für den Bereich der Standardsprachen wie auch für den der dialektalen Systeme noch nicht machbar.

Bleiben noch einige wenige Punkte, die mir bedenklich erscheinen, die das Verdienst der Studie jedoch in keiner Weise zu schmälern vermögen:

- P. 80: Die Feststellung, strukturelle Untersuchungen seien nur auf Systemebene möglich, stimmt im Prinzip, doch ist eine Berücksichtigung der Normerscheinungen in gleichem, wenn nicht sogar in stärkerem Maße wichtig für die Erfassung des eigentlichen Charakters einer Sprache.
- P. 88: Der Idiolekt ist genauso ein Diasystem wie alle anderen Stufen des Hegerschen ‘Sprachenmodells’ (Lokalsprache, Regionalsprache, Sprachgruppe bis hin zum Sprachtyp).
- P. 99/100: Es bleibt unklar, was der Verfasser mit der «lexikalischen Distribution der Phoneme» in einzelnen Lokolekten meint.
- P. 152: Auch bei den Archaismen *qua* diaphasische Variante innerhalb einer Synchronie ist es unberechtigt, von «diachronischen Fakten in der Synchronie» zu sprechen. Den Wert als Archaismus erhält eine Einheit nur durch ihre Stellung innerhalb einer Synchronie. Folglich sind diaphasische Varianten immer rein synchronisch motiviert und auf keinen Fall diachronisch.
- P. 205 ss: Redundanzen hinsichtlich der Materialerfassung und -auswertung jeweils zu Beginn der einzelnen Wortfeldanalysen hätten leicht durch eine allgemeine Vorwegpräsentation vermieden werden können. Usw.

Edeltraud Werner



HANS-WOLFGANG SCHNEIDERS, *Der französische Wortschatz zur Bezeichnung von 'Schall'*, Genève (Droz) 1978, 256 p. (*Köllner Romanistische Arbeiten, Neue Folge* 53).

Diese von A. Greive betreute Dissertation über die Gesamtheit der Wörter, die im Französischen (gewisse) Schallphänomene bezeichnen, fügt sich als weiterer nützlicher Mosaikstein zu den zahlreichen anderen Arbeiten, die Teilbereiche aus dem Gesamtbild des fr. Wortschatzes als Wortfeld beschreiben und analysieren.

Da die Wörter des Wortfeldes «Schall»¹ relativ selten und auch stark abhängig von der außersprachlichen Situation sind (p. 19), mußte, um ausreichende Repräsentativität herzustellen, ein entsprechend umfangreiches corpus erarbeitet werden: Es besteht aus literarischen (zeitgenössische fr. Romane), nicht-literarischen (Paris Match), fachsprachlichen (Abhandlungen über Akustik, Musikkritiken) und sprechsprachlichen (Tonbandaufnahmen durch Interviewer) Texten (p. 16–19), im Ganzen ein corpus aus 746000 Wörtern mit gut ausgewogenem Verhältnis der Textsorten (Gougenheims *Français fondamental* [nur gesprochene Äußerungen] enthält 312135 Wörter, Juillands *Frequency Dictionary* [nur nach schriftsprachlichen Texten] 500000 Wörter)². Außerdem wurde auf Grund von Wörterbuchangaben (*Larousse analogique* und *Robert*³) ein vorläufiges Inventar aus 195 Vokabeln erstellt, von denen nur etwa die Hälfte im Text-corpus belegt ist! Diese Feststellung führt zu der schon sehr berechtigter Weise vom Autor selbst aufgeworfenen Frage, ob daher das corpus nicht noch um ein Vielfaches größer sein müßte, um wenigstens die Mehrzahl der betreffenden Wörter zu erfassen (p. 39). Als die 10 häufigsten Vokabeln des gesamten Inventars erweisen sich: *silence, musique, bruit, ton, silencieux, grave, sonner, murmurer, sourd, claquer* (in dieser Rangfolge), was jedoch nichts über die semantische Hierarchie aussagt, denn die Analysen ergeben als die «allgemeinsten» Bezeichnungen für «Schall (und sein Fehlen)» *son, bruit, silence, silencieux*. Wie zu erwarten, besitzen die literarischen Texte einen besonders differenzierten, die sprechsprachlichen Texte einen weit undifferenzierteren Wortschatz, dessen Einfachheit nur noch die fachsprachlichen Texte überbieten (p. 26ss.)

Das Wortfeld selbst zeigt sich als eine «teilweise hierarchisch organisierte Struktur von inhaerenten semantischen Merkmalen» (p. 147), an deren Spitze das Merkmal «Schall» steht. Die Merkmale werden ermittelt durch Substitutionsproben, zur feineren Differenzierung auch durch Konstruktion von Tautologien und von widersprüchlichen Sätzen. Das Feld enthält alle Wörter und nur solche Wörter, die «Schall» bezeichnen, der «nicht zur Mitteilung oder zur Äußerung innerer Impulse dient» (p. 147); damit scheiden alle Bezeichnungen für ausschließlich menschliche und tierische Laute aus. Ebenso vernachlässigt werden Wörter, die nur einen Teilaspekt eines Schalls oder seinen zeitlichen Ablauf schildern (*accord, rythme, etc.*) (p. 21).

Zwei Eigenheiten charakterisieren das fr. Wortfeld für «Schall»: Es wird erstens nicht nur durch inhaerente semantische Merkmale geprägt, sondern auch durch kontextuelle se-

¹ Das Wortfeld «Schall» wurde bereits schon einmal für das Deutsche untersucht, cf. E. COSERIU, *Zur Vorgeschichte der strukturellen Semantik: Heyses Analyse des Wortfeldes 'Schall'*, in: *To Honor Roman Jakobson*, The Hague 1967, p. 489–498; auch in E. COSERIU, *Sprache, Strukturen und Funktionen, XII Aufsätze...*, Tübingen 1970, p. 181–192. HEYES Analyse von 1856 ist eine der ersten Arbeiten, die dem nahe kommt, was wir heute als strukturelle Inhaltsanalyse bezeichnen. Für das Englische steht eine knappe Skizze des Wortfeldes «Schall» von A. LEHRER (*Semantic Fields and Lexical Structure*, Amsterdam 1974, p. 40s.) zur Verfügung.

² G. GOUGENHEIM u.a., *L'élaboration du français fondamental 1er degré*, Paris 1967; A. JUILLAND u.a., *Frequency Dictionary of French Words*, The Hague 1970.

³ CH. MAQUET, *Dictionnaire analogique*. Répertoire moderne des mots par les idées, des idées par les mots, d'après les principes de P. Boissière, Paris 1971; P. ROBERT, *Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française*, Paris 1973.

mantische Merkmale bestimmt (p. 135ss.). Damit hängt zusammen, daß zweitens das Archisemem «Schall» des Feldes sich nicht nur durch ein, sondern durch mehrere Archilexeme, nämlich *son*, *bruit*, *silence*, *sonorité*, *résonance*, *ton*, *sonore*, *silencieux*, aktualisieren läßt (p. 95). Dies deshalb, weil jedes dieser Wörter in bestimmten Kontexten seine Bedeutung auf das eine Merkmal «Schall» reduzieren kann. Es herrscht also weitgehende Polysemie und starke Abhängigkeit vom Kontext. Die kontextuellen Merkmale, 18 an der Zahl («Sache», «Mensch», «Reibung», etc.), gehören alle nur der einen Dimension «Ursache des Schallereignisses» an (p. 135). Theoretisch fragwürdig erscheint uns die Ausdehnung des Wortfeldes durch Einführung des privativen Merkmals «– Schall (= Fehlen von Schall)», was zur Aufnahme von *silence* und *silencieux* (p. 85ss.) und zur Erweiterung des Archilexembegriffs um die Antonyme führt. – Die hierarchische Struktur gliedert das Wortfeld in die Bereiche: Archisembereich, «Lautstärke», «Resonanz», «spezifische Geräusche». Sie gründet sich auf 16 inhaerente semantische Merkmale («Schall», «Lautstärke», «Mittönen», etc.), die ihrerseits 7 Dimensionen («Frequenz», «Zeitlicher Ablauf», etc.) zugeordnet sind (p. 123ss.). Auf diese Weise werden 55 Wörter (Substantive, Verben, Adjektive, 2 Adverbien) mit 79 Bedeutungsvarianten erfaßt.

Unverständlich bleiben uns die Merkmale von *silence I* «– Schall», also «Stille im Sinn von Geräuschlosigkeit» im Schema 22 (p. 89): Dort ist das Merkmal «sprechen» als fakultativ (durch das Symbol: 0) angegeben mit dem zusätzlichen Hinweis «kann sich auf Tiere und Sachen (Symbol: +), aber nicht auf Menschen (Symbol: –) beziehen»! Selbstverständlich ist für «Geräuschlosigkeit» aber doch auch Vermeiden von Sprechen Voraussetzung und diese Geräuschlosigkeit kann sich ebenso gut auf Menschen wie auf Tiere beziehen. Über die Berechtigung der Aufnahme von *chahuter* ins Wortfeld läßt sich streiten, denn nach der Definition: 1. «Crier en dansant»; 2. «faire du chahut» (Robert, s.v.) (Bedeutung also «toben, randalieren», cf. auch p. 102) dient das Verb doch wohl der «Äußerung innerer Impulse», liegt also außerhalb der oben erwähnten Abgrenzung des Feldes.

Die Praesentation beschränkt sich auf die einzelsprachlich bedingte Struktur⁴, Ansätze für eine onomasiologische und übereinzelsprachliche systematische Darstellung zeigen sich in der Konstruktion einiger nicht realisierter Merkmalkombinationen (p. 69) und der Erfassung der Merkmale in Dimensionen, die sich ihrerseits unmittelbar auf außersprachliche Gegebenheiten (p. 127) beziehen. Auch wenn daher kein außereinzelsprachliches Begriffs-system⁵ intendiert ist, scheint es dennoch wünschenswert, den außersprachlichen Zusammenhang der Merkmale auch in der Terminologie soweit wie möglich zu berücksichtigen. Deshalb halten wir bei der Gliederung der Dimension «Ursache» die Bezeichnung der beiden Untergruppen: *konkrete Ursache* (Sache [Flüssigkeit, etc.], Mensch) und *abstrakte Ursache* (Reibung, Spannung, Fließen, Aufschlag, Explosion, Gewitter) (p. 139) für unzutreffend. Eine Reibung z.B. ist physikalisch genau so konkret wie eine Sache oder ein Mensch, etc. Vielmehr handelt es sich bei den beiden Gruppen um Ursachen, die sich nicht ausschließen sondern ergänzen: Eine Sache oder ein Mensch verursachen ein Geräusch etwa durch Reibung, Aufschlag, etc., Flüssigkeit erzeugt ein Geräusch durch Fließen, etc. Daraus folgt, daß die Sache und der Mensch sozusagen die mittelbaren Ursachen sind, welche über die unmittelbaren Ursachen der Reibung, des Fließens, etc. das betreffende Geräusch erzeugen. Wir würden deshalb die Bezeichnung *konkrete*, bzw. *abstrakte Ursache* durch *mittelbare*, bzw. *unmittelbare Ursache* ersetzen.

⁴ Hinweise auf die Möglichkeiten einer auch onomasiologisch orientierten Analyse ebenfalls in der Rezension dieser Arbeit durch K. BALDINGER, *ZRPh.* 97 (1981), 458–460.

⁵ Dazu v.a. K. HEGER, *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, *ZRPh.* 80 (1964), 486–516.

Das Thema dieses Wortfeldes führt auch zu den Problemen der Onomatopöie und der Metapher/Metonymie, denen der Autor in je einem Kapitel Rechnung trägt. Er kann zeigen, daß die onomatopöischen Wörter als besondere Kategorie des Wortschatzes anzusehen und deshalb aus diesem Wortfeld auszuklammern sind. Dagegen spielen Metonymie und Metapher – bes. die synästhetische (*un son aigre*, 198) und die Klassenaustausch-Metapher (*concert des insectes*, 20) – eine wichtige Rolle.

Fehler sind uns kaum aufgefallen⁶, die Ausnahme bildet der letzte Abschnitt p. 147, der unverständlich bleibt, wenn nicht folgende Korrekturen vorgenommen werden: Kontextuelle semantische Merkmale ..., die die Schallursache angeben, sei es die ‘konkrete Ursache’ (z.B. Reibung), sei es die ‘abstrakte Ursache’ (z.B. Sache). Lies: ... ‘konkrete Ursache’ (z.B. ‘Sache’) ... ‘abstrakte Ursache’ (z.B. ‘Reibung’). Und: bei *chahut* und *chahuter* ist die abstrakte Ursache ein ‘Mensch’. Lies: ... die ‘konkrete Ursache’ ... Die unter «spezifische Geräusche» unter anderen S. 110ff. beschriebenen Verben *craquer* und *nasiller* vermissen wir im Schema p. 123, das ja einen vollständigen Überblick über das Wortfeld «Schall» geben soll (p. 122ss.) Statistische Listen und Verzeichnisse des behandelten Materials im Anhang erleichtern zusätzlich den Überblick über diese Darstellung eines in seinem Typus nicht uninteressanten Wortfeldes.

Karl Brademann



HELMUT STIMM (Hrsg.), *Zur Geschichte des gesprochenen Französisch und zur Sprachlenkung im Gegenwartsfranzösischen. Beiträge des Saarbrücker Romanistentages 1979*, Wiesbaden (Franz Steiner Verlag) 1980 (ZFSL Beihefte, Neue Folge, Heft 6).

Il a fallu un certain temps à la linguistique française pour faire de la langue parlée un objet de recherche légitime. Il était logique de commencer par la perspective synchronique et d'opposer théoriquement et méthodologiquement le parlé et l'écrit, l'oral et le scriptural en français moderne. Mais cette dichotomie a une dimension historique: y a-t-il toujours eu de telles différences entre les deux manifestations du français ou assistons-nous à une différenciation progressive? Les traits caractéristiques du français parlé sont-ils d'apparition récente ou ancienne? La langue parlée est-elle, en d'autres termes, conservatrice ou révolutionnaire? Voilà quelques-unes des questions qui font aujourd'hui l'objet d'après polémiques, surtout parmi les romanistes allemands. Il faut donc, pour nous permettre d'y voir clair, écrire l'histoire du français parlé. Reflet de ces discussions, le présent volume laisse pourtant penser qu'on a parfois engagé la bataille avant d'avoir suffisamment reconnu le terrain. Les textes recueillis par Helmut Stimm lors de l'Assemblée bisannuelle des romanistes allemands en 1979 présentent en tout cas une recherche qui, bien qu'en pleine effervescence, est encore tâtonnante, loin d'avoir trouvé des assises solides et de pouvoir présenter des résultats définitifs.

Le volume s'ouvre par une contribution de Gerhard Ernst intitulée *Prolegomena zu einer Geschichte des gesprochenen Französisch* (p. 1–14). Son intérêt méthodologique évident réside dans une évaluation critique des différentes sources possibles pour une histoire du français parlé:

⁶ Aus dem Inhaltsverzeichnis sollte der Hinweis auf einen in der Ag. berechtigerweise nicht mehr erscheinenden Lebenslauf verschwinden.

1. transcriptions historiques de discours réels. Ernst cite, comme exemple, un texte auquel on peut faire confiance, le «Journal sur l'enfance et la jeunesse de Louis XIII»;
2. dialogues exemplaires fictifs dans des textes didactiques. Mais l'auteur préconise ici la prudence et ne les admet que pour confirmer des résultats obtenus par d'autres moyens;
3. discours directs fictifs dans des pièces de théâtre/dans des textes narratifs. Le problème de la littérarité de ces textes est naturellement soulevé et nous sommes mis en garde contre les stylisations du type «genre poissard»;
4. textes d'ordre métalangagier. Il s'agit avant tout de textes thématisant l'oppositon parlé/écrit, ainsi en particulier les *antibarbari* du 19^e siècle, qui constituent une source inestimable pour l'histoire du français parlé aussi bien que du français régional;
5. évolution du français parlé hors de France. Ernst pense notamment ici aux créoles français et au québécois, sources indirectes mais précieuses pour connaître le français de l'époque.

L'histoire du français parlé devra nécessairement passer par des études particulières. On donnera volontiers raison à Ernst lorsqu'il préconise une prudence extrême dans le maniement des sources diverses afin d'éviter de confondre de façon prématurée – et lourde de conséquences – des caractéristiques du code parlé avec d'autres différences (régionales, sociales, stylistiques) par rapport à la norme écrite bien connue.

Les deux études suivantes gravitent chacune autour d'une des sources mentionnées. Christian Schmitt, *Gesprochenes Französisch um 1600* (p. 15–32), a dépouillé le *Linguae Gallicae et Italicae hortulus amoenissimus* de Abraham La Faye (Halle 1608, réimpression de 1973) pour y étudier l'omission de *ne*, la fréquence d'emploi du passé simple et du futur synthétique, l'interrogation par intonation, le remplacement de *nous* par *on*, etc. Dans l'ensemble, ses recherches ne confirment pas l'ancienneté des phénomènes étudiés, excepté en ce qui concerne le passé simple. Néanmoins, la portée de ses résultats est diminuée par l'absence de toute évaluation critique de la source utilisée, qui appartient pourtant à la catégorie dont Ernst mettait le plus en doute l'authenticité. Le principal mérite de Franz Josef Hausmann, *Zur Rekonstruktion des um 1730 gesprochenen Französisch* (p. 33–46), est de publier en annexe le texte qui lui sert de référence: *Le Bordel ou le Jean-foutre puni* du comte Caylus (1692–1765). En effet, l'authenticité du langage parlé par les personnages n'est étayée que pour le lexique, car celui-ci contient de nombreuses expressions idiomatiques du registre vulgaire encore employées de nos jours et dont les premières attestations connues étaient parfois beaucoup plus récentes (par ex. *foutre qn à la porte*, *se foutre de qn*, *tout est foutu*, *elle vaut le coup*, *me tomber sous la patte*, etc.). Que les caractéristiques morphosyntaxiques du français parlé actuel ne s'y retrouvent pas, ne constitue par contre aucune preuve de leur modernité, mais serait plutôt dû, comme Hausmann l'admet lui-même, à l'artificialité du langage de Caylus.

La contribution de Günter Holtus, *Français parlé und Italiano parlato* (p. 47–57), présente d'abord de façon sommaire les résultats d'une recherche sur un corpus de français parlé moderne. Les points d'observations choisis étaient: emploi du subjonctif, mise en relief, marques de l'articulation du discours, ordre du thème et du rhème, fréquences lexicales spécifiques. En comparant l'état de la recherche pour le français et pour l'italien, Holtus constate d'abord l'avance sensible de la recherche en français. Mais il souligne aussi que l'unité de l'italien parlé n'est que relativement récente et que l'on confond trop souvent l'*italiano popolare* dans sa manifestation scripturale avec l'italien parlé.

Le décision de l'éditeur d'inclure dans le même volume les études citées et deux contributions ayant trait à la description «extrinsèque» du français moderne est tout à fait légitime. N'est-ce pas l'importance conférée à l'étude des phénomènes de variation à l'intérieur d'une langue historique qui a fait renaître l'intérêt pour les questions touchant les efforts normalisa-

teurs et leur réception ? Le titre de l'article de Bernd Fugger est prometteur : *Die Einstellung der Franzosen zur französischen Sprachpolitik* (p. 58–78). Son double objectif est de déterminer d'abord ce que les français (cultivés) savent sur la politique gouvernementale et paragouvernementale «de défense du français» et quelle est leur attitude par rapport à une telle politique ; mais il veut aussi et surtout connaître les conséquences pratiques des Arrêtés Ministériels du 1^{er} janvier 1977 remplaçant certains mots d'origine anglaise par leurs correspondants français. Malheureusement, son étude n'est satisfaisante ni quant à la méthode employée, ni quant à sa représentativité. 2500 questionnaires imprimés, 204 réponses retenues (ou obtenues ?), mais des pourcentages (toujours des multiples de 7,69 %) qui donnent à entendre qu'on a travaillé effectivement avec 13 individus seulement : voilà qui dit bien peu de choses sur les attitudes des français. De son côté, la méthode choisie pour déterminer les connaissances lexicales des informateurs est sujette à caution. En demandant de définir les significations des termes proscrits et proposés respectivement et de préciser la différence sémantique ressentie entre ces mêmes couples de termes (par ex. *postsonorisation/play-back*, *cadreur/cameraman*, etc.), on déclenche une activité de verbalisation métalinguistique qu'il ne faut surtout pas confondre avec les connaissances réelles. Comment interpréter le fait qu'un informateur n'utilise pas le «synonyme» correspondant lorsqu'il est appelé à définir les termes anglais et français respectivement ? Cela n'indique pas nécessairement une lacune lexicale. Savoir paraphraser un anglicisme par un néologisme autochtone quasi-synonyme et vice-versa est une faculté qui, si elle n'est pas dénuée d'intérêt, ne peut certainement pas être assimilée à la mémoire lexicale. Moins ambitieuse, l'étude de Jutta Langenbacher, *Normative Lexikologie. Die «Communiqués de mise en garde» der Académie française (1964–1978) und ihre Rezeption in den französischen Wörterbüchern der Gegenwart* (p. 79–95), est plus solide. Il s'agissait de voir si, et si oui sous quelle forme, les dictionnaires tiennent compte des mises en garde de l'Académie. L'auteur montre bien les difficultés que les «Communiqués» posent aux lexicographes et les différences considérables dans les réactions de ces derniers. Parmi les dictionnaires dépouillés (*Lexis*, *Logos*, *Petit Robert* 1978, *Grand Larousse de la langue française*, *Petit Larousse illustré* 1978), *Logos* serait le plus puriste. Sans que l'on puisse les accuser d'indifférence par rapport aux normes prescriptives, *Lexis* et *GLLF* semblent faire preuve d'une plus grande ouverture par rapport aux normes d'usage.

Après une phase de domination d'une perspective «systémique», une approche linguistique qui s'attache plutôt à la richesse et au dynamisme de la variation, soit dans la langue moderne, soit dans des stades anciens de la langue, reprend tous ses droits. Il en est bien ainsi. Le présent recueil manifeste l'importance de ce courant chez les romanistes allemands, lesquels ne l'avaient d'ailleurs jamais totalement négligé. Voilà un pas de fait dans la bonne direction. Que les contributions contenues dans le présent volume ne soient pas toutes d'intérêt et de rigueur égales n'y change rien.

Georges Lüdi



ROBERT-LÉON WAGNER, *Essais de linguistique française*, Paris (Nathan) 1980, 197 p.

Zögernd und widerstrebend hat R.-L. Wagner der Initiative von J. Pinchon, H. Mitterand und B. Quémada schließlich doch nachgegeben und seine Zustimmung zur vorliegenden Aufsatzsammlung erteilt. Sie umfaßt 18 Studien, die zwischen 1948 und 1980 entstanden sind und die von den drei Initianten ausgewählt und durchgesehen wurden. Wagner selbst hat einen *Avant-propos* beigesteuert, in dem er gewissermaßen die Bilanz seines Lebens als For-

scher und Lehrer zieht (p. 5–11). Immer offen für neue Theorien, Methoden und Fragestellungen, gilt sein Interesse v.a. den Fortschritten der Linguistik in den letzten 50 Jahren – und in diesem Sinne ist auch jeder der berücksichtigten Aufsätze eine Art Schlußpunkt im Hinblick auf eine eigene Erfahrung. Stilistik (als harmonisches Gleichgewicht der unterschiedlichen Komponenten eines Textes), textuelle Lexikologie (als Integration von Lexikologie und Strukturalismus), Phonologie (als linguistische Modellwissenschaft) und das Verhältnis von *langue* (im Sinne Saussures: *Diasystem*) und Subsystemen (*usages*) sind die Themen, die in diesem Rückblick im Vordergrund stehen. Sie dienen Wagner dazu, für eine «spontane» Sprache zu plädieren und gegen den Fetisch des *bon usage* zu Felde zu ziehen; dementsprechend hat eine sinnvolle Linguistik die je unterschiedlichen Realisierungs- und Kommunikationsbedingungen zu berücksichtigen und kann deshalb nicht anders als pragmatisch orientiert sein – Leitbild in diesem Sinne ist für ihn der *EGLF* von Damourette und Pichon, eine Art pragmalinguistische Summa «avant la lettre». «Pragmatische Orientierung» heißt für Wagner aber gleichzeitig auch Absage an jede Ideologisierung der Wissenschaft und an jegliches Sektierertum. In dieser Hinsicht müssen sich die Nachfolger von E. Pichon (> Psychoanalyse) und G. Guillaume (> Psychosystematik) harte Kritik gefallen lassen: sie hätten effiziente Forschungsinstrumente bzw. -hypothesen zu ideologischen Popanzen pervertiert und würden sie nur noch zu pseudophilosophischem Geschwätz mißbrauchen. Wahrlich, man wäre versucht zu sagen: Wagners Wort in Gottes Ohr!

Die 18 Studien sind in 4 Sektionen angeordnet. Die erste, *Le langage et les signes*, beginnt mit dem Aufsatz *Le langage et l'homme* (p. 15–31) aus dem Jahre 1948. Wagner skizziert zuerst die Entwicklung der linguistischen Fragestellung von Plato bis zum 20. Jh., um sich dann der entscheidenden Wende, Saussures *Cours de linguistique générale* zuzuwenden und die zentralen Themen kurz vorzustellen: individuelle und soziale Aspekte der *langue*, *linguistique externe* und *linguistique interne*, Sprache als Wertsystem, historische Systemveränderungen als Folge von Einzelveränderungen, Synchronie und Diachronie, usw. Auch (oder gerade!) aus heutiger Sicht entscheidend scheint mir Wagners Insistieren auf der Tatsache zu sein, daß «Erklärungen» von historischen Veränderungen immer nur *a posteriori* möglich sind: der Verlust von alten bzw. die Grammatikalisierung von neuen Formen bleibt ein mysteriöser Prozeß, die Realisierung einer Lösung in einem ganzen Büschel von Möglichkeiten. Nicht weniger beachtenswert ist, daß Wagner bereits 1948 die Bedeutung der (diatopischen, diastratischen, diaphasischen) Subsysteme sowie der Aphasieforschung mit aller Deutlichkeit erkannt hat und von hier aus zum gemeinsamen Forschungsinteresse sowohl der Psychologen als auch der Linguisten vorstößt: der Integration von Sprache und Mensch und dem sprachlichen Ausdruck menschlichen Denkens. Sprachliche Formulierung ist für Wagner immer die letzte Phase menschlichen Denkens, eine *servitude* für den Gedanken-ausdruck. Die Darstellung dieser Zusammenhänge scheint Wagner sowohl aufgrund des Ansatzes von Damourette/Pichon als auch (und vor allem) aufgrund desjenigen von Guillaume möglich. Ausgehend von Guillaumes *schème sublinguistique* und den Versuchen von Vendryès gelangt er so (1948) zu einem Plädoyer für eine Interlinguistik (im Sinne Wandruszkas). Die Studie schließt (immer 1948!) mit der Feststellung, daß jedes Sprechen Handeln sei. – In *Espace, temps* (1963; p. 33–36) nimmt Wagner das Erscheinen von G. Matoré, *L'espace humain* (1962) und A. Klum, *Verbe et adverbe* (1961) zum Anlaß, die guillaumistische Grundtheorie von Raum (> Subst.) und Zeit (> Verb) in Frage zu stellen. Der Nutzen einer derartigen Hypothese wird nicht gelegnet. Gleichzeitig betont aber Wagner, daß es hier um zwei Grundgegebenheiten sprachlichen Handelns gehe; gerade aus diesem Grunde sei es unmöglich, sie nur aufgrund abstrakter Kategorien zu erfassen: ihre wahre Dimension könnten sie erst im Rahmen einer umfassenden Handlungs- und Verhaltenswissenschaft gewinnen. Wir haben hier somit eine Spezifikation der Perspektive, die am Ende des ersten Auf-

satzes eröffnet wurde. – Die dritte Studie, *Signes, signification et sémantique* (1961; p. 37–41) ist vergleichbar angelegt. Wagner nimmt das Erscheinen von M. Merleau-Ponty, *Signes* (1961) und R. Godel, *Les sources manuscrites du Cours de linguistique générale de F. de Saussure* (1957) zum Anlaß, um die Zweiseitigkeit des Zeichens, die arbiträre Zuordnung von *signifié* und *signifiant* sowie die Arbitrarietät des Referenzbezugs (*arbitraire radical*) zu diskutieren. Die doppelte Arbitrarietät läßt sich für ihn nur aus der jeweiligen Situation der Institution und des Gebrauchs verstehen bzw. überwinden. Damit wären wir wieder bei der Sprachwissenschaft als Handlungswissenschaft – und darüber hinaus bei der Stilistik: Stil erscheint hier als originärer Gebrauch von Sprache. – Auch in *Voix et écritures* (1964; p. 43–47) sind es einige neue Publikationen, die Wagner zu Reflexionen über die verschiedenen Schriftsysteme, ihren semiologischen Status und das Verhältnis von Motivation und Arbitrarietät veranlassen.

Auch der zweite Teil, *Théorie de la linguistique française*, beginnt mit einem besprechungsähnlichen Text (1950; p. 51–53): Wagner nimmt das Erscheinen des 7. Bandes des *EGLF* zum Anlaß, um mit der «onomasiologischen Grammatik» Brunots (*La pensée et la langue*) abzurechnen, die Vorteile des semasiologischen Ansatzes von Damourette und Pichon herauszustellen und den Einfluß der Sprachstrukturen auf das Denken zu betonen, ein Plädoyer, das fast unweigerlich zu einer Attacke gegen die traditionelle grammatischen Terminologie führen muß. – Die nächste Studie, *Recherches diachroniques et synchroniques* (1969; p. 55–67), ist ein Originalaufsatz. Wagner skizziert zuerst Aufgaben und Zielsetzungen einer synchronischen (strukturellen) Grammatik, um sich anschließend den Fragestellungen der (traditionellen) historischen Grammatik zuzuwenden. Die Darstellung nimmt sich wie eine gedrängte Zusammenfassung der entsprechenden Kapitel des *CLG* (bzw. der zugrunde liegenden Quellen) aus, und so kann es denn auch nicht erstaunen, daß beiden Betrachtungsweisen ihre Existenzberechtigung zuerkannt wird. Allerdings sieht Wagner die Mängel der traditionellen historischen Grammatik sehr deutlich; sie befaßt sich nur mit den Veränderungen, während sie die Konstanten vernachläßigt, und überdies untersucht sie immer nur Einzelphänomene ohne nach deren Wert innerhalb des Systems zu fragen, was oft zur Postulierung von rein spekulativen Zwischenstufen in der Entwicklungskette führt. Fast zwingend ergibt sich daraus die Forderung nach einer Reform der historischen Grammatik, die in Zukunft auf einer Strukturbeschreibung sukzessiver Sprachzustände aufbauen soll. Daß eine solche Zielsetzung große Probleme, v.a. in den Bereichen Syntax und Semantik, zu überwinden hat, sieht Wagner durchaus, und es trifft sicher zu, daß die Schwierigkeiten im Bereich der Phonologie am geringsten sind. Weniger annehmbar scheint mir Wagners Versuch zu sein, Lucien Foulet als Vorläufer des Strukturalismus darzustellen, ist seine *Petite Syntaxe* doch gerade durch eine übermäßig starke Orientierung am Modernfranzösischen gekennzeichnet, die nur *abweichende* Strukturen in den Blick treten läßt. Und Brunot fehlt doch weitgehend ein struktureller Ansatz: eine Fülle von Einzelerscheinungen macht – selbst irgendwie klassiert – noch lange kein System aus! – Eine ähnliche Orientierung hat auch der Beitrag *Analyse et comparaison en linguistique* (1948; p. 69–76), in dem Wagner, ausgehend von einem Protest gegen die Vermischung von Psychologie und Linguistik, für einen auf Strukturbeschreibungen beruhenden Sprachvergleich plädiert. Um auf dieser «mittleren» Ebene zwischen den anthropologischen Konstanten (Universalien) und den *effets de sens* operieren zu können, benötigt man allerdings noch eine «neutrale» Beschreibungssprache, die der Verfasser zu diesem Zeitpunkt noch am ehesten im Ansatz Guillaumes zu finden glaubt. – Der letzte Beitrag dieser Sektion, *Grammaire – Analyse – Signification* (1964; p. 77–83) präsentiert sich zuerst wie ein Resümee der vorhergehenden Studien, d.h. als erneutes Plädoyer für eine strukturelle Sprachanalyse. Gleichzeitig betont Wagner aber auch, daß es nicht genüge, die Sprache als Instrument oder Kode aufzufassen: nicht nur müssen die verschiedenen Subsysteme und ihre

Interferenzen mit berücksichtigt werden, es muß vielmehr auch den Anwendungsmodalitäten der Einheiten Rechnung getragen werden. Dies führt zu einer *Linguistique de la parole* bzw. einem pragmatischen Ansatz. Allerdings scheint es mir zweifelhaft, wenn diese Gegebenheiten einfach mit *Stil* gleichgesetzt werden: Stil ist nur ein Teil von Sprachverwendung bzw. eine (von verschiedenen möglichen) Betrachtungsweise dieses Phänomens. Noch inadäquater scheint mir die im gleichen Atemzug vorgenommene Gleichsetzung mit Syntax, denn syntaktische Einheiten sind ebenso sprachliche Einheiten der *langue* wie Moneme, Lexien usw. – sie situieren sich nur auf einer höheren (komplexeren) Hierarchiestufe. Und wie alle sprachlichen Einheiten unterliegen sie je spezifischen Aktivierungsmodalitäten in der Rede. In diesem Punkte ist Wagners Ansatz zweifellos nicht mehr auf dem jüngsten Stande der theoretischen Reflexion.

Waren die ersten beiden Kapitel theoretischer Natur, so finden sich im dritten Teil des Bandes konkrete Analysen, die immer wieder durch ihre Differenziertheit und Subtilität überraschen. In *A propos de «c'est»* (1966; p. 87–92) grenzt Wagner den Verwendungsbereich dieses «présentatif» gegenüber *voilà, il y a* und neutralem *il* einerseits, gegenüber *il/elle* andererseits ab. – Noch subtiler ist der Beitrag *«il y a»* (1969; p. 93–102), in dem Wagner die Verwendungsbereiche von *il y a*, *il est* und *il existe* gegeneinander abzugrenzen versucht. In *il y a + X* wäre die Präsentationsformel selbst unbetont, der Sprecher würde die Existenz von X passiv akzeptieren; in *il est + X* dagegen wäre die Präsentationsformel betont und die Existenz von X würde vom Sprecher aktiv gesetzt. *Il existe + X* schließlich wäre mit *il est + X* aufs engste verwandt, würde aber im Gegensatz zu diesem ein personalisiertes bzw. individualisiertes X präsupponieren. – In *Les mots construits dérivés en français* (1961; p. 103–110) liefert Wagner eine Art Skizze einer (sich auf Präfix- und Suffixbildungen beschränkenden) Wortbildungslehre. Vor allem anhand der deverbalen Ableitungen werden Probleme wie: Bildung von Wortfamilien; defiziente Ableitungsserien; stilisierte Effekte; usw. kurz andiskutiert. Schade, daß aus diesem gelungenen Ansatz nie eine umfassende fr. Wortbildungslehre geworden ist! – Die auf der Nichtberücksichtigung der Komposita in der vorhergehenden Studie beruhende Lücke wird in *Les mots construits en français* geschlossen (1969; p. 111–122). Es handelt sich um eine außerordentlich kritische Auseinandersetzung mit der Dissertation von Chr. Rohrer (1967), dem Wagner bibliographische Versäumnisse, eine Fülle von Fehlinterpretationen sowie das Fehlen jeglicher historischer Perspektiven vorwirft. Ob dies in dem von Rohrer gewählten Rahmen wirklich ein Mangel ist, wage ich zu bezweifeln, und ebenso unhaltbar scheinen mir die Angriffe gegen die «Syntaktisierung» der Komposita zu sein. Sicher: bei der Entstehung von *pare-brise* wird ein bereits bestehendes Muster aktiviert und nicht etwa eine Kondensierung von *X pare de la brise* vorgenommen – aber solches behauptet Rohrer auch nirgends! Die Auflösung in syntaktische Konstruktionen dient nur dazu, die Relation zwischen den Kompositionselementen deutlich zu machen und damit die Semantik dieser Ausdrücke zu präzisieren. Gerade Rohrers Analysen beweisen, daß das von Wagner immer wieder beschworene Modell *déterminé-déterminant* eine unzulässige Reduktion einer Fülle von relational-semantischen Typen darstellen würde! – In *A propos des dictionnaires* (1975; p. 123–144) kommen wir schließlich zur Lexikologie und Lexikographie. Wagner vergleicht zuerst *LarLF* und *TLF*, die sich sowohl hinsichtlich des Zielpublikums als auch der Korpuskonstitution erheblich voneinander unterscheiden. Willkür im Aufbau der Nomenklatur, hinsichtlich der Korpuskonstitution und der Exzerpte ist beiden eigen, und beide beschränken sich auch mehr oder weniger ausschließlich auf die Literatursprache (wobei überdies die verschiedensten Synchronien vermischt werden). Alle diese Mängel will Wagner für sein Inventar der politischen Sprache (Ende 18. Jh. bis heute) vermeiden, das im Auftrag des CNRS im Entstehen begriffen ist. – In *Les sens du substantif français «côté» (Essai de classement)* (1974; p. 145–153) versucht Wagner eine Strukturierung und Klassifizierung der verschiedenen

Bedeutungen von *côté* in 5 Gruppen aufgrund von Semanalysen, wobei auch Konkurrenzformen wie *côte*, *llez*, *flanc* usw. mitberücksichtigt werden. Allerdings stößt er nicht zur Aufstellung einer vollständigen Semstruktur vor, sondern begnügt sich mit der Angabe des je distinktiven Zugs gegenüber den Nebenbedeutungen ('latéral'; 'limite'; 'direction' usw.). Überdies bleibt die Semidentifikation fragwürdig: sie beruht nicht auf Kommutationsproben, sondern (v.a. im letzten Teil des Beitrags) weitgehend auf willkürlicher Extrapolation aus Referenzgegebenheiten. – *Quelques aspects des événements de mai 1968* (1969; p. 155–169) ist nur bedingt eine linguistische Studie. Primär schildert Wagner die Ereignisse vom Mai 1968 aus der Sicht des (liberalen) Universitätsprofessors, was ihm als Linguisten immerhin Gelegenheit gibt, Geschichte und Schicksal einer Reihe von Terminen wie: *incident/troubles – événements – affrontements – mouvement – contestation – dialogue – réforme – groupuscule – récupération* (und andere Ableitungen von *récupérer* usw.), anzusprechen. Wesentliches, übergreifendes Faktum dieser Ereignisse scheint aber eine Schärfung des sprachlichen Bewußtseins und eine neue Kommunikationsoffenheit zu sein, die sich in zahlreichen «Wandtexten» niederschlagen, von denen Wagner zum Schluß einige kommentiert.

Die vierte Sektion trägt die Überschrift *Styles* und beginnt mit der Studie *Les valeurs de l'italique. Notes de lecture sur «Lucien Leuwen» de Stendhal* (1954; p. 173–180). Wagner untersucht in skizzenhafter Form den Gebrauch der Kursive bei Stendhal im Vergleich zu Flaubert (und Balzac). Gemeinsamer Nenner ist die Hervorhebungsfunktion, die jedoch verschiedene Sinneffekte produzieren kann: Insistenz, Fremdheit, Entschuldigung (für Vulgarität), Euphemismus, usw. Typisch für Stendhal (und damit idiolektal) scheint die Tendenz zu sein, personencharakteristische Elemente auf diese Weise zu markieren: sie werden dadurch zu einer Art Regieanweisungen für den Interpreten und reflektieren gewissermaßen Stendhals Bühnenträume. – In *Le Style de Léautaud ou «La leçon d'anatomie* (1957; p. 181–188) zeichnet Wagner die stilistische Entwicklung von Léautaud aufgrund seiner Werke und seines *journal* nach: von der Preziosität über das gesprochene Französisch bis hin zur Vivisektion dieser Sprache. – In *Remarques préliminaires à une étude de la langue de Jean Giono* (1958; p. 189–57) schließlich entwickelt Wagner die Grundzüge seiner Stilkonzeption. Für ihn sind Neubildungen nach produktiven Mustern keine Neologismen – und damit sind sie stilistisch auch nicht markiert. Was die übrigen stilwirksamen Elemente angeht, so plädiert Wagner letztlich für eine Analyse nach Registerzugehörigkeit (diatopisch, diastratisch, diaphasisch), was außerordentlich modern anmutet. Wenig glücklich ist allerdings, daß er als Bezugsebene für die Erfassung der stilistischen Wirksamkeit einfach von der «normalen» Literatursprache ausgeht. Dies mag zwar im Falle von Giono angemessen sein und auch dem Leseverhalten eines Durchschnittsrezipienten entsprechen; um zu einer wirklich allgemeingültigen Formel zu gelangen, müßte aber wohl von der jeweiligen Textnorm (im Sinne von Riffaterres Makrokontext) ausgegangen werden.

Gesamthaft gesehen sind die hier in einem Sammelband zusammengefaßten Beiträge brillant geschrieben und zeugen von einem großen persönlichen Engagement des Verfassers, der immer wieder versucht, seine Ideen und Auffassungen allgemein verständlich einem breiten Publikum nahezubringen. Darunter leidet zwar manchmal die wissenschaftliche Präzision und die Stringenz der Darstellung. Es steht aber außer Zweifel, daß Wagner – bezogen auf den Entstehungszeitpunkt der Arbeiten – in verschiedenen Fällen neue Perspektiven eröffnet und eine große Zahl von zukünftigen Entwicklungen erahnt oder vorhergesehen hat.

Peter Wunderli



MARIE-LOUISE MOREAU, *C'EST. Etude de syntaxe transformationnelle*, Mons (Université de de Mons) 1976, 242 p. (*Editions Universitaires de Mons, Séries Sciences Humaines III*).

Il volume di M.-L. Moreau è dedicato ad una serie di fenomeni sintattici il cui trattamento – in francese o in altre lingue – è o è stato tra i più controversi della recente letteratura generativa: i rapporti intercorrenti tra frasi ‘semplici’ quali «Ha invitato Maria» e le frasi cosiddette ‘dislocate’ («Maria, l'ha invitata»), ‘scisse’ («È Maria che ha invitato») e ‘pseudoscisse’ («Chi ha invitato, è Maria»)¹. La linguistica generale ‘generativa’ se ne è occupata, occorre riconoscere, non tanto per individuare regolarità sintattiche interlinguistiche, quanto per trarne indicazioni sul formato della grammatica. Tutt'altro lo scopo dell'Autrice, cui importa, complessivamente, e a meno di tecnicizzazioni spinte di qualche sezione del suo discorso, di rendere conto in maniera coerente di un'area omogenea della sintassi del francese, ricorrendo per questo agli strumenti di una teoria già elaborata, discutendo la convenienza di più soluzioni alternative offerte dalla teoria, ma senza pretendere di apportarle sostanziali modificazioni. Ciò significa che nella valutazione dei risultati conseguiti non si dovrà trascurare che i dati hanno, come devono avere, un peso altrettanto importante della loro sistematizzazione.

Il titolo del volume si giustifica per il fatto che in francese le scisse («phrases clivées»), le pseudoscisse («phrases pseudo-clivées»), così come una sottoclasse delle dislocate («phrases avec détachement»), quelle collegate ad una frase semplice con struttura di copulativa, presentano tutte la sequenza *c'est*: a dire il vero, le prime due all'inizio del costituente scisso o pseudoscisso (cf. ad es. «C'est un paysan qu'elle a engagé»), e la terza all'inizio ‘di quanto rimane’ (cf. «Son frère, c'est un paysan»). Ricorrere per la delimitazione del tema trattato ad un fattore formale come la sequenza *c'est*, ed escludere di conseguenza una parte dei fenomeni cui la ricerca avrebbe potuto e dovuto naturalmente estendersi, è con tutta probabilità un riflesso della storia interna del lavoro, centrato inizialmente, come pare di capire dalla introduzione (p. 7), sulle scisse e pseudoscisse (per le quali si tratta, come si è già accennato, di sottoporre ad attento esame le soluzioni esistenti), e solo secondariamente, e in funzione accessoria, sulle dislocate e sulle frasi copulative in generale (lo spazio dedicato alle due ultime strutture – 28 e 30 pp. rispettivamente – è nettamente inferiore a quello occupato dalle precedenti).

Senza dubbio va preliminarmente riconosciuta al volume della Moreau una veste linguistica di rara chiarezza e dignità, che, assieme alla altrettanto curata veste grafica, facilita l'esplorazione della selva di ipotesi e controipotesi, e un orientamento di massima in essa. Il volume si presenta come idealmente suddiviso in due parti: una prima parte preparatoria di circa 90 p., comprendente i capp. I-III; ed una seconda parte di circa 200 p. con una esauriente (almeno nelle intenzioni) analisi delle scisse e pseudoscisse. Una breve presentazione, anzitutto, della parte preparatoria, con qualche parola di commento.

(I) Il primo capitolo fornisce una descrizione sommaria delle costruzioni studiate; in un paragrafo conclusivo sulla loro funzione comunicativa (non vi sono esaminate le frasi dislocate), scisse e pseudoscisse vengono equiparate per quanto attiene alla distribuzione di fuoco e presupposizione. In esso pare di carattere inevitabilmente scolastico, alla luce almeno della

¹ I fenomeni in questione non sono certo sconosciuti alla linguistica di scuola non generativa: cf. ad es. CH. BALLY (cit. dalla Moreau), *Linguistique générale et linguistique française*, Bern (Francke) 1950, §§ 61 ss.; spesso tuttavia la loro appartenenza al parlato li relegava in una sorta di limbo, oltre la soglia del quale solo la stilistica ardiva di tanto in tanto gettare lo sguardo: cf. J. MAROUZEAU, *Précis de stylistique française*, Paris (Masson) 1969, p. 159 «La langue vulgaire use constamment de ces dislocations syntaxiques, dont le type est donné par le refrain populaire: 'Il a des bottes, Bastien', ecc.».

attuale diffusione della nozione, la parentesi (p. 27–8) sulla ‘fattività’, mentre viceversa inutilmente vi si cercherebbe una più sottile analisi differenziale delle proprietà comunicative delle scisse e delle pseudoscisse, ad es. nei termini della distinzione DATO (= ‘ciò che viene supposto presente all’attenzione dell’interlocutore’) e NOTO (= ‘ciò che viene supposto far parte delle attuali conoscenze dell’interlocutore, o può esserne dedotto, ma non è presente alla sua attenzione al momento dell’atto di parola’). Tale distinzione, con tutta probabilità, permette di cogliere la specificità comunicativa, in francese (in italiano, ecc.), oltre che delle due costruzioni, anche delle dislocazioni a sinistra e a destra (cfr. per l’inglese E. F. Prince, *A comparison of wh-clefts and it-clefts in discourse*, *Language* 54 (1978), 883–906).

(II) Il secondo capitolo tematizza, dopo un avvio che sembra illusoriamente privilegiare il rapporto tra copulative e dislocate², il problema dell’ordine dei costituenti – e quindi della rispettiva funzione grammaticale – nella struttura profonda di copulative del tipo *A est B*, o più precisamente *SN est SN* (i SN potendo essere realizzati come pronome, come frase, ecc.). Il procedimento seguito consiste nel riconoscere tramite una serie di test sintattici il soggetto della copulativa, e nel ricorrere ad una trasformazione (chiamata ‘permutation-miroir’) per ottenere le copulative il cui soggetto seguia la copula. Ad es. nella coppia (18)/(19) «L’animal le plus élégant est le chat»/«Le chat est l’animal le plus élégant» (p. 36) i SN a sinistra della copula si comportano differentemente rispetto ad:

- a) la scissione (cf. «*C'est l'animal le plus élégant qui est le chat», «C'est le chat qui est l'animal le plus élégant»);
- b) la sostituzione col pronome interrogativo *quel* (cf. «*Quel est le chat?», «Quel est l'animal le plus élégant?»);
- c) la negazione restrittiva sulla predicazione (cf. «*L'animal le plus élégant n'est que le chat»³, «Le chat n'est que l'animal le plus élégant»); ecc.

Definito il soggetto (grammaticale) come il costituente cui sono applicabili le operazioni di scissione, ecc., ne conseguirà che mentre (19) riflette direttamente nell’ordine dei costituenti la struttura profonda, (18) ha subito nel corso della derivazione un riaggiustamento: appunto quella ‘permutation-miroir’ che inverte soggetto e complemento predicativo. L’esistenza della ‘permutation-miroir’ ha un ruolo essenziale nel séguito (oltre all’intrinseca utilità euristica: cf. i fatti elencati alle p. 58–64), intervenendo nella derivazione delle pseudoscisse, oltre che delle dislocate. Si noterà in primo luogo che l’idea di permutazione trasformazionale dell’ordine dei costituenti appariva del tutto naturale nei primi anni degli studi generativi; non è sorprendente ad es. vederne addotta, in un manuale quale N. Ruwet, *Introduction à la grammaire générative*, Paris (Plon) 1968, p. 327–9, una applicazione particolare per connettere tra loro derivazionalmente enunciati come «Paris est la capitale de la France» e «La capitale de la France est Paris»: essi reagiscono diversamente alla scissione, e ciò pare «un argument suffisant» per supporre che l’ordine dei costituenti, in uno dei due enunciati (il secondo), non corrisponda a quello della struttura profonda. Le importanti innovazioni di quadro teorico

² In realtà, gli esempi introdotti (cf. in particolare la coppia (1)/(1'), p. 34 «Barnabé, c'est mon copain»/«Barnabé est mon copain») e la stessa problematica dichiarata (p. 35 «se demander quelles sont les phrases *A est B* qui peuvent équivaloir à des phrases *A, c'est B*») sono solo parzialmente pertinenti per la analisi più generale che segue. Il lettore ad es. è condotto a pensare che l’assenza di rapporto diretto tra (5) e (7) «Le diable, c'est moi» / «*Le diable est moi» (p. 34) sia in qualche modo riconducibile alla applicazione / non applicazione della ‘permutation-miroir’ (cf. sotto), mentre, come del resto è asserito a p. 59, si tratta esclusivamente di una restrizione sulle copulative: che escludono (tranne in «Tu es moi», ecc.) un complemento predicativo pronominale.

³ Giustificate sembrano le perplessità di N. Ruwet (nell’ampia rassegna critica del secondo cap. citata più avanti) riguardo ai giudizi di accettabilità: l’esempio asteriscato è in effetti facilmente contestualizzabile.

intervenute negli ultimi anni, in particolare la tendenza a limitare il tipo di trasformazioni possibili, e la (conseguente) decomposizione delle trasformazioni in ‘passi’ elementari, escluderebbero, ora come ora, il ricorso alla ‘permutation-miroir’ in quanto tale (escluderebbero, a dire il vero, o proporrebbero per esse soluzioni alternative, gran parte delle ipotesi discusse dalla Moreau). Senza assolutizzare l’attuale stadio evolutivo e le possibilità/impossibilità ad esso inerenti, si rileverà tuttavia che l’adeguatezza teorica ed empirica di ‘permutation-miroir’ è stata messa in questione già in una fase intermedia degli sviluppi della ‘Teoria Standard Estesa’ da quello stesso Ruwet che per primo o tra i primi l’aveva proposta: ciò in un articolo di *Recherches Linguistiques* 3 (1975), 143–91⁴. Non è qui possibile rendere conto del complesso argomentare e controargomentare di Ruwet, che esamina da una parte i problemi formali sollevati da una trasformazione di permutazione (ordinamento delle regole, ecc.); e in particolare lo statuto di ‘permutation-miroir’ in quanto regola che effettua simultaneamente due operazioni⁵ e dall’altra i dati empirici su cui la sua introduzione è basata. Le sue conclusioni – che all’analisi proposta non si è accompagnata una valutazione delle conseguenze complessive per il modello grammaticale adottato, e che delle copulative si sono in sostanza isolati solo alcuni aspetti – sono largamente condivisibili, anche se valgono come giudizio limitativo solo per un aspetto, quello tecnico-formale, dello studio della Moreau; i dati accumulati, nel secondo come in altri capitoli del volume, sono indubbiamente la parte meno caduta: il che rimane vero, del resto, per buona parte delle ricerche di sintassi generativa degli anni passati.

(III) Nel terzo breve capitolo sulle dislocate ‘copulative’ sono contrapposte due ipotesi: la prima, sintagmatica (sintagmatico-trasformazionale per la dislocazione a destra), deriva (i) «Mon oncle, c'est un général» e (ii) «C'est un général, mon oncle» da (iii) ‘Mon oncle # — PRESENT + être — un général’⁶ (dove # indica la pausa), intervenendo per (ii) una dislocazione a destra; la seconda deriva (i) e (ii), mediante dislocazioni in opposte direzioni, dalla stessa struttura profonda soggiacente alla frase copulativa (iv) «Mon oncle est un général», e ricorre, come del resto la prima ipotesi, alla ‘permutation-miroir’, applicata prima della dislocazione prescelta, per generare ad es., accanto a «Le rire, c'est le propre de l'homme», anche «Le propre de l'homme, c'est le rire». L’identità dei rapporti che il costituente dislocato intrattiene col resto della frase in (i), (ii), ed entro la copulativa in (iv), e la stretta parentela tra dislocate copulative e dislocate in generale consigliano, secondo l’Autrice, la scelta della seconda soluzione. Si può solo apporre che un anello del ragionamento, la derivazione trasformazionale delle dislocate non copulative (valida «selon toute vraisemblance»⁷), non è così pacifico come la Moreau sembra supporre: si vedano, nell’ampia discussione sull’argomento, almeno P. Hirschbühler, *On the source of lefthand NP's in French*, *Linguistic Inquiry* 6 (1975), 155–66, G. Cinque, *Left Dislocation in Italian: a syntactic and pragmatic analysis*, *Cahiers de lexicologie* 34 (1979), 96–127, H. Altmann, *Formen der «Herausstellung» im Deutschen. Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen*, Tübingen

⁴ *Les phrases copulatives en français (première partie)*; mentre la seconda parte non è a mia conoscenza mai comparsa, la prima, col titolo «Les phrases copulatives», è stata ora ristampata in N. Ruwet, *Grammaire des insultes et autres études*, Paris (Seuil) 1982, p. 207–38.

⁵ Cf. per ipotesi restrittive sulle proprietà formali delle trasformazioni J. BRESNAN, *On the form and functioning of transformations*, *Linguistic Inquiry* 7 (1976), 3–40.

⁶ Curiosamente, nella struttura profonda della Moreau (e nella nota di p. 65) *général* diviene *colonel*.

⁷ Ma cf. la cauta affermazione di p. 76 «comme ces phrases [= le frasi A, c'est B e C'est B, A] manifestent à d'autres points de vue un comportement semblable à celui des phrases avec détachement [...], il ne nous semble pas hasardeux de postuler qu'elles sont dérivées de la même manière, ecc.».

1981, e soprattutto N. Chomsky, *On wh-movement*, in P. W. Culicover, Th. Wasow e A. Akmajian (a cura di), *Formal Syntax*, New York, ecc. 1977, p. 71–132. Di nuovo, le questioni di formalizzazione, misurante a distanza di anni la resistenza, appaiono secondarie rispetto al bagaglio di dati che esse permettono di scoprire; sono proprio le pagine (79ss.) che elencano le restrizioni sulla dislocazione (cf. ad es. la divergente accettabilità di «Un verre de vodka, c'est le meilleur remède» e di «*Quelqu'un parmi vous, c'est Jules») ad attrarre l'attenzione del lettore, e ciò malgrado il fatto evidente che l'accumulo delle restrizioni diminuisce la maneggevolezza e la plausibilità della trasformazione postulata.

Si venga ora alla sostanziosa seconda parte, articolata in due capitoli, il quarto e il quinto del volume. Il quarto esamina tre fonti possibili per le pseudoscisse, ogni tipo di derivazione essendo a sua volta suddiviso in un certo numero di varianti. Si tratta di:

a) una derivazione mediante *relativizzazione e dislocazione*; una pseudoscissa come (A) «Ce qu'il a acheté, c'est un livre» è ottenuta a partire dalla struttura profonda ‘Cela [Il a acheté cela] est un livre’ attraverso la tappa intermedia «Ce qu'il a acheté est un livre» (su cui è già stata eseguita un relativizzazione), alla quale è quindi applicata una dislocazione;

b) una derivazione mediante *estrazione* (ed altre trasformazioni, ad es. quelle menzionate in a); la struttura profonda sottesa ad A è allora la seguente: ‘Cela [Il a acheté un livre] est A’, e a partire da essa l'estrazione produce ‘Cela [Il a acheté cela] est un livre’;

c) una derivazione mediante *soppressione* (e altre trasformazioni); la struttura profonda è ora ‘Cela [Il a acheté cela] est [Il a acheté un livre]’.

Di ogni tipo derivazionale e delle relative varianti l'Autrice esamina in dettaglio vantaggi e svantaggi: sfortunatamente, «aucune solution-miracle n'apparaît au terme de cet examen» (p. 169), e non rimane, dopo il faticoso esercizio (uno di quelli che suscitano l'indignazione dei cultori moderati della grammatica generativa, e la perplessità dei ferventi), che una soluzione di compromesso: la scelta cade su una variante della derivazione sotto a), distinta da quella per il fatto di assumere come soggetto profondo proprio il costituente focalizzato. Alla struttura profonda, che sarà quindi del tipo ‘Un livre est cela [Il a acheté cela]’, si applicherà ‘permutation-miroir’, ottenendo la struttura iniziale della derivazione vista in a), cui si applicheranno poi, appunto come in a), una relativizzazione ed una dislocazione. La derivazione che ricorre anche alla ‘permutation-miroir’ ha certi vantaggi su quella che ne è priva, ma costringe a generare come soggetto un eventuale ‘fuoco’ aggettivale (cf. «Ce qu'il est, c'est abruti» ← ‘Abruti est cela [Il est cela]’), il che appare totalmente *ad hoc*. In un paragrafo conclusivo del capitolo IV (p. 166–70), M.-L. Moreau formula una ipotesi di non minimo ardimento (‘argomentata’, in compenso, con notevole abilità retorica: cfr. le similitudini di p. 169), la quale introduce pari pari nell'organizzazione di una grammatica generativa un principio di analogia sintattica: certe strutture sintattiche S generate dalle regole di base R e dalle trasformazioni T verrebbero assunte come modello per altre strutture sintattiche S’ la cui struttura profonda non può essere generata da R: esse sarebbero per così dire ‘calcate’ direttamente sulle S. Tale sarebbe il caso delle pseudoscisse con fuoco aggettivale.

L'ultimo capitolo, il V, è costruito come il precedente, e passa in rassegna le ipotesi, emesse in un lasso di tempo che va sino all'inizio degli anni Settanta, sulla derivazione delle scisse. Quattro sono le ipotesi prese in considerazione e scartate: nell'ordine, la derivazione mediante

- relativizzazione* (un esempio come (B) «C'est un livre qu'il a acheté» è ottenuto da qualcosa come ‘Cela est un livre [Il a acheté un livre]’);
- estraposizione* della relativa a partire da una tappa intermedia nella derivazione delle pseudoscisse (B ← «Ce qu'il a acheté est un livre»);
- dislocazione a destra e cancellazione* di ce a partire dalla pseudoscissa corrispondente (B ← «C'est un livre, ce qu'il a acheté» ← «Ce qu'il a acheté, c'est un livre»);

d) introduzione di *c'est ... qu*, più eventuali trasformazioni di movimento nel caso il costituente da scindere non fosse quello iniziale ($B \leftarrow \text{'Il a acheté C'EST un livre QU'} \leftarrow \text{«Il a acheté un livre»}$).

Eliminata dopo le altre anche l'ultima derivazione, che è anche intuitivamente la meno sostenibile, si passa ad esaminare un nuovo tipo, la derivazione per *estrazione* (il costituente da scindere viene estratto da un quadro frastico), del quale sono distinti quattro sottotipi secondo la struttura a cui l'estrazione si applica:

e₁) derivazione per estrazione ed estraposizione: $B \leftarrow (\text{estr.}) \text{ 'Ce QU il a acheté est un livre'} \leftarrow (\text{estr.}) \text{ 'Ce QU il a acheté un livre est } A\text{'}$;

e₂) come prima, solo che *ce* è introdotto trasformazionalmente; si danno tre sottovarianti a seconda dell'ordinamento della nuova trasformazione rispetto alle precedenti due: supposto ad es. che essa operi dopo le altre, si avrà, schematicamente: $B \leftarrow (\text{inserz. di } ce) \text{ 'Est un livre QU il a acheté'} \leftarrow (\text{estr.}) \text{ 'QU il a acheté est un livre'} \leftarrow (\text{estr.}) \text{ 'QU Il a acheté un livre est } A\text{'}$;

e₃) derivazione per sola estrazione: $B \leftarrow (\text{estr.}) \text{ 'Ce est QU il a acheté un livre'}$;

e₄) derivazione per estraposizione ed estrazione: $B \leftarrow (\text{estr.}) \text{ 'C'est QU il a acheté un livre'} \leftarrow (\text{estr.}) \text{ 'Ce QU il a acheté un livre est } A\text{'}$.

La soluzione accolta è l'ultima, preferita alla terza (e₃) per la ragione seguente: con la caratterizzazione di soggetto profondo di frase copulativa data nel cap. II, le complette, prepose o posposte che siano alla copula, fungono necessariamente da soggetto della copulativa, così che viene esclusa la generazione nella base del SV ‘copula-Frase’. La soluzione e₃, oltre al merito della semplicità e della ragionevolezza (si noti che una volta accettata la posizione di Ruwert esposta sopra nulla più obbligerebbe alla generazione di ‘copula-Frase’), possiede anche quello della minore distanza intuitiva dalla soluzione ora comunemente accettata: quella (cf. N. Chomsky, *On wh-movement*, cit., p. 94ss.) secondo cui la struttura soggiacente alle scisse è del tipo ‘*it – is* \bar{S} ’ (cf. in generale l'esistenza di frasi come «*C'est qu'on est très fatigués!*»), dove il costituente ‘scisso’ è generato in TOP e in \bar{S} ha avuto luogo il corrispondente ‘movimento di *wh*’.

Certo, se il volume della Moreau è, come in effetti è, una lettura obbligata per chi voglia occuparsi, sia su un piano semantico che sintattico, dei fenomeni di ‘frattura’ della frase, ciò non è dovuto alla puntigliosa rassegna di proposte di altri ricercatori, o alla saltuaria introduzione accanto ad esse di una variante personale (solo limitatamente a tale aspetto vale il severo giudizio di F. R. Higgins⁸ «Moreau [...] essentially gives merely a critical survey of the proposals found in the literature [...] using examples in French»). Ciò non è dovuto nemmeno alla individuazione e perspicua elencazione di argomenti pro e contro le singole proposte. La loro pertinenza è troppo strettamente funzione delle proposte discusse, e, quindi, tramite quelle, di un quadro teorico in rapida evoluzione. L'importante, il vero centro di gravità del volume della Moreau è la larga messe di dati empirici sulla sintassi del francese che esso presenta. Di essi sarebbe auspicabile, forse, una più sistematica esposizione, non più subordinata agli scopi della formalizzazione.

Emilio Manzotti



⁸ Nel miglior studio a tutt'oggi esistente sulle pseudoscisse: *The Pseudo-Cleft Construction in English*, New York e London (Garland Publ.) 1979, p. 16, N 1.

KARL JOHANN DANELL, *L'emploi des formes fortes des pronoms personnels pour désigner des choses en français moderne*, Uppsala (Almqvist & Wiksell) 1973 (*Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Romanica Upsaliensia 13*).

Danell untersucht den Gebrauch der betonten oder starken Personalpronomina für Sachen (FFC) im geschriebenen modernen Französisch. Die FFC erscheinen in bestimmten syntaktischen Stellungen ohne Präposition, z.B.

Reste la puissance militaire, qui, *elle*, est intacte.
oder mit Präposition, z.B.

je suis conscient de cette fièvre, je la mesure, je profite *d'elle*, ...
Anstelle der Präpositionalphrasen können schließlich *y*, *là* und Adverbien vom Typus (*là*)-*dedans* treten:

... un rêve si heureux, il y avait *dedans* tous les gens que j'aime le plus au monde.
Danells Korpus umfaßt laut Statistik auf p. 25 533 Belege mit FFC, nach p. 29 sind es 522 Belege, nach p. 30 596. Von letzteren erscheinen 325 ohne und 271 mit vorangehender Präposition, nach p. 29 324 ohne und 198 mit Präposition. Auf p. 47 werden 249 Vorkommen von FFC aufgeführt und letzteren 144 Fälle von Adverbien ohne FFC (*avec, contre usw.*) gegenübergestellt. Obwohl eine vergleichende Auszählung fehlt, legen obige Zahlen eine abnehmende Rangordnung (präpositionslose FFC – FFC nach Präposition – Adverb ohne Pronomen) nahe. Es muß geschlossen werden, daß die Schriftsprache die anaphorische Wiederaufnahme einer Sachbezeichnung mit den obigen Mitteln in der erwähnten Distribution anzeigt.

Vom Total der Belege, das zwischen 522 und 596 liegt, zitiert Danell auf den Seiten 21–74 317 Belege, wobei die sieben zweimal aufgeführten Stellen hier nur einmal gezählt sind. Es muß angenommen werden, daß die 317 Belege vom Verfasser als repräsentatives Muster angesehen werden. Unsere Auszählung dieser 317 Belege ergibt 77 FFC ohne Präposition, worunter 69 Personal- und 8 Demonstrativpronomina, total 24,29 %, 150 FFC mit Präposition, 47,31 %, und 90 Adverbien inkl. *y*, 28,39 %. *Y* ist mit 15 Belegen vertreten (4,73 %). In Danells Auswahl aus seinem eigenen Korpus überwiegen die FFC mit Präposition, gefolgt von den Adverbien ohne Pronomen; an letzter Stelle kommen die präpositionslosen FFC. Die Rangfolge der drei Kategorien von Ausdrucksmitteln ist im Muster, vermutlich aus Demonstrationsgründen, von derjenigen im Gesamtkorpus verschieden.

Nachdem die FFC oder deren Ersatz durch gewisse Adverbien als Ausdrucksmittel der Schriftsprache feststehen, stellt sich die vom Sprachganzen her zentrale Frage, wie die Anapher auf eine Sachbezeichnung in der Umgangssprache ausgedrückt wird. Danell behandelt das Problem nicht und scheint damit zu verstehen zu geben, daß der von ihm aufgezeigte anaphorische Gebrauch der FFC zur Norm des Französischen gehört. Zur Abklärung der Frage ließ ich die von Danell zusammengestellten Belege durch Herrn Ch. Treffort, Französischassistent des Sprachlabors der Universität Zürich, in Umgangsfranzösisch umsetzen. Der schriftsprachliche Beleg

Je nettoie ... et Dual me donne des sols parfaitement propres ... Les autres produits s'arrêtent là et le sol reste terne. Dual, *lui*, continue! (p. 21)
ergab z.B. an umgangssprachlichen Versionen der das Pronomen enthaltenden Sequenz

... mais Dual continue (mit Markierung ø)
Il n'y a que Dual qui continue.
Il n'y en a qu'un qui continue: c'est Dual.
Dual est le seul à continuer.

Eine FFC wird nicht gebraucht.

Von Danells 317 Belegen haben 193 (60,88 %) die gleiche oder eine verschiedene Entsprechung mit Pronomen oder Adverb in der französischen Umgangssprache; bei 85 (26,8 %) liegt in der Umgangssprache eine andere Ausdrucksweise vor, während 39 Stellen (12,3 %) nicht in die Umgangssprache übertragbar sind.

In den 193 Belegen, die Treffort in das Umgangsfranzösische umsetzen konnte, wird der anaphorische Bezug auf eine Sachbezeichnung mit den folgenden Mitteln ausgedrückt:

	Kategorien	Anzahl	%	Formen	
1)	Adverbien und Adverbialien	93	48,18	à ce sujet	1
				à côté	3
				à son tour	1
				au travers	1
				aussi	2
				avec	10
				contre	3
				de son côté	1
				dedans	8
				derrière	3
				dessous	4
				dessus	12
				devant	1
				en-dessous	1
				en même temps	1
				entre les deux	1
				là	7
				là-dedans	9
				là-dessous	2
				là-dessus	4
				même	4
				moi avec	1
				par derrière	1
				pour	5
				rien contre	1
				rien que	4
				seulement	1
				tout autour	1
2)	FFC ohne Präposition	42	21,76	elle	21
				elle-même	2
				eux	3
				il	1
				la	2
				le	1
				lui	10
				lui-même	2
3)	FFC mit Präposition	29	15,02	à elle	3
				à eux	1
				à lui-même	1
				avec elle	2
				avec lui	1
				chez elle	1
				en soi	1
				entre eux	1

<i>Kategorien</i>	<i>Anzahl</i>	<i>%</i>	<i>Formen</i>	
4) <i>en, y</i>	17	8,8	grâce à elle par elle par eux par lui-même pour elle pour eux pour lui/contre lui quant à sans elle vers elle vers lui en y ça celle-là celui-ci/là ceux-là aussi	1 1 1 1 4 1 2 3 2 1 1 1 16 1 2 1 1
5) Demonstrativpronomina	5	2,59	cette seul le seul toute seule	3 1 1 1
6) Demonstrative Adjektiva	3	1,55	il y en a qui	1
7) Adjektivphrase	3	1,55		
8) Il y en a qui	1	0,51		
Total	193	99,96%		193

Beispiele für die oben aufgeführten Ausdrucksmittel mit Gegenüberstellung von FE (français écrit) und FP (français parlé):

- 1) FE On se cognait au *mur de la bêtise*, mais on pouvait aussi s'appuyer sur *lui*. (p. 54)
FP ... s'appuyer ø / s'y appuyer / s'appuyer dessus.
- 2) FE/FP *Le dollar* ... Il a repris son souffle parce que le franc et la livre étaient plus faibles que *lui*, ... (p. 38)
- 3) FE/FP *La colère* entoure la navire de rafales, mesure la solidité de tout ce qui s'oppose à *elle*
- 4) FE Au lieu de vivre *ton amour* et de t'enivrer de *lui* (p. 23)
FP ... et d'en devenir fou
- 5) FE cela donne un *livre* comme *celui-ci*
FP ... comme *celui-là*
- 6) FE Il commença donc par poser légèrement la main sur sa *fourchette*, puis la souleva doucement, comme s'il lui prenait fantaisie de jouer avec *elle*.
FP ... de jouer avec *cette fourchette* / avec *elle* / avec
- 7) FE Le vin, *lui*, est dans le puits. (p. 32)
FP Quant au vin, il est dans le puits.
- 8) FE ... ma voix s'envole d'*elle-même*. (p. 21)
FP ma voix s'envole toute seule.

Von besonderem Interesse sind die 85 Stellen, die in der Umsetzung in Umgangssprache kein anaphorisches Pronomen oder Adverb aufweisen. In allen Fällen wird die Nominalphrase wieder aufgenommen; der syntaktische Kontext variiert, wie die folgende Aufstellung der Konstruktionstypen zeigt:

- 1) Demonstrativ + N
- 2) Artikel + N

- 3) C'est ... NP qui/que
- 4) Possessiv + N
- 5) Vermeidung des Problems der Wiederholung durch thematisierendes Adverbiale + il y a/on trouve. Beispiel schriftsprachlich «Les fêtes que j'évoque portent *en elles* le parfum invariable de la friture et de la mer», umgangssprachlich «Dans les fêtes que j'évoque, il y a ...»
- 6) Rien que + NP
- 7) Il n'y a que NP qui
- 8) Quant à + NP
- 9) mit Artikel ø
- 10) C'est NP

Der Vergleich von Schrift- und Umgangssprache zeigt, daß letztere gesamthaft weniger Anaphern mit Bezug auf Sachbezeichnungen gebraucht; die Wiederholung der in Frage stehenden NP oder die Nicht-Markierung ist häufig – ein Phänomen, das Danell nicht berücksichtigt. Wenn die Anapher ausgedrückt werden soll, überwiegen adverbiale Formen die FFC; unter den FFC überwiegen wie in der Schriftsprache die präpositionslosen. Das hier vorgetragene Ergebnis kann aber nicht als abschließend betrachtet werden, da es ausschließlich auf der Umsetzung eines schriftsprachlichen Korpus beruht.

Theodor Ebneter



HENRI VERNAY, *Syntaxe et sémantique. Les deux plans des relations syntaxiques à l'exemple de la transitivité et de la transformation passive. Etude contrastive français-allemand*. Tübingen (Niemeyer) 1980, 162 p. (*Linguistische Arbeiten* 90).

In der vorliegenden Arbeit von Henri Vernay sollte der Versuch unternommen werden, am Beispiel der Transitivität und der Passivtransformation Ausdrucks- und Inhaltsseite syntaktischer Beziehungen zu beschreiben, wobei 'Transitivität' nicht als sprachliche, sondern als begriffliche Kategorie zu behandeln intendiert war. Dabei wurden folgende Themenschwerpunkte gesetzt (wir folgen den Formulierungen der Hauptkapitel): – Passiv und Transitivität in den traditionellen Grammatiken; – syntaktische Relationen auf der Ebene der Ausdrucksseite einschließlich sprachvergleichender Aspekte zum Deutschen und Französischen; – lineare Strukturen und *noeud verbal complexe*; – semantische Aspekte syntaktischer Relationen, dargestellt insbesondere am Beispiel der Transitivität; – die Relation zwischen funktionalen und semantischen Strukturen im Bereich der Syntax in Bezug auf den Teilbereich des Passivs.

Insgesamt sollten somit nicht nur thematische wie methodische Aspekte des betreffenden sprachlichen Teilsystems im Rahmen einer kontrastiven Studie zum französisch-deutschen Bereich diskutiert werden, sondern darüber hinaus allgemein die Problematik von Syntax und Semantik aufgerollt, eine begriffliche (onomasiologische) Definition von Transitivität vorgestellt und eine Definition und Beschreibung des Passivs gegeben werden. Dementsprechend weit gesteckt mußte die Erwartung auf eine fundierte Auseinandersetzung mit diesem Themenkomplex sein; aber – um es gleich vorwegzunehmen – die Lektüre war enttäuschend.

Fangen wir bei den Formalia an: Die 160 gezählten Seiten Text lassen sich wohl auf die Hälfte reduzieren, rechnet man die zahlreichen Beispiele, Graphiken und die großzügige

typographische Anordnung ab. Dies sei nur gesagt, um darauf hinzuweisen, daß bei der verbleibenden Länge gar nicht mehr umfassendere und tiefergreifendere Ausführungen zu einem so umfangreichen Themenkreis gegeben werden können und diese somit nicht mehr dem von Titel und Textgliederung gegebenen Erwartungsanspruch genügen können. Es kommt hinzu, daß Vernay zudem noch in die grundlegenden Fragestellungen verzichtbare Anmerkungen und Ausführungen einfügt (z. B. u.a. diachronische Exkurse, Kurzausführungen zur Intonation usw.) und zahlreiche essentielle Aspekte und Probleme dafür nur anreißt, ohne sie letztendlich erschöpfend zu diskutieren oder in seine Darstellung integrierend einzubringen. (So etwa die Form-Substanz-Problematik bes. im Rückgriff auf Hjelmslev, die Frage nach der jeweiligen metasprachlichen Beschreibungsebene und der Problematik der Definition ihrer Einheiten bei einem Sprachvergleich usw.) Allzu vieles wird rein affirmativ und einführendhaft dahingestellt und undiskutiert übernommen. Dies gilt auch für zentrale Kategorien des Themas wie z.B. die Definition bzw. das Verständnis von Vorgang und Zustand beim Passiv (p. 120ss.). Ausführlichere Punkte gehen andererseits trotz modernisierter Terminologie nicht immer über das von traditionellen Grammatiken gegebene und bekannte Verständnis hinaus; cf. die Definition von *idée passive* p. 115. Der Sprachvergleich selbst läuft letztlich in eine Gegenüberstellung und Beschreibung von Einzelbeispielen hinaus bzw. dabei in eine Zuordnung gleichartig erscheinender Konstruktionen ohne ihre «Gleichwertigkeit» zu hinterfragen. Dies mag letztendlich auch in den gewählten onomasiologischen Beschreibungs-methode gründen, und in deren Rahmen hier auch die Definition des Begriffs der Transitivität vorgestellt wird: (Das gesamte [!] Definitionskapitel 3.1.3., p. 107, wird nachfolgend wiedergegeben:)

Il s'établit donc ici un procès qui, finalement, prend son point de départ de l'actant causal C et aboutit à l'actant final F, l'actant prédictif P étant mis en rapport, par le procès, aussi bien avec C qu'avec F. A notre avis, nous ne pouvons parler de transitivité complète que dans le cas où un procès prend son départ de l'actant causal C et aboutit à l'actant final F. Dans les relations décrites sous (2) et (3), nous n'avons affaire qu'à des transitivités partielles: pour (2) à une «transitivité afinale», partant de C et s'arrêtant à P et pour (3) à une «transitivité acausale» partant de P pour aboutir à F.

Einerseits hat hier Blinkenberg bereits eine überzeugendere und in vieler Hinsicht detailliertere und umfassendere Definition gegeben. Andererseits erinnert Vernays Definition an kasusgrammatische Ansätze, und es müssen hier die entsprechenden Einwände erhoben werden hinsichtlich der Bestimmung und Ausgrenzung von «Aktanten». Es macht sich hier wie in vielen anderen Fällen der Mangel fest umrissener Kriterien für Bestimmung und Zuordnung bzw. das Fehlen operationaler Verfahren negativ bemerkbar. Zahlreiche Beispiele ließen sich hierfür aufführen; es sei wiederum nur exemplarisch auf die Auxiliar-«Definition» p. 91s. verwiesen. Dies gilt insbesondere aber auch für die definitorische Abgrenzung von *passif*, *transformation passive*, *idée passive* und *concept passif* (p. 115):

Il nous reste encore à définir ce que nous comprenons sous le terme de «passif». Il faut, en effet, distinguer entre «transformation passive» qui suppose, à la base, une phrase à la voix active et prend son départ d'une structure immanente, et l'«idée passive», ce qui n'est pas la même chose. Nous comprenons sous «idée passive» une perspective qui prend son départ de l'actant final ou de l'actant prédictif pour aboutir à l'actant causal. Quant au cas d'une structure acausale où n'existent que l'actant prédictif immédiat P et l'actant final F, nous parlerons d'un «concept passif» là où le procès est vu à partir de la «prédication médiate F».

Hier verbergen sich hinter modifizierter Terminologie nur altbekannte Ansätze, deren Mängel zum Teil in der Forschung längst diskutiert worden sind. Daß Vernay somit hinter dem Forschungsstand in manchen Punkten gewissermassen zurückbleibt bzw. die bisherigen Diskussionspunkte und Ergebnisse gar nicht berücksichtigt, wird bereits aus seiner Biblio-

graphie ersichtlich. Wenngleich aus dem Text zwar ein größeres Spektrum indirekt anklängt, so muß der explizite, bibliographisch angegebene Orientierungsbereich und damit die explizit einbezogenen und verarbeiteten Forschungsergebnisse und Publikationen mit 36 (!) Titeln gerade im Hinblick auf Umfang und Komplexität des Themas einfach als zu dürftig bezeichnet werden. Dabei kommt noch hinzu, daß von diesen 36 Titeln fünf zudem eigene Publikationen des Verfassers darstellen und unter dem verbleibenden Rest sich 11 Grammatiken wie Grevisse, *Bon usage* und Duden-Grammatik finden. Wesentliche und zum Thema einschlägig gehörende ältere und neuere Monographien wie die Arbeiten von G. Schoenthal, G. Stein, V. Weizsäcker zum Passiv im Deutschen und Französischen und die zahlreichen Sammelbände zum Thema Syntax und Semantik – um nur eine geringe Auswahl aus der großen Anzahl nicht berücksichtigter Autoren und Arbeiten zu nennen – wurden überhaupt nicht rezipiert.

So zeigt sich somit auch in dieser Hinsicht, was zu allen inhaltlichen Aspekten festzustellen war, nämlich daß die in Titel und Inhaltsübersicht intendierte Fragestellung u. E. nicht in notwendiger Breite ausdiskutiert wurde und den Ausführungen Vernays somit eher Präliminariencharakter verbleibt.

Angela Karasch



PETER BLUMENTHAL, *La syntaxe du message. Application au français moderne*, Tübingen (Niemeyer) 1980, vii + 206 p. (Beih. ZRPh. 180).

Seit den bahnbrechenden Arbeiten von Strohmeyer, Blinkenberg und Bally¹, welche die Satzanalyse auf der Opposition Thema/Rhema basieren, konnten weder die Neue Prager Schule noch die Generative Grammatik in diesem Bereich für die französische Grammatik neue Perspektiven eröffnen. Einer der Gründe für diese Unbeweglichkeit der Forschung scheint darin zu liegen, daß bisher versäumt wurde, in die Untersuchung der Funktionen auf der abstrakten Langue-Ebene in ausreichender Weise die Dynamik der Kommunikationsvorgänge auf der Parole-Ebene mit einzubeziehen [3/4]. Um das Funktionieren des Textes innerhalb der Situation zu begreifen, erweist sich diese Forderung aber als unumgänglich [4]. Sie zu erfüllen hat sich die vorliegende Arbeit zum Ziel gesetzt. Dementsprechend konzentriert sie ihre Theorie um den Schlüsselbegriff der «fonction communicative», die zu verstehen ist als Kombination einer syntaktischen Funktion mit ihrer Kommunikationskapazität («dynamisme communicatif»). Der Untersuchungsgegenstand umfaßt also zwei Kategorien von Größen: eine beschränkte Anzahl syntaktischer Relationen (qualitativ) einerseits, deren variable und in gewissem Sinne meßbare Mitteilungsleistung (quantitativ) andererseits.

Die syntaktischen Grundrelationen innerhalb des Satzes und zwischen den Sätzen eines Textes gruppieren sich grundsätzlich in die Opposition «paradigmatisch» (gegenseitige Unabhängigkeit der Komponenten) / «syntagmatisch» (reziproke oder einseitige Abhängigkeit der Komponenten voneinander) mit den Typen paradigmatisch: Äquivalenz und Inklusion, und syntagmatisch: Relation Subjekt – Praedikat; déterminé – déterminant; arrière-plan – premier plan [12s.]. Dieser rein relationale Aspekt reicht jedoch für die Beurteilung einer aktuellen Kommunikationsleistung eines Textes nicht aus. Vielmehr muß eine zweite Dimension, die

¹ F. STROHMEYER, *Der Stil der französischen Sprache*, Berlin 1910; A. BLINKENBERG, *L'ordre des mots en français moderne*, Copenhague, vol I 1928, vol II 1933; CH. BALLY, *Stylistique et linguistique générale*, ASNS 128 (1912), 87–126.

«dimension psychologique», herangezogen werden, die es ermöglicht, auf Grund des verbalen oder situationalen Kontextes die oben erwähnte Mitteilungsleistung der einzelnen syntaktischen Relationen zu beurteilen. Ihre Skala reicht von «schwach» (thematisch) bis «hoch» (rhematisch).

Ein relativ objektives Kriterium für die kommunikative Intensität von Textsegmenten scheint ihre Paradigmatisierbarkeit zu sein. Diejenigen Stellen der chaîne parlée, die für den Sprachbenutzer intuitiv die Möglichkeit zulassen, sie durch andere Elemente ihres Paradigmas zu ersetzen, haben rhematischen Gehalt. Segmente, die in der entsprechenden Situation kein Paradigma implizieren, wären dann thematisch. In (1) *Il fume souvent* impliziert *souvent* – bei entsprechendem Kontext – weitere Glieder seines Paradigmas, z.B. *rarement, toujours, etc.* und erweist sich so als das rhematische Segment der Aussage. Bei *Il fume* wird in diesem Kontext kein Paradigma evoziert, folglich besitzt dieses Segment thematischen Inhalt. In diesem Zusammenhang kommen zwei Arten von Paradigmen in Frage:

- a. Das rhematische Segment steht in einem offenen Paradigma wie oben *souvent*.
- b. Das rhematische Segment steht in einem binären, also geschlossenen Paradigma wie *viendra* in (2) *Pierre viendra*, wo *viendra* demnach als zweites und letztes Glied im Paradigma nur noch die Alternative *ne viendra pas* zuließe. a. trafe immer auf die rhematischen déterminants, b. immer auf die rhematischen Prädikate zu. Damit ergäbe sich eine Möglichkeit, hemat. déterminants und hemat. Prädikate kommunikationsdynamisch zu unterscheiden [7].

Wir möchten hier einwenden, daß das Paradigma, in welchem *viendra* steht, nur deshalb zweigliedrig, also geschlossen, ist, weil die vom Autor zu Grunde gelegte Frage *Est-ce que Pierre viendra?* nicht nach der Art der Handlung fragt, also ob P. kommt oder geht, usw., sondern weil sie als Alternativfrage aufgefaßt wird, die als Antworten nur «ja» oder «nein» zuläßt. Daher kann man Satz (2) nur dann mit Satz (1) vergleichen, wenn auch bei (1) eine Alternativfrage vorausgesetzt wird, etwa: *Est-ce qu'il fume souvent ou pas souvent?*. Dann kann neben *souvent* im Paradigma nur noch *pas souvent* auftreten, d.h. das Paradigma ist auch hier, beim déterminant, binär und geschlossen. Andererseits fällt es nicht schwer zu zeigen, daß auch rhematische Prädikate in offenen Paradigmen erscheinen können. Nimmt man für (2) die Frage: *Pierre, que fera-t-il?* an, steht *viendra* natürlicher Weise in der Reihe von *re-tournera, restera, usw.*, also in einem Paradigma, das genau so offen ist wie das von *souvent* in (1).

Unserer Ansicht nach läßt sich demnach die Opposition offenes/geschlossenes Paradigma zwar nicht zur Unterscheidung zwischen rhematischen déterminants und rhematischen Prädikaten verwenden, wohl aber zu einer Differenzierung der rhematischen Intensität in prinzipiell 3 Grade:

1. Die höchste Rhematizität weisen die Segmente auf, die ein offenes Paradigma implizieren: *souvent* in (1) läßt mehrere Möglichkeiten zu (*rarement, toujours, etc.*) und bringt deshalb in der Aussage einen hohen Grad an Neuigkeit.
2. Im Vergleich zu (1) weniger rhematisch erscheinen Segmente mit einem geschlossenen Paradigma. Da sie nur zwischen den zahlenmäßig begrenzten Elementen der geschlossenen Reihe variieren können, ist ihre Aussage vorausschaubar und daher weniger ‘neu’. Innerhalb dieser Gruppe wird noch eine zusätzliche Differenzierung möglich in Segmente, die sich
 - a) in einem geschlossenen Paradigma befinden, das mehr als zwei Glieder umfaßt ([3] *Er kommt am Donnerstag*, auf die Frage: *An welchem Tag kommt er?*, wo *Donnerstag* in dem 7 Glieder enthaltenden Paradigma der Wochentagsnamen steht), und in diejenigen, die

- b) in einem geschlossenen Paradigma stehen, das lediglich zwei Glieder umfaßt, also binär ist (Bsp. [2]). Die Aussage des rhematischen Segments *viendra* in (2) stellt eine Auswahl aus nur 2 Möglichkeiten dar, erweist sich also als weniger ‘neu’ als *Donnerstag* welches aus 7 Möglichkeiten gewählt wurde.
3. Im Vergleich zu 1 und 2 als nicht rhematisch, sondern als thematisch können dann die Segmente gelten, die in der bestimmten Situation kein Paradigma implizieren [(3) *er kommt*; (2) *Pierre*; etc.]

Als Auswertung der Theorie auf den Seiten 1–25 beschäftigt sich die zweite, weit umfangreichere Hälfte [25–91] des ersten Teils mit der Analyse der «fonction communicative» einzelner Segmente innerhalb des Satzes, wobei von der Form (Adjektiv, Partizip, Gerundium, Adverb, proposition subordonnée) ausgegangen und an Textausschnitten (vorwiegend aus *Le Monde* und aus der moderneren fr. Literatur) der durch diese Elemente bedingte Kommunikationswert erarbeitet wird.

Teil 2 der Arbeit bringt den Schritt über den Satz hinaus zum Text. Als schwierig erweist sich eine allgemeingültige Definition dessen, was ein Satz ist. Der Autor beschränkt sich deshalb zweckmäßigerweise auf eine für das vorliegende Thema relevante Unterscheidung nach zwei Kriterien: Eine «phrase complexe» ist ein Textsegment aus 1. einer «principale» und einer «subordonnée», das 2. mindestens in ein thematisches und ein rhematisches Element zerlegbar sein muß [92]. Entscheidend für den Satzstatus ist die Rhematizität. Das syntaktisch als Folge aus principale und subordonnée klassifizierbare Segment: (4) *Paul est rentré* (Rhema) *quand Claude est sortie* (Thema) (= eine «phrase complexe») kann dadurch kommunikationssituational gesehen zu zwei Sätzen werden, daß auch *quand Claude est sortie* rhematische Funktion annimmt. Dies geschieht, wenn der Sprecher vor *quand* eine Pause macht: «Le critère de la pause différencie [les segmentations rhétoriques] de l’emploi subordonatif de la même proposition» [93]. Aus der einen phrase complexe wird somit eine transphrastische Folge aus zwei ‘Sätzen’ mit je einem rhematischen Element. Damit ist die Ebene der «syntaxe du texte» erreicht [92]. Die Ergebnisse des 2. Kapitels faßt systematisch ein Schaubild zusammen [152], das angibt, mit welchen sprachlichen Mitteln (koordinierende und subordinierende Konjunktionen, adverbiale Ausdrücke) welche syntaktischen Relationen (die paradigmatischen und die syntagmatischen) und semantischen Kategorien (Addition, Disjunktion, etc.) darzustellen sind. Die syntagmatische Relation arrière-plan: premier plan mit dem semantischen Wert «Disjunktion», z.B., ist sprachlich aktualisiert durch *ou*, *sinon*, *autrement*, etc. [152]. Auch in diesem Zusammenhang bestätigt sich die Tatsache, daß gerade die geläufigsten koordinierenden Ausdrücke polyvalent [153] und deshalb schwierig zu interpretieren sind.

Im 3. Teil finden die bisher erarbeiteten Verfahren ihre praktische Anwendung in einer quantitativen Stilanalyse von für ihre Gattung typischen Texten (Zeitungstexte, literarische Texte, Kindererzählung, ‘bürokratischer’ Text). An Hand der drei in den Basisoppositionen des vorliegenden Syntaxmodells – thematisch: rhematisch; syntagmatisch: paradigmatisch; prädikativ: determinativ – enthaltenen Kategorien werden gewisse syntaktische Charakteristika festgestellt, von denen aus sich Aussagen über den Stil des Textes machen lassen. Der Autor definiert auf statistischer Basis acht veränderliche Größen, die zeigen, in welchem Maße ein Text rhematisch, wie paradigmatisch und wie prädikativ er ist.

Die Summe der statistisch festgestellten Texteigenschaften Rhematizität, Paradigmatizität und Determinativität ergibt das «profil syntaxique» des Textes. In verschiedenen Texten stehen die drei Größen in einem jeweils verschiedenen Verhältnis zueinander und konstituieren auf diese Weise ein charakteristisches Bild. Z.B. scheint man mit dem Hervortreten der thematischen Komponente die Kommunikationssituation des Erklärens, mit der deter-

minativen Komponente Präzisierung, mit der paradigmatischen Komponente Beschreiben und mit der prädiktiven Komponente Erzählen verbinden zu können [191] etc.

Ein wichtiger und im Ganzen auch sorgfältig² präsentierter Beitrag zur Textinterpretation auf linguistischer Basis, anregend für Forschung und Diskussionen, aus denen wir in diesem Rahmen ausführlicher nur einen Aspekt herausgreifen konnten.

Karl Brademann



PEDRO RAMÍREZ MOLAS, *Tiempo y narración. Enfoques de la temporalidad en Borges, Carpentier, Cortázar y García Márquez*, Madrid (Gredos) 1978, 217 p. (*Biblioteca Románica Hispánica II. Estudios y Ensayos* 276).

Die vorliegende Arbeit wurde 1974 in Basel als Habilitationsschrift angenommen und 1978 in Madrid publiziert. Ganz «à la española» beginnt sie mit einem *prólogo* (nicht etwa: *prefacio!*), der eingeleitet wird durch «desocupado lector», und endet mit einem *epílogo* (nicht etwa *compendio* oder *resumen!*)¹: d.h. die wissenschaftliche Arbeit über Literatur wird durch die äußeren Merkmale des traditionellen Romans des 19. Jahrhunderts (wir denken etwa an Balzac, Galdós etc.) selbst als «Roman» ausgewiesen. Es ist Anliegen unserer Ausführungen zu ermitteln, ob diese äußeren Indikatoren auch auf die inhaltliche Gestaltung zutreffen, bzw. ob die vorliegende Untersuchung ihren Platz in einer (traditionellen) Literaturgeschichte hat oder ob sie auf einer höheren Metaebene zur wissenschaftlichen Literatur gehört.

Bevor Ramírez Molas die von ihm (allerdings ohne Begründung ihrer Repräsentativität) gewählten Autoren in vier Hauptkapiteln behandelt, schiebt er ein Kapitel *El tiempo lineal* vor, in dem er auf wissenschaftliche (z. B. textlinguistische) Tempustheorien meint verzichten zu können, dafür aber philosophische Allusionen auf Kopernicus, Bergson, Kant und Heidegger vornimmt. Auch diese Autoritäten verhindern allerdings nicht, daß der Verfasser ein (an sich selbstverständliches) Schema der linearen Zeit, die er «kategorial» nennt, ansetzt: es definiert sich von einem *ahora* ausgehend wie ein zwischen zwei Negationen (*ya no* bzw. *antes; aún no* bzw. *después*) eingeschobenes *sí*. Mit diesem Schema – so Ramírez Molas – macht der moderne hispanoamerikanische Roman endgültig Schluß. Das Neue – angefangen bei Borges – ist nun laut Ramírez Molas die radikale Problematisierung des «tiempo de la narración» (p. 20) und «la renuncia del narrador al esquematismo cronológico tradicional» (*loc. cit.*), wobei er zugesteht, daß es bei der Lektüre nicht immer leicht ist «renunciar a los esquemas tradicionales del tiempo categorial, del tiempo como línea. Con harta frecuencia caemos en la tentación de aplicar nuestra noción vulgar del tiempo a la lectura de la nueva novela» (p. 20/21). Bisher werden wir also mit keiner neuen Erkenntnis konfrontiert, spricht doch R. Großmann schon 1969 in seinem Standardwerk zur lateinamerikanischen Literatur, das Ramírez Molas allerdings nicht erwähnt, von der «Aufhebung von Zeit und Raum» in der modernen lateinamerikanischen Literatur². Nur hat sich in der Zwischenzeit auch in der

² Beiträge zur Errataliste: p. 7, N 24 *constuction*, 1. *construction*; p. 93, Bsp. (4) *rentré*, 1. *entré*; p. 166, Z. 4 von unten *moins de mots rhétmatiques par unité rhétmatique*, 1. *moins de mots thématiques...*; p. 201, Reihenfolge in der Bibliographie: *Söll* nach *Stephany*, 1. *Söll* nach *Simon*.

¹ Cf. etwa *Pequeño Larousse* 1975, s. *epílogo*: «Conclusión de una obra literaria y, sobre todo, de un drama».

² R. GROSSMANN, *Geschichte und Probleme der lateinamerikanischen Literatur*, München 1969, p. 555.

Literaturwissenschaft einiges getan: spätestens vor dem Hintergrund der *Rezeptionsästhetik* von H.-R. Jauß (Ramírez Molas offensichtlich ebenfalls fremd!) kann und darf man nicht mehr von *renunciar* und dem Bedauern, das alte Schema nicht abstreifen zu können, sprechen. Versteht sich der moderne Roman doch geradezu als Antithese zum traditionellen Roman und somit zu traditionellen Denk-, Zeit- und anderen Schemata. D.h. – rezeptologisch – der moderne Roman «verzichtet» nicht und fängt nicht bei Null an, sondern evoziert Vertrautes und Bekanntes, so auch das chronologische Zeitschema, um diesen bekannten Erwartungshorizont zu desillusionieren. Solche Wirkungen stellen sich natürlich immer nur vor der Folie des Bekannten ein, das darum keine «Versuchung» darstellt, sondern ein konstitutives Element ist. Das Fehlen jedweder rezeptologischen Reflexion wird uns des öfteren begegnen, was gerade bei dem modernen Roman von verheerenden Konsequenzen ist!

Die gewählten Autoren Jorge Luis Borges, Alejo Carpentier, Julio Cortázar und Gabriel García Márquez behandelt der Verfasser nacheinander und unterteilt jeweils nochmal nach einzelnen Werken, die er zunächst inhaltlich referiert (auch ein Vorgehen der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung!). Aus dem gemeinsamen Unbehagen an der linear-sukzessiven, kategorialen Zeit schlagen die Autoren unterschiedliche Wege auf der Suche nach der *duración dinámica* ein, die Ramírez Molas so zusammenfaßt: Borges orientiere sich «hacia la temporalidad más auténtica del tiempo vital» (p. 206)³, Carpentier tendiere zum «tiempo primordial del pretérito dentro de un presente» (*loc. cit.*)⁴, Cortázar wende sich zum «tiempo existencial» (*loc. cit.*)⁵ und bei García Márquez schließlich folge die Suche dem «camino de la anticipación, de la cotidianidad auténtica» (*loc. cit.*)⁶. Allen gemeinsam sei, daß der Moment kein Punkt auf der Zeitlinie ist, sondern ein apokalyptischer Moment: «todos ellos llegaron al lugar de la instantaneidad e hicieron alto en él» (*loc. cit.*).

Wir wollen exemplarisch näher auf die Ausführungen zu García Márquez' *Cien años de soledad* (p. 167–204) eingehen. Dabei wenden wir uns drei für den Roman konstitutiven Problemen zu: 1) Zeitangaben, 2) Zeit, 3) Erzählhaltung. Die Funktion der *Zeitangaben* besteht nicht darin – so bemerkt Ramírez Molas –, ein Ereignis in der Zeit zu situieren, sondern umgekehrt, die Zeit in das Ereignis zu situieren (cf. p. 182). Ramírez Molas nennt die Zeitangaben allerdings «pseudo-fechas»: «En todo caso, ninguno de los datos temporales de *Cien años de soledad* permite inscribir un solo suceso en la historiografía de nuestro calendario» (p. 184). Dies stimmt nun so endgültig nicht mehr und wir verweisen in diesem Zusammenhang auf den (vom Verfasser ebenfalls nicht zitierten) Sammelband von M. Straufeld (Hg.), *Materialien zur lateinamerikanischen Literatur* (1976!)⁷. Dort wird sehr deutlich gesagt, daß Macondo (der Ort des Geschehens, ein archetypisches Dorf in Kolumbien) die wichtigsten Ereignisse des Kontinents seit seiner Entdeckung widerspiegelt. Dies untergliedert Straufeld in vier (historisch verifizierbare!) Epochen:

- | | |
|--|-------------|
| 1) Entdeckung, Eroberung, Kolonialzeit | (1492–1830) |
| 2) Republik, Beginn der Bürgerkriege | (1830–1902) |

³ «En Borges, la búsqueda culmina en el silencio de la narración, la renuncia al relato para dejar paso a la expresión poética del ‘tiempo que está viviéndome’» (RAMÍREZ MOLAS, *Tiempo y narración*, p. 206).

⁴ «Carpentier se entregó al zigzag de tiempos verbales para traducir un hallazgo que había ‘barajado’ las nociones de pretérito, presente y futuro, y compuso después una sinfonía concertante de pretéritos narrativos con la enjundia genial de sus tiempos lentos» (*loc. cit.*).

⁵ «Cortázar se abstuvo de narrar el transcurso, para darnos sus novelas hechas de jirones, impulsos y bloques» (*loc. cit.*).

⁶ «García Márquez se sirvió de un estilo evangélico para encubrir el vértigo de cien años de preterida futurición» (*loc. cit.*).

⁷ Ein – auch in Basel – leicht zugängliches Buch, das bei Suhrkamp als Taschenbuch Nr. 341 erschienen ist.

- | | |
|--|-----------------------|
| 3) Beginn des Imperialismus (Bananenimp. etc.) | (1899–1930) |
| 4) Gegenwart, Neoimperialismus | (1930–) ⁸ |

Daneben gibt es eine weitere Funktion von Macondo, die Symbolisierung des Universums, seines mythologischen Ursprungs und seines apokalyptischen Untergangs. Diese im Roman doppelt angelegte Lektüre ist nach Strausfeld bereits im Titel vorgegeben: die «wörtliche, historisch-chronologische und die symbolische» Lesart⁹. Es ist also falsch, alle Zeitangaben aus unserer Historiographie zu verweisen; es ist allerdings richtig, daß es allgemeine Zeitangaben gibt, die keine chronologische Funktion haben (cf. p. 183ss.). Deren Leistung besteht dann u.E. im Evozieren und Enttäuschen einer chronologischen Abfolge – für den Verfasser im «símbolo de su [der Personen] cotidianidad» (p. 185). – Was die Zeit im Roman angeht, so wendet sich Ramírez Molas entschieden gegen die These der *circularidad del tiempo* (p. 168), wie sie allenthalben angenommen werde, und will endgültig mit dem «mito de un ‘tiempo circular’» (p. 179) abrechnen. Sein Hauptargument dagegen ist die im Roman deutlich enthaltene *futurición*, die jeder Bedeutung von *ciclo per definitionem* widerspräche (p. 170). Dazu ist folgendes zu sagen:

1) Eine gewisse Zukunfts-Dimension ist schließlich in einer zyklischen Zeit nicht ausgeschlossen! Schon gar nicht in der mythischen Zeit, die als zyklische *alles* umfaßt: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fließen ohne Grenzen ineinander zu einem immerwährenden Präsens. «Ewige Gegenwart und zyklische Wiederkehr als typische Attribute der mythischen Zeit»¹⁰.

2) Unzeitgemäß scheint bei Ramírez Molas die Eindeutigkeit seiner Interpretation: in *Cien años de soledad* ist nämlich sowohl Zyklisches, wie Lineares, wie Futuristisches enthalten. Auch dies erweist sich als Folge der Vernachlässigung von Rezeptionsästhetik. Es gibt keine eindeutige Interpretation, sondern der Text hält viele Informationspotentiale bereit, die seine Appellfunktion ausmachen und die verschiedene Konkretisationen zulassen. Insofern sind die von ihm kritisierten Aussagen dazu *nie* falsch. Wir würden sogar behaupten, daß der frequenteste temporale Aspekt die Linearität ist, unterbrochen durch Einschübe voriger Zeit und Zeitsprünge in zukünftige Zeit, etwa nach dem (sicher zu einfachen) Schema b → a → b → c, wobei c auf ferne Zukunft verweist.

3) Wenn man schon auf Bildersprache besteht, so würden wir das Bild der *Spirale* vorschlagen, die alle Dimensionen: Sukzessivität-Linearität, Zukunft, Zyklus usw. zu symbolisieren in der Lage ist.

Auch die *Erzählhaltung* ist nicht so ganz eindeutig; Ramírez Molas wendet sich gegen die These, Melquíades sei der Erzähler der Geschehnisse: «Melquíades, por consiguiente, no es el narrador de *Cien años de soledad*, sino el mentor de nuestra segunda lectura de la novela encaminada al ‘hasta que’ del instante» (p. 181) und «Lo que conviene aquí es evitar la confusión del Melquíades profeta con un Melquíades narrador, porque en tal caso la revelación de la clave de la profecía-narración implicaría ... la naturaleza circular del tiempo ficticio...» (p. 179 N 7). Dieser Rückschuß von Melquíades-narrator auf die zyklische Zeit, deren pauschale Ablehnung durch den Verfasser wir nicht akzeptieren können (cf. oben), übersieht, daß Melquíades eine mythische Gestalt ist und «zu Metamorphosen fähig»¹¹. Es ist wohl in Wahrheit so, daß es sich nicht um eine entweder-oder-Frage handelt, «ist er's oder ist er's

⁸ Cf. M. STRAUSFELD, «Hundert Jahre Einsamkeit»: ein Modell des neuen lateinamerikanischen Romans, in: ID., Materialien zur lateinamerikanischen Literatur, Frankfurt/M. 1976, p. 233–260, cit. p. 237.

⁹ Cf. STRAUSFELD, *op. cit.*, p. 235.

¹⁰ Cf. STRAUSFELD, *op. cit.*, p. 242.

¹¹ Cf. STRAUSFELD, *op. cit.*, p. 255.

nicht?», sondern um die jeweilige Gewichtung der Perspektivierung der Erzählerperspektive: Schon die ersten Romansätze bezeugen einen über alle Zeiten (Zukunft/Vergangenheit/Gegenwart) verfügenden auktorialen Erzähler, der sich allerdings jeder Wertungen und Kommentare enthält, seine Funktion ist die des Chronisten (cf. die *inquit*-Formel). Dieser allerdings tritt oft zurück zugunsten eines personalen Erzählstils (der Erzähler «schlüpft» in die Rollen der Personen); die Perspektivierung des auktorialen Erzählers wird durch Melquiádes – der sich übrigens als einzige Person auf der ersten Romanseite *selbst* einführt! – und durch die zu entziffernden Manuskripte erreicht, die dann das Attribut «allwissend» beanspruchen können. Gegen *Ende* des Romans (und nur dort!) übernimmt dann Melquiádes den Erzählerpart, als das «alter ego» des Erzählers¹². Wichtig scheint uns also nicht die vom Verfasser gestellte Gretchenfrage, sondern vielmehr die Tatsache der Perspektivierung und somit überhaupt das erneute Wiederauftreten der Thematisierung des Erzählers, der ja (bereits bei Cervantes, Baudelaire u.a.) besonders im modernen Roman in Frage gestellt wurde.

Wir resümieren: Die äußerst begrenzte Bibliographie, in der man einerseits Namen wie Jauß und Weinrich, andererseits solche wie Straussfeld und Grossmann schmerzlich vermißt, hat leider Spiegelfunktion¹³, was die Wissenschaftlichkeit der vorliegenden Untersuchung angeht. Denn es geht nicht nur um Namen (die ja bekanntlich Schall und Rauch sind), sondern um aus der Linguistik und Literaturwissenschaft nicht mehr wegzudenkende Neuansätze wie Textlinguistik und Rezeptologie, die gerade bei einer solchen Fragestellung, wie sie Ramírez Molas vornimmt – und dazu noch im *modernen* hispanoamerikanischen Roman! –, absolut unabdingbar sind. Die vorliegende Arbeit ist zwar in Spanien publiziert, jedoch in Basel eingereicht, und gerade dies macht derartige Mängel unentschuldbar. – Im *prólogo* dankt Ramírez Molas seinem «amigo y maestro» Germán Colón für den Hinweis, daß sich die Exegese des Zeitproblems nicht in Heideggers *Sein und Zeit* erschöpfe. Die Beherzigung dieses Ratschlagens ist immerhin schon etwas. Schwer verständlich bleibt allerdings, warum der Verfasser nicht mehr Anregungen aus den reichen philologischen Kenntnissen seines Lehrers und Freundes verwertet hat. Dies hätte sicher zu einer distanzierten und differenzierteren Darstellung geführt.

Petra M. E. Braselmann



MARIUS SALA – DAN MUNTEANU – VALERIA NEAGU – TUDORA SANDRU-OLTEANU, *El léxico indígena del español americano. Apreciaciones sobre su vitalidad*, México D. F. (Academia Mexicana) – Bucureşti (Editura Academiei Române) 1977, 197 p.

Die Darstellung des indianischen Anteils am Wortschatz des amerikanischen Spanisch ist von den Hispanisten diesseits und jenseits des Atlantiks immer wieder als Herausforderung betrachtet worden. Dabei erging es den Wörtern aus den Eingeborensprachen ähnlich wie allen anderen grammatischen und lexikalischen Eigenheiten des überseeischen Spanisch: angespornt durch ein neues Kollektivbewusstsein, das sich manchmal an der Gesamtheit der ehemals spanischen Besitzungen, öfter aber an den neu entstandenen Nationalstaaten orientierte, sammelten Philologen und Liebhaber alle möglichen Elemente, welche in irgendeiner

¹² Die Konzeption von Melquiádes als «alter ego» des Erzählers stammt von Straussfeld, *op. cit.*, p. 255.

¹³ Für Jorge Luis Borges sind Spiegel monströs! (Cf. dazu STRAUSFELD, *op. cit.*, p. 253).

Art von der europäischen Norm abwichen. Dieses äußerst umfangreiche Material war vielfach einem Interesse für die regional bzw. «national» ausgeprägten Sonderformen der Volkskultur verpflichtet und enthielt zahlreiche, nur lokal verwendete oder veraltete Ausdrücke. Teilweise mußte es auch als Beweis dafür herhalten, daß sich das amerikanische Spanisch schon meilenweit von seinen europäischen Wurzeln entfernt hatte. Bekanntlich hat die neuere Forschung die Dinge wieder ins richtige Licht gerückt, indem sie die amorphe Masse von Daten nach den Gesichtspunkten der Diatopie, Diastratie und Diaphasie ordnete. Als grundlegender Beschreibungsrahmen erwies sich der *regionale Standard*, d.h. der Sprachgebrauch der Mittelschicht in den wichtigsten städtischen Zentren des Kontinents, so wie er sich etwa auch in den Medien, dem Verwaltungs- und Wissenschaftsbetrieb, sowie in der Technik äußert¹. Dieser Rahmen ermöglichte es, neben den anderen amerikanischen Eigenheiten (Archaismen, Anglizismen usw.) auch die indianischen Elemente auf ein realistisches und überschaubares Maß zu bringen. Dabei bieten sich verschiedene Methoden an: man kann den regionalen Standard anhand eines geeigneten Corpus analysieren und die Eingeborenenwörter aussondern, man kann sie auch durch Umfragen zum Grundwortschatz ermitteln, wie dies J. M. Lope Blanch für die Stadt Mexiko und H. López Morales für Havanna getan haben².

Sala und seine Mitarbeiter beschreiten einen etwas traditionelleren, auf die Lexikographie ausgerichteten Weg, indem sie eine Reihe neuerer Wörterbücher und Wortschatzarbeiten kritisch auswerten. Sowohl dem Belegmaterial wie dem Forschungsziel und dem Umfang der Darstellung setzen sie recht enge Grenzen, beschränkt sich doch die ganze Untersuchung auf knapp 200 Seiten. Zur Herausfilterung der lexikographisch relevanten Elemente wurden alle belegten Wörter auf Verbreitungsgebiet, morphologische Produktivität und Bedeutungsvielfalt analysiert. Registriert wurden nur diejenigen, welche entweder über ihr Ursprungsgebiet hinaus bekannt waren oder Ableitungen besaßen oder in anderen als der ursprünglichen Bedeutung bzw. in stehenden Redensarten verwendet wurden. Es ging den Verfassern offensichtlich nicht um eine ausführliche Beschreibung, sondern vielmehr um ein Inventar der Stämme, welche den Kern des eingeborenen Wortguts im amerikanischen Spanisch darstellen. Als Ausgangspunkt dienten deshalb auch in jeder Eintragung die Angaben der 19. Auflage des Akademiewörterbuchs von 1970; es folgen in sehr knapper Form die Ergänzungen zu Herkunftsprache, Verbreitungsgebieten, Bedeutungen, Ableitungen und Phraseologie. Quellenangaben finden sich nur dort, wo die Informationen nicht aus allgemeinen Wörterbüchern stammen. Die Bedeutungen werden durch sehr kurze Umschreibungen oder Synonyme wiedergegeben, die zahlreichen Pflanzenbezeichnungen nicht näher bestimmt; genauere Auskünfte muß sich der Leser aus den Wörterbüchern holen. Auch darin zeigt sich, daß das Buch als Hilfsmittel für den Lexikographen und nicht als eigentliches Nachschlagewerk konzipiert ist.

¹ Grundlegende Impulse zu dieser neuen Betrachtungsweise gingen von J. P. RONAS Arbeit *Aspectos metodológicos de la dialectología hispanoamericana*, Montevideo 1959, aus.

² Beide Linguisten legen die Ergebnisse, die im Rahmen des «Proyecto de estudio de la norma lingüística culta de las principales ciudades de Iberoamérica y de la Península Ibérica» gewonnen wurden, im Sammelband *Estudios sobre el español hablado en las principales ciudades de América*, hg. von J. M. LOPE BLANCH, México (UNAM) 1977, dar. LOPE BLANCH (*Indigenismos en la norma lingüística culta de México*, p. 257–279) zeigt, daß auf 4452 Fragen zum Grundwortschatz nur 86 Antworten, d.h. 1,9%, indianische Stämme enthielten (davon 55 aus dem Nahuatl, 31 aus anderen Sprachen), während die Anglizismen sich auf 170 Antworten beliefen. Zu einem niedrigeren Resultat kommt LÓPEZ MORALES (*Tres calas léxicas en el español de La Habana (indigenismos, afronegrismos, anglicismos)*, p. 49–61); bei ihm finden sich in nur 0,98% der Antworten Wörter indianischen Ursprungs.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Auswahl der Dokumentationsgrundlage zu beurteilen, die den Hispanisten auf den ersten Blick etwas überraschen dürfte. Die Verfasser stützen sich nämlich nur auf ein Dutzend ganz Hispanoamerika umfassende Repertorien und Untersuchungen, sowie auf 27 meist neuere Wortschatzstudien zu einzelnen Regionen und Ländern. Mißt man diese einigermaßen schmale Basis an der damals vorhandenen Bibliographie zu diesem Thema, so fällt es leicht, eine lange Liste von nicht berücksichtigten Titeln aufzustellen. Den Autoren war die Begrenztheit ihrer Dokumentation offenbar bewußt, sie machen jedoch geltend, daß ihnen gewisse Arbeiten nicht zugänglich gewesen seien (14–15). Nun kann man ihnen zugute halten, daß gerade auf diesem Gebiet in neueren Publikationen ältere Materialien oft vollständig überarbeitet werden, was den Gang zu den Quellen überflüssig machen kann. Und dennoch erstaunen gewisse Lücken. So vermißt man unter den allgemeinen Wörterbüchern diejenigen von Friderici und Santamaría³; auch das *FEW* (Bd. XX, die Abschnitte zu den afrikanischen und amerikanischen Sprachen) hätte gewisse Fragen der Zuordnung zu einzelnen Herkunftsgebieten weiter klären können⁴. Anderseits fällt auf, daß ein wichtiger Teil des spanischsprechenden Amerikas, nämlich der Südwesten der Vereinigten Staaten, als Verbreitungszone gar nicht berücksichtigt wurde⁵, und daß andere Gebiete, zu denen bereits mehrere Untersuchungen bestanden, wie etwa Kuba⁶ oder Peru⁷, nur durch die allgemeinen Repertorien abgedeckt wurden. Auch in dieser Beziehung hat das Buch also eher den Charakter einer Stichprobe als einer umfassenden Übersicht – einer Stichprobe, die jedoch trotz den aufgezählten Mängeln im Hinblick auf die Zielsetzung durchaus repräsentativ sein dürfte.

Auf das Vokabular folgt eine Analyse der Ergebnisse. Die einzelnen Wortstämme werden nun nach den drei Kriterien des Inventars gruppiert, nämlich nach der Anzahl der Verbreitungsgebiete, der Ableitungen und der Bedeutungen. Für jedes Kriterium wird eine dreifache Abstufung in die Kategorien a) (vier oder mehr geographische Geltungsbereiche bzw. Bedeutungen außer der ursprünglichen, vier oder mehr Ableitungen), b) (zwei bis drei entsprechende Einheiten) und c) (eine Einheit) vorgenommen. Von besonderem Interesse sind natürlich die Wörter, die nach allen drei Maßstäben als a) klassifiziert werden können:

achiote, aguacate, ají, atol, batata, cabuya, cacao, cacique, caimán, camote, cancha, coco, concho, coyote, chala, champa, chancar, charque, chicha, chino, choclo, chocolate, cholo, gaucho, guaca, guanaco, guasca, guata, guayaba, hule, jaiba, jícara, macana, maíz, maraca, mate, mecate, nigua, paco, pampa, petaca, petate, pita, poroto, puchó, quincha, tabaco, tamal, tomate, tuna, yapa, yuca, zapallo, zopilote (p. 159).

³ G. FRIDERICI, *Amerikanistisches Wörterbuch und Hilfswörterbuch für den Amerikanisten*. Deutsch – Spanisch – Englisch, Hamburg 1960; F. J. SANTAMARÍA, *Diccionario general de americanismos*, México 1942.

⁴ So etwa die Herkunft von *banana*, die SALA et al. (p. 11) als unsicher bezeichnen.

⁵ Unter den zahlreichen Untersuchungen neben dem von den Verfassern benützten Sammelband, P. HENRÍQUEZ UREÑA, *El español en México, los Estados Unidos y la América Central*, BDH IV, Buenos Aires 1938, seien die Bände I und II des BDH (A. M. ESPINOSA, *Estudios sobre el español de Nuevo Méjico*, trad., reelaboración, notas y estudios complementarios de A. ALONSO), Buenos Aires 1930/1946, erwähnt; ferner etwa G. CERDA – B. CABEZA – J. FARÍAS, *Vocabulario español de Texas*, University of Texas Hispanic Studies 1953, und A. BLANCO, *La lengua española en la historia de California*, Madrid (Ed. Cultura Hispánica) 1971.

⁶ Cf. u.a. E. RODRÍGUEZ HERRERA, *Léxico mayor de Cuba*, La Habana 1958–59; E. DIHIGO LÓPEZ-TRIGO, *Los cubanismos en el Diccionario de la Real Academia Española*, Madrid 1966; H. LÓPEZ MORALES, *Estudios sobre el español de Cuba*, New York, Las Américas, 1971, bes. p. 50–61 «Indigenismos en el español de Cuba».

⁷ Cf. v.a. M. HILDEBRANDT, *Peruanismos*, Lima 1969.

Ordnet man diese 54 Ausdrücke, die den Kern des indianischen Wortschatzanteils ausmachen, nach ihren Ursprungssprachen, so stammen 20 von ihnen aus dem Ketschua, 16 aus dem Arawakisch-Karibischen, 15 aus dem Nahuatl und je einer aus dem Aimará, dem Araukanischen und dem Tupí-Guarani. Diese Verhältnisse weisen darauf hin, daß dem Arawakisch-Karibischen als erster Eingeborenensprache, mit der die Spanier in Amerika in Berührung kamen, trotz der frühen Ausrottung der antillanischen Indianervölker eine wichtige Mittlerfunktion zukam, und daß Ketschua und Nahuatl in der Kolonialzeit als «lenguas generales» neben dem Spanischen eine große gesellschaftliche Bedeutung besaßen. Im übrigen überrascht es nicht, daß die meisten dieser Ausdrücke sich auf die Vegetation und Tierwelt, sowie auf die traditionellen Lebensformen der ländlichen Bevölkerung beziehen.

Rolf Eberenz